



Frauen und Wissen- schaft

Beiträge zur Berliner
Sommeruniversität
für Frauen · Juli 1976

Comune di Padova
Sistema Bibliotecario

ALF - SLD

Sez. 5
Sottosez. *15*
Serie *x*
Sottos. *102*
Unità *102*

PUV 55

Courage Verlag Berlin

Frauen und Wissenschaft

Beiträge zur Berliner
Sommeruniversität
für Frauen · Juli 1976

Courage Verlag Berlin

SLD6, 15, 102

Herausgegeben von der Gruppe Berliner Dozentinnen

Comune di Padova
Biblioteca

Cod. Bibl. PUV 55

BID. IE10020297

INV. 1057936

2. Auflage, 1977

©COURAGE-Verlag

Bleibtreustraße 48, 1000 Berlin 12

Satz: Irma Grininger, Berlin 31

Repros: Viva-Frauendruck, Berlin 61

Druck: Oktoberdruck, Berlin 61

Layout: Cornelia Gewandt, Susi Ramps, Hajon

ISBN 3-921710-00-6

Abdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Autorinnen

INHALT

Vorbemerkung	6
Einleitung	9
Eröffnungsveranstaltung	
Einleitende Bemerkungen (<i>A. Tröger</i>)	13
Frauenbewegung und Frauenuniversität	
Die politische Bedeutung der Sommeruniversität (<i>G. Bock</i>)	15
Zur Weiterbildung der „Anderen Dienstkräfte“ (<i>K. Pistor</i>)	23
Die Verschlechterung der Situation der Frauen im Zweiten Bildungsweg (<i>J. Poppinga</i>)	29
Kampf ums Frauenstudium	
Studentinnen und Dozentinnen an deutschen Hochschulen (<i>I. Schmidt-Harzbach</i>)	33
Sozialisation von Mädchen in Familie und Schulwesen (<i>D. Schultz</i>)	74
Sexismus in der Schule (<i>Ch. v. Lengerke</i>)	84
Frauen im Strafvollzug (Zusammenfassung des Referates von M. Dürkop) An Stelle eines Flugblattes	90
	3

Frauen in der Psychologie und Psychiatrie (<i>I. Bartsch</i>)	93
Erfahrungen mit männlichen Therapeuten (<i>E. Kramm</i>)	110
Einige Prinzipien von Problemlösungsgruppen (<i>D. Dilthey</i>)	111
Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus (<i>G. Bock / B. Duden</i>)	118
Projekt: Zur Situation der Hausarbeit heute (<i>Autorinnenkollektiv</i>)	200
Die Frau als Naturwesen im Volksbuch von der 'Schönen Melusine' (<i>I. v. d. Lühe</i>)	220
Produktions- und Rezeptionsbedingungen amerikanischer Schriftstellerinnen Neue Ansätze einer feministischen Literaturkritik (<i>B. Schöpp-Schilling</i>)	230
Die Gretchen-Episode in Goethes Faust (<i>Th. Sauter-Bailliet</i>)	248
Berufsverbot für die Musen (<i>C. Rentmeister</i>)	258
Frauen in der russischen Revolution (<i>S. Plogstedt</i>)	298
Die Dolchstoßlegende der Linken: „Frauen haben Hitler an die Macht gebracht“ (<i>A. Tröger</i>)	324
Proletarischer Anti-Feminismus Dargestellt am Beispiel der SPD-Ortsgruppe Düsseldorf, 1890–1914 (<i>M. Nolan</i>)	356

Die Eigentumslosigkeit und Rechtlosigkeit der Frau im 19. Jahrhundert (<i>H. Schröder</i>)	378
Kritik des LAZ an der Sommeruniversität	395
Flugblatt zur Sommeruniversität	399
Frauenspezifische Lehrveranstaltungen an den Berliner Volkshochschulen und Universitäten	402
Adressenliste	409

Nächste Frauen-Universität

Die nächste Sommer-Uni soll vom 3.–8. Oktober in Berlin stattfinden. Wir haben diesen Termin gewählt, weil viele Frauen dann eher Zeit haben als direkt im Anschluß an das Semester. Das heißt aber nicht, daß es nun eine 'Herbst-Universität' werden soll!

Der zentrale Schwerpunkt wird sein: „Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte“. Andere Schwerpunkte werden zur Zeit noch diskutiert, sie werden in der COURAGE und in Rundschreiben an die Frauenzentren bekannt gegeben.

Kontaktadresse: Vorbereitungsguppe Sommer-Universität für Frauen
c/o Hanna Zidella
Kantstr. 125, 1000 Berlin 12

Vorbemerkung

Als Frauen begannen, die neuen Produkte ihrer feministischen Projekte zu verkaufen – vor allem Bücher und Zeitungen aus Frauendruckereien, Frauenverlagen, Frauenbuchläden, aber auch Dienstleistungen wie Beratung, Hilfe in Frauenkliniken, Frauenfeste –, als sie begannen, von dem Erlös ihre eigene Arbeit zu bezahlen und darüberhinaus Gewinn zu machen, die sie (unter anderem) in weitere Frauenprojekte investierten – an diesem Punkt begann auch eine wichtige Diskussion. Ist es gerechtfertigt – so wurde gefragt –, die eigene Arbeit und gar Profite von den Käuferinnen, die ja selbst wenig Geld haben, bezahlen zu lassen, oder steht dies im Widerspruch zu den eigentlichen Impulsen der Frauenbewegung? Werden aber denn Profite nicht ohnehin gemacht, und ist es dann nicht immer noch besser, Frauen geben ihr Geld an andere Frauen aus als an die Männer, die die Wirtschaft in den Händen haben? Falls sie gerechtfertigt sind – welche Projekte sollen dann mit dem Erlös gefördert werden? Wenn aber „Profite von Frauen für Frauen“ nicht akzeptabel erscheinen – woher sollen dann Frauen das Geld nehmen, das sie für ihre autonomen Aktivitäten brauchen?

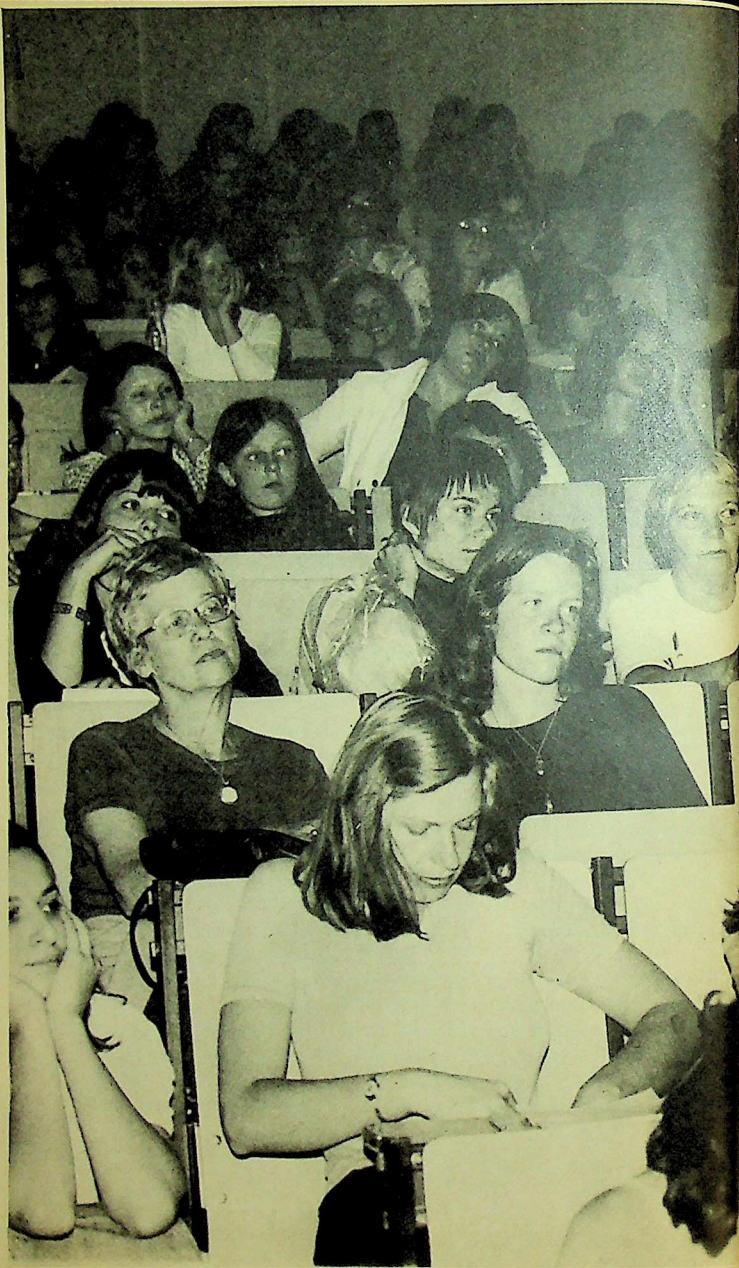
Auch wir Autorinnen dieses Buches standen vor diesen Fragen, und wir hielten sie für so allgemein wichtig, daß wir hier davon berichten. Sollte der Gewinn die Berliner Frauenzeitung „Courage“ stützen oder etwa zum Grundstein einer Zeitschrift über „feministische Wissenschaft“ werden? Sollten wir den Erlös als rechtmäßige Bezahlung unserer Arbeit für die Sommeruniversität ansehen? Sollten die einzelnen Frauen über die Verwendung ihres Anteils bestimmen, oder sollte der Erlös in einem Gruppenfonds verbleiben? Wer wird über einen solchen Fonds bestimmen, wenn wir, die wir uns anfänglich eher zufällig zusammengefunden haben und politisch recht heterogen sind, in einiger Zeit vielleicht in alle Winde zerstreut sind? Oder sollten wir den Verkaufspreis so niedrig ansetzen, daß schon gar kein Profit entsteht? Aber lohnt es sich denn andererseits, den Preis um bloße ein bis zwei Mark herabzusetzen?

Nach heftigen Diskussionen haben wir uns für letztere Alternative entschieden: sie war teilweise ein Kompromiß, teilweise eine Entscheidung für eine radikalere feministische Politik. Wir haben dieses Buch halb im Verlag (Courage) halb im Selbstverlag produziert: Die zur Herstellung im Voraus benötigte Summe haben wir (Dozentinnengruppe, Nebenwiderspruch, andere Darlehensgeberinnen) vorher aufgebracht, alle anfallenden Arbeiten

(Layout etc.) haben Frauen des Courage-Verlages ausgeführt. Der Courage-Verlag verzichtete auf die übliche Gewinnspanne. Wir wollen keinen Gewinn auf Kosten der Käuferinnen, und wir haben in die Sommer-Uni zwar viel Arbeit investiert, aber zum größeren Teil in unserer regulären Arbeitszeit. Ein bis zwei Mark können viel oder wenig sein, je nach Geldbeutel –, aber all die großen Profite, die ja auf Kosten von Frauen gemacht werden, sind die Summe von kleinen. Wir beschlossen, ein politisches Exempel zu statuieren:

Bücher können auch billiger sein als auf dem Büchermarkt, und unser Buch soll einen politischen, einen „feministischen Preis“ haben und möglichst vielen Frauen zugänglich sein.

Stattdessen fordern wir aber alle Leserinnen – und Leser! – auf, freiwillig für die genannten Frauenprojekte zu spenden. Wir haben uns vorgenommen, zur Finanzierung einer wissenschaftlichen Frauenzeitschrift uns an diejenigen Instanzen in Universität und Staat zu wenden, die über größere Geldquellen als die Frauen verfügen. An der Stärke der Frauenbewegung inner- und außerhalb der Universität wird es liegen, eine Kontrolle über unsere Aktivitäten zurückzuweisen, die die Männer bzw. der Staat an das Geld zu binden versuchen werden.



Einleitung

Noch 30 Jahre, nachdem die ersten Studentinnen um 1900 an den deutschen Hochschulen zugelassen wurden, blieb es dem Gutdünken einzelner Professoren überlassen, ob Studentinnen ihren Vorlesungen folgen, ihre Seminare besuchen, oder bei ihnen Prüfungen ablegen durften. Zwar waren Frauen nicht mehr grundsätzlich vom Studium ausgeschlossen, aber der Widerstand, der ihnen entgegengebracht wurde und das Fehlen einer starken Frauenbewegung, machte es ihnen unmöglich frauenspezifische Forderungen auch an den Inhalt der Wissenschaft zu stellen. Die physische Anwesenheit studierender Frauen allein konnte keinen Einfluß auf das patriarchale Erkenntnisinteresse der Wissenschaft haben. Die wenigen Frauen, die sich an den Universitäten durchsetzen konnten, mußten sich in der Regel an den Wissenschaftsbetrieb und seine herrschende Lehrmeinung anpassen.

Mit der neuen Frauenbewegung begannen Frauen sich gegen diesen Anpassungsdruck zu wehren. Wir, eine Gruppe von Dozentinnen, Assistentinnen und Doktorandinnen, die überwiegend aus dieser Frauenbewegung kommen, haben erfahren, daß unsere Anpassung an die Prinzipien der Universität um den Preis einer weitgehenden Selbstverleugung geschah, einer verinnerlichten Zensur, die es uns verbot, die eigene Unterdrückung ernst oder überhaupt wahr zu nehmen.

Der Anstoß zu einer Veränderung der Lehrinhalte kam vor allem von Studentinnen und Dozentinnen, die in Gruppen des Frauenzentrums oder des Lesbischen Aktionszentrums (LAZ) arbeiteten, und die sich jetzt an den Fachbereichen organisierten, kollektiv Seminare besuchten und gemeinsam Diplomarbeiten über die Situation von Frauen, ihre Geschichte usw. bearbeiteten. Assistentinnen und Dozentinnen stellten ihre Seminare zur Verfügung, bemühten sich, sie nicht im traditionell universitären Stil abzuhalten, sondern soweit wie möglich der Initiative der Studentinnen zu überlassen. Neu an diesen Seminaren war – und das bestimmte ihre anti-hierarchische Struktur – daß alle Frauen, auch die Dozentinnen mit ihren Fragestellungen Neuland betreten und die Quellen und Methoden für eine wissenschaftliche Bearbeitung erst finden mußten. Nachdem bereits viele Frauenseminare autonom Erfahrungen gesammelt hatten, begannen wir uns als „Dozentinnengruppe“ zu treffen. Im Dezember 1975 beschlossen wir, eine Sommer-Universität für Frauen zu organisieren, um unsere Dis-

kussionen um Frauen und Wissenschaft öffentlich und mit vielen Frauen zum Thema zu machen. Die Themen, die wir dort selbst einbringen konnten, waren durchaus heterogen und stellten nur einen Teil dessen dar, woran Frauen inzwischen arbeiteten und was an traditionellen Denkansätzen in Frage gestellt worden war.

Im Verlauf der Sommer-Universität, die durch die positive Reaktion der Frauen unsere Erwartungen um ein Vielfaches übertraf, zeigte sich, daß wir ein wesentliches Ziel, nämlich die schon bestehenden Initiativen zu stärken erreicht haben: viele Frauen erfuhren zum ersten Mal von den Aktivitäten und den Schwierigkeiten bei der Organisation der Frauen in den verschiedenen Frauenhochschulgruppen. Im Zusammenhang mit der geplanten Gründung eines Unabhängigen Studentenausschusses diskutierten viele Frauen erstmals ausführlich die Konzeption eines Frauenreferats. Einzelne Projekte, wie die Bildung einer Gruppe „Sexismus in der Schule“ und eines Arbeitsvorhabens „mündlich überlieferte Geschichte“ („oral history“), in der ältere Frauen interviewt werden sollen, sind aus den Arbeitsgruppen der Sommer-Universität hervorgegangen.

Die Notwendigkeit, mehr frauenspezifische Seminare an den Berliner Hochschulen in möglichst vielen Fachbereichen zu fordern, ist uns allen eindringlich deutlich geworden. Nicht zuletzt an der Tatsache, daß sich viele Frauen in ihrer Arbeitsfähigkeit, in ihrer Motivation zur wissenschaftlichen Arbeit gestärkt fühlten. Wir haben gesehen, daß wissenschaftliches Arbeiten dann mit Lust verbunden sein kann, wenn wir *unsere* Fähigkeiten für *unsere* Fragen und Interessen einsetzen.

Wir haben aber auch einige Fehler gemacht, die wir im kommenden Jahr nicht wiederholen wollen. Einige davon sind uns als unvermeidbar schon im Vorhinein bewußt gewesen: zu einer Vorbereitung zusammen mit den Frauenfachbereichsgruppen oder anderen Frauengruppen fehlte uns die Zeit. Auch wäre es dann vielleicht möglich gewesen, die Form der Einzelvorträge zu durchbrechen. Wir waren auch nicht in der Lage, für dieses Mal einen Weiterbildungsurlaub für berufstätige Frauen an der Universität durchzusetzen. Die Mütter haben sich gegen ihre Benachteiligung während der Sommeruniversität – wie auch in der Frauenbewegung – gewehrt. Für sie war die Teilnahme an der Sommer-Uni schwierig, da sich natürlich auch in unserer Veranstaltung die Mütter- und Kinder-feindlichen Züge der herkömmlichen Universität niederschlugen: die Betreuung der Kinder war nicht auf diese zugeschnitten, sondern auf das Erfordernis, sie „abzustellen“, und die Versammlung zeigte nicht selten Aggressionen gegen schreiende Kinder im Hörsaal. Am letzten Tage wurde die Diskussion um „Feministische Wissenschaft“ aufgestört von einer Mutter, die eine solche Diskussion in Frage stellte, falls sie sich nicht mit den Bedingungen des Mut-

ter-seins und der Mütterfeindlichkeit der Universität befasste. Hier wurde schnell deutlich, daß Kinder-Parkplätze längst nicht die Lösung dieses Problems sind, daß eine praktisch orientierte Frauenwissenschaft gerade auch aus dieser Perspektive die bestehenden Universitätsstrukturen aufbrechen muß.

Mit Recht kritisierten Frauen des LAZ, daß die Situation von lesbischen Frauen in den Vorträgen nicht zur Sprache kam und daß die Thematisierung den organisierten Lesbierinnen überlassen blieb. Als am 4. Tag der Sommer-Uni ein Hetzartikel der Bildzeitung („Terrormädchen: Ausbruch weil sie lesbisch sind?“) erschien und Frauen des LAZ eine allgemeine Diskussion forderten, haben wir anstelle der vorgesehenen Tagesordnung viele Stunden über den Zusammenhang zwischen Lesbisch-sein, Kriminalisierung und politischer Frauenautonomie debattiert und folgende Resolution aus der Dozentinnengruppe vorgeschlagen:

Die Teilnehmerinnen an der Sommeruniversität für Frauen in Berlin protestieren gegen den Artikel „Terror-Mädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ in der BILD-Zeitung vom 9. Juli 1976 (Ausgabe West-Berlin). Die Diffamierung und Kriminalisierung lesbischer Frauen ist ein Angriff auf die Frauenbewegung und alle Frauen. Wir, die wir unsere gesellschaftliche Situation und unsere persönlichen Beziehungen gemeinsam zu ändern versuchen, müssen angesichts dieses sexistischen Journalismus ebenfalls eine Kriminalisierung befürchten. Wir erklären deshalb, daß wir alle lesbisch sind.

Daß diese Resolution fast einstimmig beschlossen wurde, ist ein Beweis unserer umfassenden Betroffenheit und Solidarität.

Die Beiträge, die wir im folgenden abdrucken, verstehen sich als Dokumentation des Verlaufs der Sommeruniversität für Frauen. Einige von ihnen sind überarbeitet worden, andere nicht, und weitere Gründe für ihre inhaltliche und formale Heterogenität liegen in der Spontaneität der Entstehung unserer Gruppe und der Sommeruniversität. Da die Dimension der Veranstaltung unsere Voraussagen weit übertraf, konnten wir den Organisationserfordernissen nicht gänzlich gerecht werden: so war es uns weder möglich, die Teilnehmerinnen so zu registrieren, daß ein fortgesetzter Kontakt mit uns und unter ihnen möglich wurde, und vor allem vermochten wir nicht, systematisch Protokolle der Arbeitsgruppen anfertigen zu lassen und zu sammeln. Die Adressenliste im Anhang mag ein kleiner Ersatz sein: wir würden uns freuen, Resonanz, Kritik, Protokolle zu erhalten.

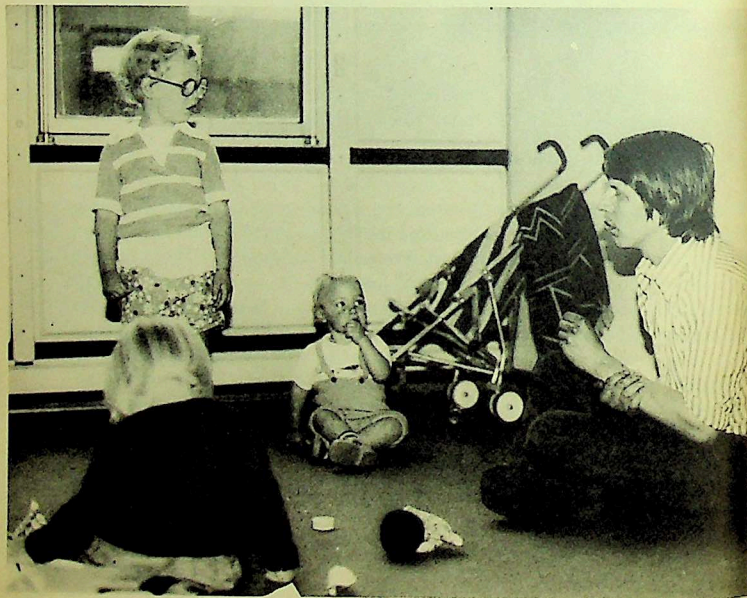


Eröffnungsveranstaltung

Wir, die Dozentinnengruppe haben zu dieser ersten Sommeruniversität aufgerufen, um nachdrücklich auf die bekannte, aber immer noch als „normal“ akzeptierte Tatsache hinzuweisen, daß die Interessen von Frauen im Lehr- und Forschungsbetrieb der Universitäten runter gebügelt werden. Die alte Ordinariuniversität war offen frauenfeindlich, die neue, „reformierte“ Universität ist es auch, vielleicht etwas verschleierter. Nur eine lebendige und kämpferische Frauenbewegung an den Universitäten kann die frauenfeindlichen Inhalte in Forschung und Lehre angreifen und einen neuen, feministischen Begriff von Wissenschaft entwickeln und durchsetzen.

Wir haben außerdem zu dieser Sommeruniversität aufgerufen, um einen Gegendruck gegen die Arbeitslosigkeit und die massive berufliche Dequalifizierung zu schaffen, die gegenwärtig in allen wirtschaftlichen Bereichen, besonders aber an den Hochschulen durchgesetzt wird. Verschärfte Rationalisierungsmaßnahmen, Abbau von Arbeitsplätzen von Arbeiterinnen und z.Zt. besonders von Angestellten, Zulassungsbeschränkungen zu den Hochschulen (Numerus clausus), Verengung des zweiten Bildungsweges, Abbau der Ausbildungsförderung (BAföG) und die bürokratische Verordnung von „Regelstudienzeiten“ führen zu einer Vertiefung und Zementierung der Chancengleichheit zwischen Frau und Mann.

Doch bevor wir genauer auf die Ziele dieser Sommeruniversität eingehen, will ich etwas über uns selbst sagen: Wir sind eine Gruppe von Assistentinnen, Assistenzprofessorinnen und Lehrbeauftragten, also Angehörige des sogenannten Mittelbaus, der Stufe in der Universitätshierarchie, in die Frauen seit Ende der sechziger Jahre im nennenswerten Ausmaß vorgelassen wurden. Die Dozentinnengruppe an der Freien Universität bildete sich im Sommersemester 1975 anlässlich der Lehrveranstaltung „Marxismus und Feminismus“ am Otto-Suhr-Institut. Seit damals sind erst wenige Kolleginnen aus der PH und TU zu unserer Gruppe gestoßen. Daß Professorinnen und Assistentinnen heute nicht mehr isoliert als Einzelkämpferinnen, wie in den fünfziger und sechziger Jahren sich durchsetzen müssen, sondern organisiert als Gruppe unsere Interessen vertreten, ist ein Resultat der neuen Frauenbewegung. Ohne die Arbeit der Studentinnengruppen an den verschiedenen Fachbereichen wäre unsere Gruppe nicht entstanden.



Wir sind ein Teil der außeruniversitären Frauenbewegung und zwar nicht nur, weil einige von uns – zum Teil schon seit Jahren – aktiv in dieser Bewegung mitgearbeitet haben, sondern weil wir die Fragestellungen, Inhalte und Forderungen der Frauenbewegung in die Universität tragen und so die Bewegung verbreitern. Zuerst konzentrierte sich unsere Diskussion in der Gruppe auf die Frage, wie wir feministische Inhalte in unsere Seminare und Übungen einbringen und wie wir alleine oder zusammen mit Studentinnen Forschungsprojekte durchsetzen könnten, die den Interessen der Frauen und der Frauenbewegung dienen. Aber es wurde uns bald klar, daß diese Probleme und Fragen nicht von einer Dozentinnengruppe gelöst werden können, daß feministische Lehr- und Forschungsinhalte zur individuellen „Note“, oder zum Spleen von einigen wenigen Dozentinnen verkommen, wenn sie nicht von einer breiten Frauenbewegung an den Hochschulen getragen und als regulärer Bestandteil der Ausbildung und der Qualifizierung durchgesetzt werden.

Die drohende Arbeitslosigkeit eines großen Teils unserer Gruppe machte uns schließlich bewußt, daß Arbeitslosigkeit und Dequalifizierung nicht nur ein individuelles Problem einzelner Frauen ist, das durch Mausechelen, Beziehungen und durch den persönlichen Einsatz im allgemeinen Stellengerangel – in dem Frauen eh nicht mithalten können – gelöst werden könnte. Als Opfer und Teil einer strukturellen, d.h. langfristigen Arbeitslosigkeit bleibt uns Frauen nur der organisierte Widerstand übrig.

Das waren im wesentlichen unsere Gründe, Euch zu dieser ersten – und hoffentlich nicht letzten – Sommeruniversität einzuladen.

Die folgenden Beiträge dieser Eröffnungsveranstaltung sollen unseren Standpunkt im einzelnen verdeutlichen:

Frauenbewegung und Frauenuniversität

Zur politischen Bedeutung der „Sommeruniversität für Frauen“

Bisher wurden die zwei wichtigsten Gründe für eine solche Frauenuniversität, wie es diese Veranstaltung sein soll, dargestellt: erstens sind die Frauen kein Gegenstand der Wissenschaft, sind von deren Thematik weitgehend ausgeschlossen (zugunsten des „Menschen“), und zweitens sind sie aus den wissenschaftlichen Berufen, aus Forschung und Lehre weitgehend ausgeschlossen. Sie sind also weder Objekt noch Subjekt der Wissenschaft. Wenn sie gelegentlich doch zu ihrem Gegenstand gemacht werden, so nur um den Preis von vielerlei Vorurteilen, z.B. über die Natur der Frau. Wenn sie doch zu einem wissenschaftlichen Beruf zugelassen werden, so nur um den Preis, sich dem von Männern bestimmten Betrieb auf vielerlei Weise anpassen zu müssen.

Daß Frauen selten Wissenschaftlerinnen und kaum Gegenstand der Wissenschaft sind, war im Grunde schon lange bekannt. Warum also gerade jetzt die Sommeruniversität für Frauen? Stellen wir uns vor, einige Vertreterinnen respektabler Fächer wie Byzantinistik, Forstwirtschaft und Physik hätten sich vorgenommen, heute ihre neueren Ergebnisse der Öffentlichkeit vorzutragen: wir würden nur wenige Frauen versammelt finden. Ähnlich hätte es wohl ausgesehen, wenn wir uns mit unseren heutigen Themen 1964 oder 1968 der öffentlichen Diskussion gestellt hätten. Der Unterschied liegt klar auf der Hand: in der Zwischenzeit ist eine Frauenbewegung entstanden und ist zu einer Massenbewegung geworden, eine Frauenbewegung, die sich anfänglich in Frauenzentren organisiert hat, aber immer mehr über diese Zentren hinausgreift. Die Sommer-Universität, die etwas an der Universität verändern will, ist also nicht etwa deshalb möglich geworden, weil ein paar Dozentinnen etwas kapiert haben, sondern weil viele Frauen viel kapiert haben und dabei sind, etwas an der Gesellschaft zu verändern.

Uns liegt sehr daran, diesen Zusammenhang zwischen unserer Veranstaltung an der Universität und der außeruniversitären Frauenbewegung hervorzuheben, und in der Tat stammten die ersten frauenbezogenen Initiativen an der FU von Frauen aus dem Frauenzentrum und seinem Umkreis. Sie wollten die Impulse und die Stärke, die sie durch die Gemeinsamkeit

mit vielen anderen Frauen erhalten hatten, jetzt an ihren Arbeitsplatz weitertragen, der für sie Universität hieß; wir wollten hier das realisieren, was wir in der Frauenbewegung erfahren hatten: daß das Persönliche auch politisch – und wissenschaftlich! – ist und daß wir gemeinsam stark sind.

Aber der Zusammenhang mit der Frauenbewegung liegt nicht nur darin, daß viele von uns aus der Frauenbewegung kommen und daß die Frauenbewegung die Sommeruniversität überhaupt ermöglicht hat, sondern er hat noch einen dritten Sinn: nämlich den, daß wir in unserer Politik an der Universität nicht nur Universitätspolitik machen wollen. Was heißt das aber nun, wird frau sich mit Recht fragen; ist das nicht ein bloßes Lippenbekenntnis, wo wir doch gerade in der privilegierten Situation von wohlbestallten Dozentinnen und von Studentinnen, künftigen mehr oder weniger hochqualifizierten Berufstätigen, sind? Wo wir durch Ausbildung und Beruf recht weit entfernt sind von dem egalitären Anspruch der Frauenbewegung und erst recht von der Situation der meisten übrigen Frauen? Sollen hier auf dem Rücken der Frauenbewegung neue Privilegien für wenige Frauen geschaffen werden? Es gibt genug Beispiele dafür – z.B. die erste Frauenbewegung oder die späten sechziger Jahre, als „Marx an die Uni“ befördert werden sollte –, daß in demselben Augenblick, wo eine Bewegung den Marsch durch die Institutionen und Berufe antritt, ihr auch allmählich die Spitze abgebrochen wird: sei es durch Konkurrenzverhalten und Konkurrenzdruck, sei es durch andere Anpassung an die Institution.

Die Frage ist berechtigt. Ebenso berechtigt, ja notwendig, ist es aber auch, daß wir – und alle Frauen! – von unserer jeweils eigenen Situation ausgehen. Die Universität ist unser Arbeitsplatz. Wenn wir hier beginnen, gegen die Benachteiligung von Frauen zu kämpfen, so ist das nicht Beschränkung auf einen Elfenbeinturm, sondern ein Angriff auf ihn, den wir auch an unserem Arbeitsplatz führen müssen. Wir können und wollen nicht stellvertretend für andere Frauen kämpfen. Trotzdem müssen und wollen wir die Gefahr neuer Privilegien ernst nehmen (allerdings nicht, wenn sie von denjenigen beschworen werden, die damit unsere Kämpfe blockieren wollen und von der gegenwärtigen Universitätsstruktur auf unsere Kosten profitieren!). Ich will deshalb versuchen, an drei Fragen zu zeigen, was für uns heißt, daß wir zwar Politik an der Universität, aber nicht nur Universitätspolitik machen wollen, daß unsere Aktivitäten Teil eines umfassenden Kampfs gegen Ausbeutung sein können. Die drei Fragen sind: wen können und wollen wir mit der Sommer-Uni erreichen, was sind die inhaltlichen Veränderungen, die wir für Wissenschaft und Universität anstreben? Was bedeutet unsere Autonomie als Frauen und unsere Öffentlichkeit?

1. Als wir die Idee einer Sommeruniversität hatten, gingen wir anfänglich ganz selbstverständlich davon aus, daß sie nicht nur für alle Frauen offen

sein, sondern allen Frauen auch etwas bieten sollte. Hiervon ist nur das erste übriggeblieben, nämlich die für alle Frauen offene Sommer-Uni. Wir mußten aber einsehen, daß wir nicht – bzw. noch nicht – allen Frauen etwas zu bieten haben. Und zwar, weil wir viele wichtige Bereiche nicht abdecken konnten – z.B. Sozial- und Familienpolitik – und außerdem für die Problematik vieler anderer Bereiche nicht kompetent sind: z.B. die Mehrzahl der Frauenberufe, die an der Universität neben den Studentinnen und Dozentinnen vertreten sind. Wir planen aber, diesen Rahmen, der ohnehin nur ein erstes Experiment ist, in Zukunft zu erweitern: und zwar kann es dann nicht nur darum gehen, allen Sparten von Frauen etwas anzubieten, sondern eher darum, ein Forum bereitzustellen, wo Frauen unterschiedlicher Interessen und Herkunft selbst aktiv werden können. Im übrigen orientiert sich ein großer Teil der Themen, die wir zur Diskussion stellen werden, keineswegs nur an unserem Arbeitsplatz Universität, sondern an der Situation aller Frauen: z.B. die Frau im Gesundheitswesen, in der Psychiatrie, in der Schule, oder die Frau als Schriftstellerin sind Themen der Frauen-Uni. Vor allem trifft dies für die Thematik der Hausarbeit zu: die herkömmliche Wissenschaft meinte mit „Frauenarbeit“ immer nur die entlohnte Arbeit, die Hausfrau wurde in den Wissenschaften nie behandelt, weder sie noch ihre Arbeit waren bisher ein erkenntniswürdiger Gegenstand. Der Grund: Hausarbeit wurde als das Wesen der Frau, als Natur des weiblichen Geschlechts angesehen und entsprechend behandelt – nämlich für selbstverständlich gehalten. Daß das Thema „Hausarbeit“ einen Tag der Sommer-Uni bestimmen soll, heißt deshalb, daß wir uns auf die Masse der Frauen außerhalb der Universität beziehen. Und zwar ganz konkret: denn auch wir sind an unserem *besonderen* Arbeitsplatz Universität davon betroffen, daß der *allgemeine* Arbeitsplatz der Frauen in dieser Gesellschaft der Haushalt ist. Wir wissen, daß wir uns an der Universität nicht befreien können, solange wir nicht die unbezahlte Hausarbeit *aller* Frauen in Frage stellen.

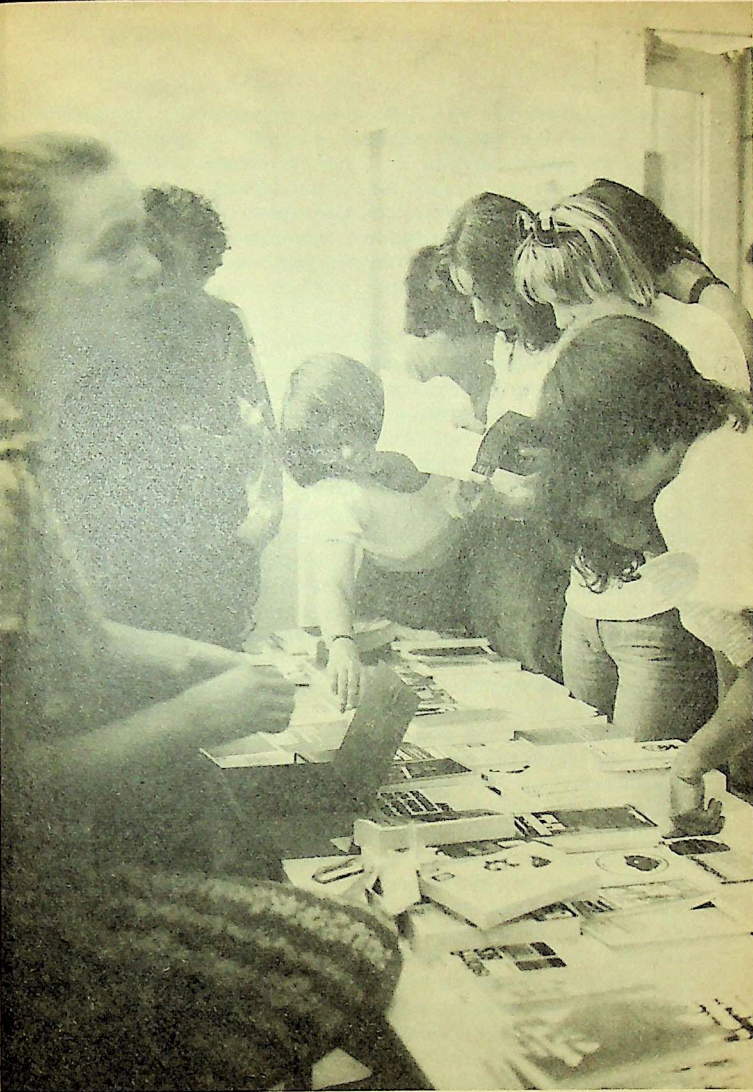
2. Wir kritisieren die herrschende Wissenschaft, die es, was uns betrifft, mit der Wahrheit nie sonderlich ernst genommen hat. Hat sie doch entweder unsere Existenz, oder wenn nicht unsere Existenz, so doch unsere Kämpfe verschwiegen und unterschlagen. In ihren Büchern tauchen wir entweder gar nicht auf, oder verzerrt: positiv, unterwürfig, häuslich, konservativ, sittsam. Diese Lüge der Wissenschaft dient der gesellschaftlichen Realität, in der entweder unsere Existenz unbeachtet blieb oder unsere Kämpfe zerschlagen, verschwiegen oder reduziert wurden auf bloßes Schlafzimmer- und Küchen-Gezänk; Stärke, Aktivität und Initiative wurden uns nur für Zeiten von Krieg, Krise und der Mehrarbeit als Doppelbelastung zugebilligt. Das angebliche Gezänk aber haben wir in der Frauenbewegung

öffentlich gemacht, für eine ernsthafte Auseinandersetzung und für politisch erklärt, und unsere Befreiung wollen wir nicht länger um den Preis von zusätzlicher Arbeit erkaufen.

Was heißt das für unseren Angriff auf die herrschende Wissenschaft? Zweierlei: In der Frauenbewegung wurden wir uns unserer gesellschaftlichen Ohnmacht bewußt und taten uns zusammen, sie zu bekämpfen; zweitens erkannten wir, daß wir anders sind, als diese Gesellschaft uns haben will, definiert, zugerichtet, anders als das Bild, das man sich von uns macht. Wir stellten damit die Frage nach unserer realen und möglichen Erfahrung, nach unseren Bedürfnissen, nach unserer Identität und unserer Macht, sie zu entfalten. Diese zwei Momente, *Frauenmacht und unsere Identität*, setzen wir gegen die Irrtümer und Lügen der akademischen Wissenschaft und messen an ihnen unsere eigene Arbeit. Das aber heißt, was wir wollen, ist weit mehr als nur neue Werte und Philosophien, mehr als „Frauenkultur“ und „Frauenstudium“ im engen Sinn der „Studien von Frauen über Frauen“. Wir wollen nicht nur die akademische Wissenschaft um einen sogenannten Frauenaspekt additiv ergänzen, wir wollen nicht nur Forschungslücken erst entdecken und dann ausfüllen. Wir wollen mehr als nur Objekt und Subjekt der Wissenschaft werden: wir wollen sie und die Gesellschaft verändern. Radikal.

Eine Wissenschaft, die Frauenmacht und die Suche nach unserer Identität zum Maßstab nimmt, muß mit vielem aufräumen. Bezüglich der *Institution* Universität heißt das, daß wir unsere Bedürfnisse und Interessen wirklich wollen: z.B. wollen wir weder zur Mutterschaft gezwungen sein noch zu der Wahl zwischen Mutterschaft und Beruf, noch können wir eine Universität akzeptieren, in der wir bestenfalls unsere Kinder in einem Kinderghetto abstellen können wie man ein Auto parkt, um arbeiten zu können: wie die Gesellschaft, so ist auch die Universität frauen- und kinderfeindlich. Was dieses für die *Inhalte* der Universität heißt, läßt sich schwer zusammenfassen, denn das, was wir abwechselnd frauenspezifische Forschung und Lehre, frauenbezogenes Studium, Frauenstudium, Frauenwissenschaft oder feministische Wissenschaft nennen, existiert noch nicht und muß erst geschaffen werden. Einige Aspekte will ich trotzdem aufzuzählen versuchen.

Eine Frauenwissenschaft muß interdisziplinär sein: denn eine einzelne Wissenschaft oder Methode reicht nicht aus, unsere Fragen zu beantworten. Aber auch das Zusammenwirken verschiedener Fachrichtungen bleibt formal und abstrakt, wird sie nicht auf eine bestimmte Praxis bezogen. Praxisbezug ist ein alter Hut der Universitätsreform, den wir wie vieles andere umkrempeln müssen, indem wir selbst bestimmen, um was für eine Praxis es sich handeln soll. Unsere Praxis kann eine individuelle der eigenen



Identitätsfindung sein oder diejenige einer befriedigenden Berufsausübung, beides aber ist nur dann realistisch, wenn wir uns an einer kollektiven Praxis von gesellschaftlicher Macht für alle Frauen orientieren, sei es in unseren Kämpfen im Umkreis der Frauenzentren, sei es in denen an unseren Arbeitsplätzen. Die Wissenschaft, die wir wollen, spürt also diejenigen Angelpunkte und Gelenkstellen auf, an denen wir ansetzen müssen, um eine Gesellschaft radikal zu verändern, die auf unserer institutionalisierten Ohnmacht beruht und eine Wissenschaft hervorbringt, die uns verschweiget oder nur als Spezialfall zuläßt.

Was die Methoden einer „Frauenwissenschaft“ betrifft, so läßt sich – für die Sozialwissenschaften – sagen, daß sie nicht so sehr auf die Aktionen sogenannter großer Individuen, d.h. meist von Männern, aus ist und stattdessen die Situation von großen Massen, von Klassen und vor allem der vernachlässigten weiblichen Bevölkerung behandelt. Auf der anderen Seite müssen wir ebenso vom Individuum, von der unmittelbaren Erfahrung der Frauen, d.h. von unserer eigenen, ausgehen – wie es im übrigen auch tatsächlich die Männer tun, ohne es zuzugeben, wenn sie ihre „Urteile“ über Frauen als Wissenschaft ausgeben. Die eigene Erfahrung wissenschaftlich fruchtbar zu machen, heißt aber nicht, einer angeblich exakten rational-logischen Methode eine irrational-emotional-weibliche entgegenzustellen: das wären falsche Fronten. Der springende Punkt liegt vielmehr darin, daß die kapitalistische Rationalität die Emotionen aus dem was Vernunft genannt wird, verbannt hat; der Kapitalismus hat das Nicht-Funktionale und das Nicht-System-Konforme aus Gesellschaft und Wissenschaft ausgeschlossen, zur Un-Natur und Un-Vernunft erklärt; er hat Rationalität so definiert, daß Frauen, Kinder, Geistesgestörte als unvernünftig gelten; er hat Wissenschaft so definiert, daß alles Nicht-Quantifizierbare, Nicht-Planbare als irrational und gesellschaftswidrig erscheint. Daß aber umgekehrt gerade die Rationalität der herrschenden Wissenschaft irrational ist, sieht man leicht an dem wirklichkeitsfremden Bild, das sie sich von der Frau gemacht hat – von der Psychologie bis zur Geschichtswissenschaft. Die Frau wird hier fast immer nur als passiv angesehen, als Objekt, als Opfer, als Natur und unterdrücktes Anhängsel. *Unsere* Wissenschaft zeigt aber nicht nur die Unterdrückung der Frauen, sondern auch die Dialektik zwischen Unterdrückung und Autonomie, d.h. sie zeigt auch, wo Frauen aktiv, autonom waren, wo und wie sie sich Macht erkämpft haben, ihre Bedürfnisse durchzusetzen. Möglicherweise werden wir mit unserer Frage nach Frauenmacht und -identität, nach den Bedürfnissen und nach der Dialektik von Macht und Ohnmacht der Frauen nicht nur Vorurteile und Irrtümer aufdecken, sondern für die gesamte heutige Gesellschaft die Frage der Macht neu formulieren können: denn die Macht, die wir wollen, ist

nicht eine Macht, um aus anderer Menschen Arbeit Profit herauszuschlagen, sondern die Macht, unser eigenes Leben zu bestimmen.

3. Was dies alles organisatorisch, für eine kurz- und langfristige autonome Frauenpolitik an der Universität heißt, soll während der Sommer-Uni besprochen werden. Zu einem Punkt der organisatorischen Seite der Frauenaufonomie möchte ich aber noch kurz Stellung nehmen: nämlich dazu, daß diese Veranstaltung nur Frauen offen steht. Die Wogen der Erregung sind hochgeschlagen. Man bzw. frau muß sich dabei einmal klar machen, daß die Aufmerksamkeit, die der Ausschuß von Männern erregt, selbst schon aufschlußreich ist. Denn wer hat sich bisher darüber erregt, daß Frauen von einer Unzahl von Männergremien ausgeschlossen wurden? Haben sich diese Männer je dafür legitimiert oder legitimieren müssen? Und warum nicht? Im Grunde war man immer der Meinung, daß die Frauen daran eigentlich selbst Schuld hatten: denn sie sind ja für die Kinder und die Privatsphäre verantwortlich, sind unpolitisch und irgendwo auch nicht recht geeignet für das öffentliche Leben. Wir aber wissen, daß wir meist keine andere Wahl, sehr wohl aber andere Bedürfnisse haben.

Charakteristisch für jene Meinung ist der Reporter, der gestern unsere Pressekonferenz verließ, nachdem wir erklärten, unsere Veranstaltung sei nur für Frauen, aber öffentlich für alle Frauen. Er ließ daraufhin über dpa an alle Redaktionen verbreiten, daß die Sommer-Universität unter Ausschuß der Öffentlichkeit stattfindet. Wir können wieder einmal sehen, wie diejenigen, die die Macht – z.B. die Macht über die Presse – haben, darüber verfügen, was öffentlich ist. Ein Mann hat mit der ganzen Autorität, die ihm die Institution einer Presseagentur verleiht, verfügt, daß „öffentlich“ nur sein kann, wo Männer sind. Wo aber Frauen sich versammeln, herrsche Privatheit. Das ist nicht neu: wir sind seit Jahrhunderten aus der Öffentlichkeit ausgeschlossen, und der Reporter steht damit in der besten Tradition seit dem heiligen Paulus („lasset eure Weiber schweigen in der Gemeinde, denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden“).

Eine derartige Öffentlichkeit, wie sie dpa repräsentiert, ist nicht neutral, sondern darauf aus, uns in unserer bisherigen Rolle als brave Zuhörerinnen der Männer zu halten und uns bei anderen Frauen über die Presse zu diffamieren.

Dagegen setzen wir unsere eigene Öffentlichkeit, unsere autonome Gegenöffentlichkeit. Wir versammeln uns ohne diejenigen, für die wir als blosses Anhängsel gelten und die für unseren Ausschuß aus der „Öffentlichkeit“ verantwortlich sind. Diese Autonomie ist Protest, aber nicht Rache. Und ebensowenig ist sie Schwäche – etwa weil wir Angst hätten vor der Anwesenheit von Männern –, sondern die Stärke, die im gemeinsamen Handeln von Frauen liegt. Wir bestehen darauf, daß, nachdem wir jahr-

hundertlang durch die Wissenschaft der Männer definiert worden sind, wir selbst und ohne Männer bestimmen, was unsere Situation ist. Von hier aus Strategien zu finden, um diese Situation zu verändern: erst das bedeutet – jenseits der Abwesenheit von Männern – eine Autonomie, die wir uns erst noch erkämpfen müssen.

Gisela Bock

Zur Weiterbildung der weiblichen „Anderen Dienstkräfte“ an der Universität

Ursprünglich wollte ich etwas über die Situation der Frauen unter den sogenannten „Anderen Dienstkräften“ sagen. Die „Anderen Dienstkräfte“ – das ist das gesamte nicht-wissenschaftliche Personal an der Universität, die Arbeiter und Angestellten. Der weitaus größere Teil unter den „Anderen Dienstkräften“ sind Frauen – schätzungsweise zwei Drittel. Genaue Zahlen und Statistiken darüber gibt es nicht. Auch nicht über den geschlechtsspezifischen Anteil an bestimmten Berufen oder eine geschlechtsspezifische Aufgliederung der Lohnskala.

Daher erübrigt sich eine Spekulation über die allgemeine Situation der an der Universität arbeitenden weiblichen Angestellten und Arbeiterinnen – eine Analyse steht allerdings an.

Ich möchte mich deshalb auf einen Punkt in meinen Ausführungen beschränken, der mir aus meiner eigenen beruflichen Tätigkeit an der Uni vertraut ist, nämlich die Fort- und Weiterbildung für Andere Dienstkräfte. Ich habe im Sekretariat für Fort- und Weiterbildung der FU Berlin einige Frauenkurse durchgeführt, die in diesem Rahmen für die weiblichen „Anderen Dienstkräfte“ angeboten wurden, bisher insgesamt drei. Warum sind diese Kurse notwendig?

Das Kursprogramm des Sekretariats für Fort- und Weiterbildung der FU richtet sich generell an alle „Anderen Dienstkräfte“, also Männer und Frauen, die an den Kursen während ihrer Dienstzeit teilnehmen können.

Die Kurse dienen der beruflichen Qualifikation und der politischen Bildung. Das Angebot ist breit gefächert. Alle Kurse, seien sie nun beruflqualifizierend oder gesellschaftspolitisch weiterbildend, haben den Anspruch, sich an den Interessen der „Anderen Dienstkräfte“ zu orientieren und daran anzuknüpfen, also nicht einfach abgehobene Wissensvermittlung zu sein.

Dabei werden allerdings lediglich die beruflichen bzw. am Arbeitsleben der „Anderen Dienstkräfte“ orientierten Interessen berücksichtigt. Dies bedeutet praktisch die Spaltung des Einzelnen in ein quasi „gesellschaftlich-berufliches“ Wesen und in ein „privates“ und läßt Probleme als „gesellschaftliche“ oder aber „private“ erscheinen. Das heißt aber auch, daß

Unterdrückung und Ausbeutung auf den beruflichen Bereich beschränkt scheinen.

Und hier müssen Frauenkurse einhaken.

Denn gerade diese Trennung von „gesellschaftlich“ und „privat“ ist ein Faktor der Unterdrückung der Frauen, denn sie ignoriert deren konkrete Arbeits- und Lebenssituation. Weder berücksichtigt z.B. das Arbeits- oder Tariffrecht die zweite Hälfte des Arbeitstages berufstätiger Frauen, den sie als Hausfrauen und Mütter abzuleisten haben, noch wird bei der Bestimmung beruflicher Qualifikationen der Tatsache Rechnung getragen, daß Frauen aufgrund ihrer spezifischen Sozialisation Fähigkeiten für bestimmte Berufe mitbringen, die als „natürlich“ angenommen und in der Lohnfüße nicht berücksichtigt werden (z.B. Fingerfertigkeit, gepflegtes Aussehen, Kaffeekochen und vieles mehr).

Auch die Tatsache, daß wir an einer „partnerschaftlich“ und „mitbestimmungsorientierten“ Universität arbeiten, verändert die Situation des Einzelnen noch nicht wesentlich; das wurde von einem Gewerkschaftskollegen treffend beschrieben:

„Früher knallte ein Professor ein schlecht leserlich geschriebenes Papier mit den Worten auf den Tisch: Machen *Sie* mal . . . Heute sagt er in einzelnen Fachbereichen immerhin schon: Mach mal . . .“

Das Autoritätsverhältnis Vorgesetzter – Untergebener ist geblieben, wenngleich leicht verschleiert.

Das Autoritätsverhältnis Männer – Frauen scheint mir bis heute kaum in Frage gestellt. Wenn einzelne Kollegen im Zusammenhang mit frauenpolitischen Aktivitäten einzelner Frauen anzüglich von „Frauenkrankheiten“ reden oder Kolleginnen als „süße Mäuse“ beschreiben, wenn Vorgesetzte Frauen empfehlen, an Frauenkursen doch in der Freizeit teilzunehmen, da es ja doch nur um ihre privaten Probleme ginge, dann ist das nur die Spitze des Eisberges. Jede Kollegin ist damit früher oder später konfrontiert. Jede muß für sich alleine darauf reagieren und entweder den Fehdehandschuh schmeißen (was den Arbeitsfrieden kostet) oder hilflos gute Miene zum bösen Spiel machen –, was vielleicht die Anerkennung der männlichen Kollegen garantiert, daß es sich doch da mal wieder um eine echt emanzipierte und nicht-zimperliche Frau handele.

Diese Mißachtung von Frauen, die sich, wie wir gesehen haben, ausdrückt in der Spaltung ihrer Interessen und Probleme in berufliche und scheinbar private, die sich aber auch ausdrückt in der Mehrfachbelastung durch Beruf und Familie, und sie gipfelt in sexistischen Verhaltensweisen von Vorgesetzten und einzelnen Kollegen, macht es notwendig, daß die betroffenen Frauen versuchen, zusammen über ihre Probleme zu diskutieren

und zu einem gemeinsamen Selbstverständnis zu finden.

Hierzu sollten die Frauenkurse, die an der Uni in den letzten Semestern gemacht wurden, ein erster Schritt sein.

Zunächst zum quantitativen Aspekt dieser Kurse: Bisher wurde in jedem Semester höchstens ein Kurs durchgeführt. Das liegt u.a. daran, daß diese Arbeit hauptsächlich von einer Frau getragen wurde.

Probleme, die sich bei der Organisation und Durchführung stellten, bewegten sich auf zwei Ebenen.

Eine dieser Ebenen ist die institutionelle: Hier gab es ziemliche Schwierigkeiten, diese Kurse in dem für die Organisation zuständigen Sekretariat durchzusetzen. Darüberhinaus muß die Notwendigkeit dieser Kurse Semester für Semester neu ausgewiesen werden – was von Dozenten anderer Kurse nicht in dem Maße verlangt wird, sondern da werden Angebote im wesentlichen fortgeschrieben. Für die Frauenkurse hingegen muß ich immer wieder argumentieren, daß diese Kurse nicht „individualistisch“ oder gar „gewerkschaftsfeindlich“ seien und die Frauen weder „entpolitisieren“ noch in eine private idyllische Ecke treiben. Kurz: Frauenkurse, die undogmatisch an den unmittelbaren Interessen der Frauen anknüpfen, die von vornherein weder gewerkschaftlich noch sonstwie orientiert sind außer an der konkreten Arbeits- und Lebenssituation der betroffenen Frauen, müssen sich ständig legitimieren und werden allzuleicht als unpolitisch und gesellschaftlich irrelevant abgestempelt.

Ein weiterer Punkt ist, daß ich bisher kein Team nach meinen Wünschen und Kriterien (z.B. Erfahrung in der Frauenarbeit u.a.) aufbauen konnte. So muß man den Kurs alleine machen und lediglich zu einzelnen Stunden sogenannte „Fachfrauen“ hinzuziehen.

Über den Bereich des Sekretariats hinaus gibt es natürlich Schwierigkeiten mit zahlreichen Vorgesetzten, die „ihren“ Frauen verbieten wollen, an einem Kurs teilzunehmen oder sie zwingen wollen, diesen in ihre sogenannte Freizeit zu verlegen. Überhaupt werden Kolleginnen, die sich allzu energisch für einen Frauenkurs einsetzen, von ihren Vorgesetzten häufig diffamiert in dem Sinne, daß sie persönlich ja wohl mit besonderen Problemen zu kämpfen hätten.

Den Problemen auf der institutionellen Ebene entspricht das scheinbar nur geringe Interesse, welches die Frauenkurse bei den Kolleginnen findet. So war ich anfangs immer wieder deprimiert darüber, wie wenig Frauen sich auf die offiziellen Kursankündigungen im Weiterbildungsprogramm oder im FU-Info für den Kurs meldeten. Ich entschloß mich daraufhin, gezielt in einzelne Bereiche der Uni zu gehen, dort die Frauen direkt auf einen Frauenkurs hin anzusprechen und ihnen gleichzeitig ein vorläufiges aber konkretes Konzept zu unterbreiten. Die Kolleginnen reagierten über-

wiegend spontan und sehr interessiert. Manch eine sagte, daß sie so etwas schon immer gerne mal gemacht hätte, aber nicht wußte, daß es das gibt. Andere Frauen überlegten, ob es denn für sie sinnvoll sei, weil sie in ihrem Alter doch eigentlich schon alles hinter sich hätten und sich so gut wie möglich arrangieren würden. Eine junge ausländische Arbeiterin wollte an einem Frauenkurs unbedingt teilnehmen, um mit ihrem Mann besser argumentieren und sich besser durchsetzen zu können. – Überhaupt schien es häufig erst einmal der eigene Mann zu sein, dem gegenüber Frauen sich durchsetzen wollten und erst in zweiter Linie der Chef.

Etliche Frauen jedoch hatten Angst, an dem Kurs teilzunehmen, da sie Konflikte am Arbeitsplatz, hauptsächlich mit dem Vorgesetzten befürchteten. An einem Kurs teilnehmen – ja. Aber die Teilnahme erst gegen den Widerstand des Vorgesetzten durchsetzen –, das sind verständlicherweise zwei verschiedene Angelegenheiten. Noch dazu, wenn es sich um einen Frauenkurs handelt.

Häufig haben Frauen auch ein schlechtes Gewissen, an einem Kurs teilzunehmen, der so bewußt an ihren Interessen und Problemen anknüpft – ihnen also auch noch Spaß macht –, und das während der Arbeitszeit! Denn, das haben sie bisher täglich erfahren: Arbeit macht mehr Mühe als Spaß und was ihnen Spaß macht oder was sie als Frau unmittelbar betrifft, wird nicht ernstgenommen. Dieses schlechte Gewissen wird natürlich durch die Haltung von Vorgesetzten, aber auch durch die generelle Spaltung des Einzelnen in ein betriebliches und gesellschaftliches und in ein vorgeblich privates Wesen gefördert.

Das Kurskonzept berücksichtigt diese Schwierigkeiten, indem es an erster Stelle Informationen bietet. Damit ist einmal klar, daß frauenspezifische Probleme nicht nur etwas mit Gefühlsduselei zu tun haben, sondern mit so konkreten Sachen wie Familienrecht, Scheidungsrecht, Arbeitsrecht und dem § 218. Darüberhinaus haben die Frauen im Kurs aber auch Zeit, sich in Ruhe und vermittelt über bestimmte Problembereiche aneinander heranzutasten. Denn die meisten sind Gruppenarbeit und noch dazu zusammen mit Frauen nicht gewohnt und würden sich sehr bedrängt fühlen, wollte man sie auffordern, gleich über sich selber, die eigenen Erfahrungen und den eigenen Lebensweg zu sprechen. Das ergibt sich viel leichter anhand fachlicher Themen, die gleichzeitig über die allgemeine Situation und ihre gesellschaftlichen und rechtlichen Möglichkeiten informieren. Denn das Informationsdefizit aller Frauen ist unwahrscheinlich hoch, und sie sind sehr daran interessiert, sich konkretes Wissen über alle sie betreffenden Bereiche anzueignen. So wurde zum Beispiel auch eine der engagiertesten und ausführlichsten Diskussionen durch die Frage nach dem ge-

sellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Stellenwert von Hausarbeit aufgelöst.

Das gleiche gilt für die Geschichte der Frauenbewegung. Es ist ein Stück eigener Geschichte, das empfinden wohl viele Frauen. Natürlich können all diese Fragen nur angerissen werden – die Zeit reicht längst nicht aus, um alle Fragen zu stellen oder vertiefend oder gar wissenschaftlich auf die unterschiedlichen Themen einzugehen. Aber das muß ja auch nicht der Anspruch sein.

Jedoch die Tatsache, daß die Kurse aus einer Not heraus (s.o.) bereichsmäßig organisiert wurden, ermöglicht den Kolleginnen, auch über die einzelne Kursstunde und den gesamten Kurs hinaus weiter miteinander über die sie besonders interessierenden Fragen oder bestimmte Probleme zu reden. Etliche Frauen meinen, daß durch den Kurs auch der Kontakt, den sie schon vorher miteinander hatten, verstärkt wurde. Das wäre natürlich sehr schön. Jedenfalls fließen häufig Pausengespräche in den Kurs ein, die sie auch mit Kolleginnen führten, die nicht am Kurs teilnahmen. Und zahlreiche Kolleginnen ergreifen die Initiative und bringen bestimmte Zeitungsartikel und Tonbandaufnahmen in den Kurs mit, um mit den anderen Frauen darüber zu sprechen.

Natürlich gibt es auch eine ganze Menge Probleme in den Kursen – ich denke da vor allem an das Autoritätsverhältnis unter den Frauen. Damit meine ich jetzt nicht das Verhältnis Dozentin – Teilnehmerinnen. Dieses Verhältnis liegt wenigstens offen zutage und kann, einmal angesprochen, wenigstens immer wieder allen bewußt gemacht werden.

Was ich meine, ist die Tatsache, daß im täglichen Arbeitsablauf eines Instituts einzelne Frauen anderen gegenüber Vorgesetztenfunktion ausüben und es dementsprechend auch in den Kursen zu Spannungen kommt, die man als Außenstehende oft erst nicht mitkriegt, die auch häufig von den Betroffenen nicht formuliert werden.

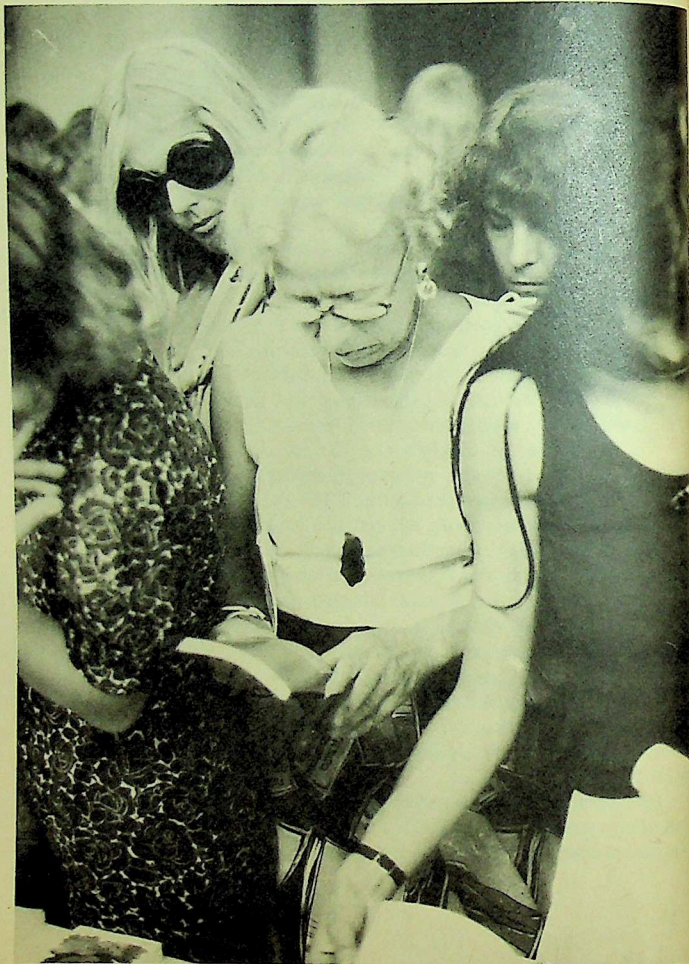
Auch dominieren die Angestellten-Frauen häufig in den Diskussionen über die Arbeiterinnen; sie sind redegewandter, äußern sich schneller und selbstbewußter. Arbeiterinnen und Angestellte haben auch häufig unterschiedliche Einschätzungen bezüglich rechtlicher und sozialer Fragen, die Frauen betreffen. Unterschiedliche materielle Lebensbedingungen finden hier einen Ausdruck. Ich vermag hier nicht im Einzelnen auf mögliche Hintergründe einzugehen. Jedenfalls wiegen meiner Meinung nach diese schichtspezifischen Unterschiede schwerer als z.B. ein großer Altersunterschied in der Gruppe.

Dies sind nur einige Aspekte des Problems „frauenspezifischer Kurse“ bei den „Anderen Dienstkräften“. Es ging mir hier auch hauptsächlich darum zu sagen, daß es sie gibt und warum ich sie für so wichtig halte.

Ein ausdiskutiertes Konzept von allgemeinerer Gültigkeit gibt es dafür noch nicht. Kann es wohl auch nie geben, da es sich ständig neuen Wünschen, Bedürfnissen und Schwerpunkten der Frauen anpassen muß.

Konstanze Pistor

Zur Verschlechterung der Situation der Frau im Zweiten Bildungsweg



Der Zweite Bildungsweg (ZBW), eine Institution zur Erlangung der Hochschulreife für Erwachsene, die bereits im Beruf gestanden hatten, ist von schleichendem Abbau bedroht. D.h. die Chance, doch noch das Abitur nachzuholen, ist für alle die gefährdet, die aufgrund ihrer sozialen Herkunft oder ihres Geschlechts auf dem Bildungssektor noch immer benachteiligt sind (Arbeiterkinder, Frauen allgemein). Daß auf dem Bildungssektor trotz des „Bürgerrechts auf Bildung“, auf das jedes Mitglied eines Gemeinwesens – also auch jedes Mädchen und jede Frau – Anspruch hat, und trotz der vielbeschworenen Gleichberechtigung insbesondere Frauen unterprivilegiert sind, hat schon 1969 Helge Pross in ihrer Untersuchung „Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik“ festgestellt. Die seitdem vergangenen sieben Jahre haben daran prinzipiell nichts geändert: 7 magere Jahre für Frauen. Wie stark das Nachholbedürfnis gerade der Frauen ist und in welchem Maße sie in den letzten Jahren begonnen haben, sich ihres Bildungsdefizits bewußt zu werden, läßt sich daran ablesen, daß der Anteil der Frauen in Institutionen des ZBW in den letzten Jahren sprunghaft gestiegen ist: z.Z. sind bis zu 70% der Studierenden im ZBW Frauen!

Verschlechterungen im ZBW treffen also überwiegend Frauen!

Der ZBW wurde eingerichtet, als die Bildungsexperten von Bildungsnotstand sprachen und es galt, sämtliche Bildungsreserven auszuschöpfen; er wurde ausgebaut, als die SPD-Regierung den Begriff ‚Chancengleichheit‘ aufgriff und in ihr Programm übernahm. Angesichts des Numerus Clausus, der Klagen über ‚Bildungsexplosion‘ und ‚Abiturientenlawine‘ und der wachsenden Zahl arbeitsloser Hochschulabsolventen nimmt es nicht wunder, wenn der ZBW auf kaltem Wege abgebaut, zumindest aber kleingeschrumpft werden soll. Dies aber wird das Ergebnis sein, wenn die Kultusministerkonferenz (KMK) ihr Ziel durchsetzt, den ZBW in die ‚reformierte gymnasiale Oberstufe‘ (OSR) einzugliedern: der Entwurf zur Eingliederung ist im Mai bereits durch die 2. Lesung gegangen und steht zur 3. Lesung an. Alternativvorschläge, die vom ZBW und der GEW seit Jahren detailliert vorgetragen wurden, sind bislang in keinem Punkt berücksichtigt worden

und das, obwohl auch von den Gymnasien, wo die OSR seit Herbst 7 praktiziert wird, heftige Kritik immer lauter wird. Daß sich die ursprünglich für September vorgesehene 3. Lesung bislang verzögert hat, ist offensichtlich auf die zunehmende Kritik zurückzuführen, die mittlerweile nicht mehr nur schulintern, sondern auch in der breiten Öffentlichkeit vorgebracht wird. Der gerichtlich durchgesetzte Stop der OSR in Hessen und Nordrheinwestfalen und die Proteste von seiten der Schüler, Lehrer, Eltern und Politiker scheinen das Tempo, mit dem die KMK die Eingliederung des ZBW in die OSR betrieben hat, zu verlangsamen. Diese Situation muß unbedingt genutzt werden, um erneut die Gegenvorstellungen des ZBW vorzutragen.

Wieso keine OSR? Die OSR mit ihrem System von Grund- und Leistungskursen und einer permanenten Prüfungssituation durch das Punktsystem bedeutet prinzipiell:

1. verstärkte Spezialisierung: Ausbildung von Fachidioten
2. verschärfte Auslese durch verstärkten Leistungsdruck
3. Entfremdung in der Schule: Gleichgültigkeit gegenüber Lerninhalten zugunsten der Jagd nach Punkten
4. Individualisierung und Vereinzelung: da es keine Klassenverbände, keine durchgängigen Kurse gibt, verlieren die Schüler den Überblick über Schulbetrieb und Lernprozeß, soziale Prozesse werden unmöglich gemacht.

Die Eingliederung der Kollegs und Abendgymnasien in die ‚reformierte Oberstufe‘ bedeutet darüber hinaus eine Negierung der besonderen Situation erwachsener Lernender.

Große Teile des ZBW – unterstützt von der GEW auf Bundesebene – setzen sich seit Jahren für ein Modell ein, das sich am Berlin-Kolleg in 8-jähriger Praxis bewährt hat, und gegen das bisher keine gewichtigen pädagogischen Argumente vorgebracht wurden.

Dieses Modell mit einem differenzierten Kurssystem

- berücksichtigt die besondere Anfangssituation der Kollegiaten (unterschiedliche Vorkenntnisse, lange ‚Entwöhnung‘ von der Schule)
- erschloß Möglichkeiten erwachsenengemäßen Lernens und Arbeitens
- beteiligt durch paritätische Besetzung der Entscheidungsgremien (Konferenzen) die Schüler an der Bestimmung der Lerninhalte und Lernformen
- ermöglicht in einer 3-semesterigen Einführungsphase ohne Zensurenangstfreies Lernen und Erreichen sozialintegrativer Lernziele

Die OSR bedeutet dagegen einen schwerwiegenden Rückschritt:

- sie widerspricht dem Ziel der Kompensierung von Bildungsdefiziten durch die Verkürzung der Einführungsphase auf 1 Semester und verhin-

dert mögliche Korrekturen im gesellschaftsbezogenen Verhalten und die Entwicklung neuer Lernmotivation

- sie entmündigt den erwachsenen Lernenden.

Die 2. Lesung des Entwurfs hat, wie inzwischen bekannt wurde, ergeben, daß die Aufnahmebedingungen für den ZBW verschärft werden sollen: Zwar haben sich die Gerichte, als eine der Bedingungen sei eine abgeschlossene Berufsausbildung nachzuweisen, die nicht – wie an einigen Instituten seit längerem üblich – durch eine mindestens dreijährige geregelte Berufstätigkeit ersetzbar sei, erfreulicherweise als falsch erwiesen. (Der Entwurf nach der 2. Lesung erwähnt sogar explizit, daß die Führung eines Familienhaushalts der Berufstätigkeit gleichgestellt wird. Daß dieser Passus in der 3. Lesung erhalten bleibe, muß mit Nachdruck gefordert werden.) Erheblich fällt jedoch ins Gewicht, daß in Zukunft ehemalige Hauptschüler und Hauptschülerinnen, die bisher ihre Eignung in der Eingangsprüfung nachzuweisen hatten, vom ZBW ausgeschlossen sind, da nur noch der Realschul- oder ein vergleichbarer Abschluß anerkannt wird. Oder sie müssen, um doch noch in den ZBW zu kommen, zunächst neben ihrer Berufstätigkeit den Realschulabschluß nachholen.

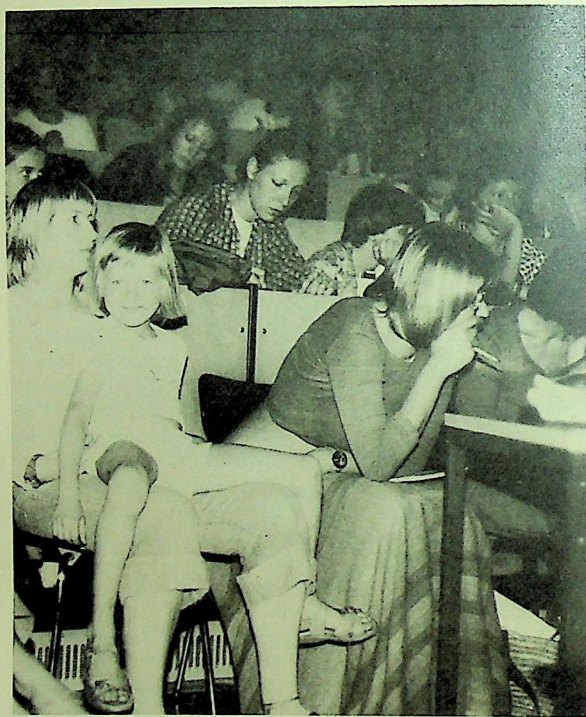
Diese Maßnahme trifft nicht nur deshalb die Frauen besonders hart, weil sie – wie bereits erwähnt – mittlerweile den größten Teil der im ZBW Lernenden ausmachen; die Verlängerung ihrer zusätzlichen Ausbildung um weitere Jahre trifft sie auch aus anderen Gründen härter als die Männer:

1. der Wunsch nach Höherqualifizierung durch Abitur und anschließendes Studium wird bei Männern gesellschaftlich begrüßt, bei Frauen jedoch behindert, solange sich die Auffassung nicht grundsätzlich ändert, daß die Frau ins Haus und zu den Kindern gehört. Der aus der derzeitigen Arbeitsmarktlage resultierende Trend, die Frauen zurück an Heim & Herd zu verweisen, trägt zu einer Änderung dieser Auffassung wahrlich nicht bei, sondern gibt ihr eine neue Nahrung: der Beruf bleibt für die Frau (vor allem der Mittelschicht) weiterhin die ‚Übergangslösung‘ bis der ‚Richtige‘ angebissen hat und die Kinder da sind, oder er bedeutet ‚Dazuverdienen‘ bis die Einrichtung abgestottert ist. Eine höhere Qualifizierung wird als überflüssig angesehen oder von den Männern abgelehnt aus Angst, ihre Frauen könnten ihnen über den Kopf wachsen und die guten Jobs wegnehmen.
2. verheirateten Frauen, erst recht aber Frauen mit Kindern wird der Mut genommen, die zusätzliche Belastung einer weiteren Ausbildung auf sich zu nehmen, wenn sich durch das vorgeschaltete Nachholen des Realschulabschlusses die Ausbildungszeit fast verdoppelt. Denn das bedeutet neben einer Ganztagsbelastung durch Haushalt und Kinder noch Abendschule. Die Konflikte, die sich aus den Schuldgefühlen gegenüber

den ‚vernachlässigten‘ Kindern ergeben, kennen alle Mütter, die versuchen, eigene Interessen wahrzunehmen,

Es ist also abzusehen, daß die Verschärfung der Eingangsbedingungen die Frauen besonders hart betrifft und ihren Anteil an der Schülerschaft drastisch reduzieren wird. Die OSR wird einen weiteren großen Teil ‚herausfiltern‘.

Diesem Abbau der Chancen der Frau im ZBW und des ZBW allgemein muß mit allen Mitteln Einhalt geboten werden!



Kampf ums Frauenstudium – Studentinnen und Dozentinnen an deutschen Hochschulen

Jutta Poppinga

„Wer kennt schon die Geschichte der Metis, jener Mythengestalt der alten Griechen, von der es hieß, sie sei die meistwissende unter Göttern und Menschen. Zeus soll sie zu seiner ersten Frau gemacht haben. Doch das Glück war nur von kurzer Dauer. Als Zeus nämlich erfuhr, daß Metis ein Kind gebären sollte, das stärker und klüger werden würde als er selbst – da hat er sie schnell in seinen Bauch versenkt. Wie sie in den Bauch des Göttervaters hineingelangte, darüber wird manches erzählt. Doch ob sie je wieder herauskam, davon weiß niemand zu berichten. Freilich ist das kaum anzunehmen – schließlich hat der mächtige Zeus sie ja auch deshalb verschlungen, damit sie wie es heißt – das Gute und das Böse für ihn denke. Sicher ist allerdings, daß sie im Inneren des Zeus verborgen saß, als dieser ihre kluge und kampfstüchtige Tochter Athena an das Licht des Götterhimmels beförderte. Ein ziemlich anstrengendes Geschäft übrigens, denn dazu mußte eigens der immer schmutzige Schmied Hephaistos aus der Unterwelt kommen. Der schlug mit einem gewaltigen Hammer Zeus auf den Schädel, damit ihm Athena aus dem Kopf heraus springen konnte. Metis aber wartet noch immer auf ihre Befreiung. . . . Zulange schon wartet Metis, die Göttin des weisen Ratschlags, im Bauche des Zeus. Tragen wir zu ihrer Befreiung bei.“¹

I Der Kampf um das Frauenstudium (1848–1901)

Vor 100 Jahren kämpften die Frauen der ersten Frauenbewegung für die Zulassung von Frauen zu Hochschulen und für qualifizierte Berufe. Dies war ein erster Schritt. Ohne diesen Kampf der ersten Frauenbewegung und ohne die Stärke der Neuen Frauenbewegung wäre diese erste deutsche Sommeruniversität für Frauen kaum denkbar. Inzwischen haben Frauen zwar den Zugang zu den Universitäten bekommen, grundsätzlich ist jedoch die geschlechtsspezifische Diskriminierung von Studentinnen und Dozentinnen nicht aufgehoben.

Die Forderung nach dem Recht auf eine qualifizierte Ausbildung für Frauen wurde im 19. Jahrhundert, zu einer Zeit erhoben, in der es zweimal soviel weibliche Analphabeten gab wie männliche. Die Proklamation

dieser Forderung wie ihre Realisierung stehen im Zusammenhang mit den Umwälzungen in der Produktionsweise. Mit steigender Produktivkraftentwicklung, d.h. zunehmender Konzentration und Technologisierung der Produktion auf Basis von Kapitalakkumulation und der damit verbundenen Proletarisierung breiter Bevölkerungsschichten wurden verstärkt auch Frauen in den Produktionsprozeß einbezogen. Für diese proletarischen Frauen handelte es sich jedoch weniger darum, das Recht auf Arbeit zu erkämpfen – denn der Zwang zur Lohnarbeit bestimmte längst ihr Leben –, sondern eher um Schutz gegen übermäßige kapitalistische Ausbeutung. Die Umwälzungen in der Produktionsweise schufen jedoch gleichzeitig auch die Grundlage für die Emanzipation der Frauen. So begannen sich damit auch die sozialen Bedingungen zu modifizieren, die das Leben der Frauen bestimmten und sie der Herrschaft des Mannes unterwarfen. Ein wesentliches Moment dieses Prozesses lag in der Zerstörung der produktiven Tätigkeiten der Frau im Haus. Die Folge war die Auflösung der traditionellen Familienform. Die Familie wurde zusehends unfähiger, ihre weiblichen Mitgliedern einen ihrem Stande entsprechenden Lebensunterhalt zu sichern. So waren es gerade diese Frauen aus dem Großbürgertum und aus kleinbürgerlichen Schichten, die – zumal wenn sie unverheiratet und damit „unversorgt“ waren – ein Interesse an standesgemäßen Berufsausbildung entwickelten. Ihr Wunsch nach Studium und qualifizierter Berufsausbildung wurde von der *ersten deutschen Frauenbewegung* aufgegriffen und während der *bürgerlichen Revolution von 1848* erstmals öffentlich gemacht. Unter dem Motto „Dem Reich der Freiheit werb' ich Bürgerinnen“ gründete Luise Otto-Peters im April 1849 das erste deutsche Frauenblatt, die „*Frauen-Zeitung*“. In dem Programm dieser Zeitung mit der spezifischen Verknüpfung von politischer Emanzipation und dem Recht auf Bildung ist der Einfluß der 48er Revolution deutlich spürbar.² Das in diesem Programm vertretene Recht der Mündigkeit und Selbständigkeit im Staat war zur damaligen Zeit eine radikale Forderung. Allerdings wagten die Frauen nicht, weitergehende Ansprüche zu stellen, wie z.B. das Frauenwahlrecht. Die Frauen verlegten sich auf die sanfte Politik, soziales Wirken wie sie es nannten, und Einfluß konnten sie allenfalls über die Presse nehmen. Die persönliche, wirtschaftliche, politische und soziale Unselbständigkeit der Frauen wurde ihrer mangelhaften Bildung angelastet, die – Luise Otto-Peters – die Mädchen der höheren Stände unfähig machte, sie selbständig durchs Leben zu helfen.³

Hier wird der zentrale Stellenwert der Mädchen – und Frauenbildung für die Theorie und Praxis der ersten deutschen Frauenbewegung deutlich. Die Frauenbewegung griff die Vorstellungen des Liberalismus nach freier Entfaltung des Individuums auf. Bildung wurde entsprechend als Allheilmittel

betrachtet und auch als Ersatz für individuelle Lebens- und Glücksbedürfnisse. Gerade das Problem der unverheiratet bleibenden Frau und deren „Verzicht“ auf persönliches Lebensglück und geachtete Stellung in der Gesellschaft glaubten viele Frauen durch den „Dienst an der Menschheit“ kompensieren zu können, wie dies der in dieser Zeit gegründete Berliner Frauenbildungsverein formulierte.⁴

Die Gesellschaft zwang den Frauen diese Hilfskonstruktion auf, denn gerade von den *Lehrerinnen*, die als Berufsgruppe eine zentrale Rolle in der Frauenbewegung spielten, wurde ein sittenstrenger Lebenswandel gefordert. Heirateten sie aber, so mußten sie aus dem öffentlichen Schuldienst ausscheiden. Andere europäische Staaten stellten verheiratete Lehrerinnen weiterhin an. Zu diesem Zeitpunkt leisteten die deutschen Lehrerinnen kaum Widerstand gegen das Lehrerinnenzölibat, im Gegenteil, auch ihrer Ansicht nach sollte die Frau Heim und Herd nur in Ausnahmefällen verlassen, um einem Beruf nachzugehen.

Die materielle Lage der Lehrerinnen war bedeutend schlechter als die ihrer männlichen Kollegen: die Übernahme ins Beamtenverhältnis geschah erst nach langen Wartezeiten. Waren sie dann endlich verbeamtet, bekamen sie etwa die Hälfte des Gehalts der Lehrer. Außerdem wurden sie schlechter ausgebildet: die Anzahl der staatlichen Lehrerinnenseminare war für ein Land wie Deutschland ein Hohn: bis 1876 gab es nur fünf staatliche Lehrerinnenseminare in Preußen gegenüber 101 staatlichen Lehrerseminaren. Die Lehrerinnen waren nur in bestimmten Schulzweigen vertreten: in Volksschulen und den verschiedenen Mädchenschulen hauptsächlich in der Unterstufe, in den höheren Mädchen-schulen durften sie in der Mittelstufe nur in den einzelnen Fächern unterrichten, und von der Oberstufe waren sie insbesondere an den öffentlichen Schulen so gut wie ausgeschlossen. Die Leitung der öffentlichen Schulen lag selbstverständlich in den Händen eines Direktors.⁵

Kein Wunder also, daß die Frauen die Forderung nach einer besseren höheren Mädchenbildung und nach dem Frauenstudium nicht gegenüber dem Staat erhoben, sondern zur *Selbsthilfe* schritten. So entsprangen fast alle mit der höheren Mädchenbildung befaßten Institutionen der *Privatinitiative* von Frauen. Auch die „*Frauen-Zeitung*“ propagierte und unterstützte diese Einrichtungen. Eine besondere Bedeutung hatte die Hamburger Frauenhochschule (1848–1852), die einen spürbar radikaleren Ansatz in der Berufsausbildung verfolgte. Hier wurde die vielfach behauptete Unvereinbarkeit von Berufstätigkeit und traditioneller Frauenrolle in Frage gestellt. Vorlesungen wurden in den üblichen Disziplinen gehalten, ferner in Mathematik, Physik, Chemie, Astronomie und Geschichte. Finanzielle Schwierigkeiten, sowie der sich verstärkende Druck der Reaktion führte

zur Schließung der Frauenhochschule. 1852 fiel auch die „Frauen-Zeitung“ dem Pressegesetz der Preußischen Reaktion zum Opfer.

Die Frauenbewegung war überhaupt in der folgenden Restaurationsperiode von Rückschlägen erheblich betroffen. Im Preußischen Vereinsgesetz von 1850 zum Schutz von „Recht und Ordnung“, – dem Radikalenerlaß gegen Frauen – hieß es, daß Schüler, Lehrlinge, Geistesranke und Frauen in politische Vereine nicht aufgenommen werden durften. Sogar die Teilnahme an Versammlungen mit politischem Charakter war verboten. Luise Otto Peters verurteilte das Gesetz als eine „Entwürdigung des ganzen weiblichen Geschlechts und als ein Hemmnis für alle Selbsthilfemaßnahmen und politischen Bildungsversuche der Arbeiterinnen“. ⁶ Das Vereinsgesetz hatte bis 1908 Gesetzeskraft mit der Konsequenz, daß Frauen in Deutschland von der allgemeinen Politik weitgehend ausgeschlossen wurden. Historisch betrachtet entdecken wir eine parallele Entwicklung von politischer Entmündigung und Berufsverbot für Frauen: das Verbot zur politischen Betätigung wie der gesellschaftliche Ausschluß von Frauen aus qualifizierten Berufen wurden erst mit Beginn des 20. Jahrhunderts aufgehoben.

Deutlich sichtbar wurden die Auswirkungen des Vereinsgesetzes sowie die restaurativen Tendenzen bei der *ersten deutschen Frauenkonferenz 1865 in Leipzig*, auf der sich der Allgemeine Deutsche Frauenverein konstituierte. In § 1 des Aktionsprogramms wurde ganz im Tenor der Zeit die Arbeit zur Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts erklärt und alles was dieser Ehre widerstünde, sei zu bekämpfen. ⁷ Auch hier blieb es bei Deklamationen, politische Strategien wurden nicht entworfen, so wurde zum Beispiel das aktive und passive Wahlrecht nicht einmal erwähnt, was einen Rückfall hinter den Anspruch von 1848 bedeutete. Im Bereich der Bildung wurde zwar über Industrie-, Handels-, Ökonomie- und Fortbildungsschulen, sowie eine „Frauen-Hochschule“ referiert bzw. verhandelt, aber die konsequente Forderung an den Staat nach dem Frauenstudium mit entsprechender Berufsperspektive fehlte. Die Bedeutung des traditionellen Frauenberufs – Ehe – blieb in der Frauenbewegung unangertastet. So sah Luise Otto-Peters zwar die Ehe und Mutterschaft nicht als einzige, von der Natur der Frauen vorgezeichneten Beruf an, womit sie die außerhäusliche Erwerbstätigkeit der Frau zu rechtfertigen suchte, jedoch galt auch ihr die Institution der Ehe als heilig. ^{7a}

In der Wertschätzung der Ehe unterschied sich auch die proletarische Frauenbewegung kaum von der bürgerlichen. Als „Keimzelle der Gesellschaft“ wurde die Institution Ehe nicht grundsätzlich angegriffen. Nach Ansicht der proletarischen Frauenbewegung war sie lediglich durch die Bourgeoisie korrumpiert und zersetzt worden. Die ökonomische Un-

hängigkeit vom Mann galt daher als Voraussetzung für eine „höhere Form“ der Ehe.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die bürgerliche Frauenbewegung zwar erkannt, daß die Diskriminierung der Frauen ihre Ursache nicht in ihrer naturbedingten Unterordnung hatte, aber ihre Bemühungen waren lediglich auf die Beseitigung der *Erscheinungsformen* dieser Unterdrückung gerichtet. Diese Tendenz kommt auf der 1. Deutschen Frauenkonferenz in der Behandlung der Frauenbildung deutlich zum Ausdruck. Auch in den folgenden Jahrzehnten setzt sich diese Tendenz fort: In den Diskussionen um die verschiedenen Bildungskonzeptionen innerhalb der Frauenbewegung und im Kampf für das Frauenstudium. „Damit war der ursprünglich aufklärerische Affront gegen die Festlegung auf Naturbestimmungen zu Gunsten eines immanent biologischen Ansatzes verlorengegangen. . . . In der Tat haben die offiziellen Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung die Probleme der ökonomischen und sexuellen Abhängigkeiten in der Ehe weitgehend, die Probleme der Industriearbeiterinnen systematisch ausgeblendet.“ ^{7b}

Auch das gemeinsame Studium der Geschlechter war damals eine heikle Frage. So wurde bei der Gründung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins auch sofort an den Aufbau einer gesonderten Frauenhochschule gedacht. Zu den wenigen Professoren, die dem Frauenstudium an den bestehenden Universitäten zustimmten, gehörte der Vorsitzende des „Lette-Vereins zur Förderung höherer Mädchenbildung und Erwerbstätigkeit des weiblichen Geschlechts“. Jedoch auch er war der Auffassung, daß ein genau festgestelltes Maß an Unwissenheit bei Frauen die Garantie häuslicher Tugenden sei. ⁸ Zudem wurde die Ansicht vertreten, die Anwesenheit von Frauen in höheren Bildungsinstitutionen drücke auf das wissenschaftliche Niveau und gefährde die Sittlichkeit. „Die Unfähigkeit“ der Frau zur wissenschaftlichen Arbeit kommt in vielen Äußerungen uns allen bekannter Historiker und Philosophen zum Ausdruck. Auf die Zähligkeit dieser Vorurteile werde ich noch zu sprechen kommen. Einhellig wurde die Meinung vertreten, im „geistigen Bereich“ verkörpere die Frau mehr das Gefühl, das Herz – das sei ihre Stärke – der Mann hingegen den Verstand. Mit biologischen Argumenten versuchten Professoren und Wissenschaftler die körperliche Unfähigkeit der Frauen zum Universitätsstudium zu beweisen. So versuchte man den Frauen nachzuweisen, sie hätten entweder anders gebildete oder kleinere Gehirne, außerdem seien Menstruation, Schwangerschaft und Klimakterium ein Hinderungsgrund, sich wissenschaftlich zu betätigen. Zudem wollten die Männer sich nicht ihr tägliches Vergnügen rauben lassen, denn es gälte – so die These der 1872 zum ersten Mal stattfindenden Versammlung der Leiter und Lehren-

den deutscher höherer Töchterschulen – „dem Weibe eine der Geistesbildung des Mannes in der Allgemeinheit der Art und der Interessen ebenbürtige Bildung zu ermöglichen, damit der deutsche Mann nicht durch die geistige Kurzsichtigkeit und Engherzigkeit an dem häuslichen Herd gelangweilt und in seiner Hingabe an höhere Interessen gelähmt werde, daß ihm vielmehr das Weib mit Verständnis dieser Interessen und der Wärme des Gefühls für dieselben zur Seite stehe“.⁹ Der gesellschaftlich vorherrschende Weiblichkeitskult war so stark, daß auch die organisierten Frauen diese Normen verinnerlichteten und sie mit den Zielen der Frauenbewegung in Einklang zu bringen versuchten. Sie trugen zur Theorie von der physischen und der daraus resultierenden psychischen Unterschiedenheit der Geschlechter bei. Sie betrachteten jedoch die Geschlechter als grundsätzlich gleichwertig.

Dieser Haltung entsprechend – und auch die Quellen lassen diesen Schluß zu – wagten die organisierten Frauen der 70er Jahre nicht, das Frauenstudium zu fordern. Gegen Ende der 70er Jahre ist eine deutliche Akzentverlagerung zum „*Kulturhistorischen Beruf*“ der Frau zu bemerken. Angesichts der sozialen und politischen Spannungen – Kaiserattentate, Sozialistengesetz – wurde die Familie zum Bollwerk und die Frauen hatten dabei ihre Kulturmission zu erfüllen. Der Handarbeitsunterricht wurde leidenschaftlich verteidigt und die „*Führung der Nadel*“ wurde zum Gradmesser des Kulturstandes der weiblichen Bevölkerung.¹⁰ Die konkreten Fortschritte, die seit der Entstehung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins bis in die Mitte der 80er Jahre erzielt wurden, lassen sich dahingehend zusammenfassen, daß zwar – unter der Leitung männlicher Pädagogen – die Bildungsinstitutionen besser organisiert, der Lehrstoff verbessert wurde, aber es gelang nicht über eine Allgemeinbildung hinaus, die Mädchen für eine höhere Weiterbildung oder für eine Erwerbstätigkeit zu qualifizieren. Die Quellenlage zu diesem Problem deutet darauf hin, daß der Einfluß der Frauenbewegung doch sehr minimal war, denn eine notwendige Kooperation fand nicht statt. Das traditionelle Frauenbild war in der Frauenbewegung noch tief verwurzelt, so daß die Frauenbewegung nur langsam und zögernd, einen Schritt vor den anderen setzte und dies mit bereits erreichten Leistungen und der Selbsthilfe rechtfertigte. Ebenso wie die Töchter und Gattinnen zu Hause die Familienpatriarchen mit guten Argumenten von ihren berechtigten Interessen überzeugen mußten, so übertrug sich diese Grundhaltung auch auf die Öffentlichkeitsarbeit der organisierten Frauen: statt ihre Rechte selbstbewußt und auch militant zu erkämpfen – was als unwürdig und unweiblich galt – versuchten sie mit dem traditionellen Mittel der „sanften Waffen“ die führenden und regierenden Gesellschaftskreise geduldig zu gewinnen. Sie nutzten das ihnen ent-

gegengebrachte Wohlwollen der Damen des Adels und betrieben häufig eine Politik des Antichambrierens. Das prägte das Klima der Auseinandersetzungen – auf den „Stil“ wurde größter Wert gelegt.

Ein weiteres wesentliches, dem konsequenten Interessenkampf entgegenwirkendes Moment war die Dominanz der Männer im Vorstand zahlreicher Vereine und in den Versammlungen. Trotz aller Beteuerungen über die so harmonische Kooperation der Geschlechter enthüllte eine Bemerkung der Männer die wahren Motive ihrer Präsenz: „Sie stellt ihnen (den Frauen, d.V.) jene Vertrautheit mit den Formen und Gebräuchen des öffentlichen Lebens zur Verfügung, die den Männern aus so viel älterer Praxis eigen ist, und sie dient der übrigen Männerwelt als eine Art Bürgschaft, daß es sich in den modernen Frauenvereinen nicht um revolutionäre Attentate auf Herkommen, Recht und Sitte handle, nicht um radikale Himmelstürmerei auf Wolkenleitern, sondern um schrittweise allmähliche Verbesserungen in dem ohne Zweifel ja noch verbesserungsfähigen Erdenlose der Frauen“.¹¹ Die hier von den Frauen geforderte Sittlichkeit wirkte sich hemmend auf die Aktivitäten der Frauenbewegung aus. „Entsprechend groß war das Entsetzen über einen Berliner Frauenkreis, der sich in Männerkleidung an männlichen Zechgelagen beteiligte, öffentlich rauchte und in Fragen der Liebe und Ehe den Lehren George Sands und den Ansichten des 'Jungen Deutschland' huldigte. Als 'die Emanzipierten' waren sie noch jahrzehntelang sprichwörtlich und flößten konventionellen Frauen gemütern Furcht ein vor der Frauenbewegung, vor dem Frauenstudium, vor einem 'Verlust der Weiblichkeit' überhaupt.“¹²

Während der 80er Jahre, als sich die Lage verschärfte und die Hochschule Frauen auch nicht mehr als Gasthörerinnen zuließen, war die Situation erreicht, aus der direkte Aktionen hervorgehen konnten. Das gesellschaftliche Interesse bzw. Bedürfnis nach Ärztinnen, wie nach höheren Frauenberufen machten sich geltend. Die Erfahrungen der im Ausland studierenden Frauen wurden öffentlich bekannt. Die organisierte Frauenbewegung entwickelte konkretere Vorstellungen über die Vorbildung für die Universität und machte durch unermüdliche Agitation das Frauenstudium zum Gegenstand öffentlicher Diskussion. Vorangetrieben wurde diese Entwicklung von dem fortschrittlichen und zum radikalen Flügel der Frauenbewegung gehörenden „*Deutschen Frauenverein Reform*“. Dieser Verein wurde 1888 gegründet und entwickelte sogleich Aktivitäten. Er richtete seine Petitionen um Zulassungen von Frauen zu den Prüfungen an den Gymnasien sowie um Zugang zur Universität an die Kultusministerien aller deutscher Bundesstaaten. Zu den Gründerinnen dieses Vereins gehört Hedwig Dohm, einige der wenigen Frauen, die sich schon zu einem früheren Zeitpunkt für das Frauenstudium ausgesprochen hatte. In ihrer

bereits 1874 erschienenen Schrift „Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau“ forderte sie „völlige Gleichberechtigung der Geschlechter auf dem Gebiet der Wissenschaft in Bezug auf die Bildungsmittel und die Verwertung der erworbenen Kenntnisse.“¹³

Sie griff in schärfster Weise die gesellschaftlichen Vorurteile über die Unfähigkeit der Frauen zur Wissenschaft an, wobei sie auch mit beißender Ironie das traditionelle Frauenbild attackierte, so daß sie vielfach in der Frauenbewegung wegen ihres „Stils“ kritisiert wurde. In seinen Satzungen forderte der junge Frauenverein Reform nicht nur die Zulassung zum Frauenstudium, sondern auch die Erschließung der auf wissenschaftlichen Studien beruhenden Berufen für das weibliche Geschlecht. Neu und radikal war auch, daß nicht nur das Studium in den frauenspezifischen Fächern, sondern auch der Zutritt zum Studium aller Wissenschaften verlangt wurde.

Ende der 80er Jahre entwickelte die Frauenbewegung endlich zielstrebigere und festere theoretische Bildungskonzeptionen, wobei sich drei Positionen herausbildeten, die den Entwicklungsstand und die Fraktionen innerhalb der Frauenbewegung widerspiegeln:

1. Das fortschrittlichste und zukunftsweisende Programm vertrat der Frauenverein Reform.
2. Eine ebenso fortschrittliche, den bestehenden Verhältnissen am ehesten Rechnung tragende Konzeption wurde vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein vertreten. Er richtete im Jahre 1888 Petitionen an alle Kultusministerien, in denen die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin verlangt wurde, und erhob die zum damaligen Zeitpunkt radikale Forderung, „daß auch diejenigen Studien und Prüfungen, durch welche Männer die Befähigung zum wissenschaftlichen Lehramt erlangen, den Frauen freigegeben werden.“¹⁴
3. Demgegenüber blieben die von Helene Lange erhobenen Forderungen zurück, die sich hauptsächlich auf die notwendige Reform der 10klassigen höheren Mädchenschulen bezogen. So entsprach der von ihr als „Sonderweg“ zur Universität konzipierte und in den 1889 eröffnete Realkursen zum Teil realisierte Gymnasiale Aufbau nach abgeschlossener Schulausbildung nicht den Notwendigkeiten der Situation. Dieser Sonderweg wäre nur als zusätzliche Maßnahme für erwachsene Frauen, die sich zum Studium entschlossen, sinnvoll gewesen.

Helene Lange setzte sich zwar für eine Verbesserung der Lehrerinnenbildung ein, die Ausbildung von Frauen an der Hochschule lehnte sie jedoch vehement ab, statt dessen sprach sie sich für die Errichtung besonde-

rer Hochschulen für die Vorbildung von Lehrerinnen aus, mit der Begründung, die Universitäten bildeten nur Gelehrte, aber keine guten Lehrer heran. Ein anderer Grund jedoch dürfte auch in ihrem konventionellen Vorstellungen verhafteten Frauenbild liegen. So wirkte zwar ihre 1887 verfaßte Begleitschrift „Die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung“ den zeitgenössischen Quellen nach wie eine Bombe. Sie forderte, daß Mädchen vor allem durch Frauen zu erziehen seien und kritisierte schonungslos die bestehenden höheren Mädchenschulen. Sie griff die Arbeit der männlichen Pädagogen und deren Bildungsziel scharf an: die Mädchen seien um des Mannes willen zu bilden, damit sich der deutsche Mann am häuslichen Herd nicht langweile.¹⁵ Andererseits sollte nach ihren Vorstellungen im Vordergrund des Unterrichts „Literatur und Geschichte, Pädagogik und Naturwissenschaften stehen, an die sich ferner notwendig ein Kindergarten anschließen müßte, um den jungen Mädchen Gelegenheit zu erster Bekanntschaft mit ihrem späteren eigentlichen Beruf zu verschaffen“.¹⁶ – Hier kommt deutlich zum Ausdruck, wie stark die Erziehung und Bildung der zukünftigen Mutter im Mittelpunkt der Zielvorstellungen Helene Langes stand, wobei die Interessen der etwa 40 % unverheiratet bleibenden Frauen völlig außer Acht gelassen wurden.

Die Frauenbewegung verstärkte in den folgenden Jahren die Propagierung ihrer verschiedenen Bildungsprogramme und machte sie zum Gegenstand der Diskussion in der Presse und in den Parlamenten. Hierbei unterschieden sich die deutschen Bedingungen wesentlich von denen der anderen europäischen Staaten und Nordamerika: Deutschland war das letzte Land bei der Zulassung von Frauen zum Studium und zur Dozentur. Deshalb konnten deutsche Frauen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nur im Ausland studieren. In der Schweiz, England, Frankreich, Belgien, Rußland und Schweden, sowie in den USA durften Frauen bereits in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts die geheiligten Hallen des Patriarchats – nämlich die alma mater – betreten.

Die besonderen frauendiskriminierenden Bedingungen zwangen die deutschen Frauen zu entsprechenden Kampfformen. Die Frauenvereine betrieben *Agitation nach innen* und *Öffentlichkeitsarbeit nach außen* und richteten zahlreiche *Petitionen* an die Länderparlamente und den Deutschen Reichstag. Die Petitionskommission des Reichstags verhandelte über die Eingabe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und die des Frauenvereins Reform. Sie bestritt ihre Kompetenz in dieser Frage mit der Argumentation, daß die Zulassung zum ärztlichen Beruf Sache der Gewerbeordnung sei. Außerdem könnten über die notwendige Vorbildung zum Studium nur die Einzelstaaten befinden. Die Frage sei jedoch wichtig genug, um im Reichstagsplenum verhandelt zu werden. *So kam das Frauenstu-*

dium zum ersten Mal am 11. März 1891 im Deutschen Reichstag zur Sprache. Den Frauen wurde zwar die Berechtigung ihrer Interessen bescheinigt, trotzdem ging der Reichstag – wie zu erwarten – zur Tagesordnung über.¹⁷ Nicht anders verhielt es sich bei den Verhandlungen der einzelnen Landtage: zunächst wohlwollende Aufnahme, dann Ablehnung mit dem Hinweis, ein selbständiges Vorgehen in der Sache sei gegenüber den anderen Staaten nicht vertretbar. Eine rühmliche Ausnahme war die Entscheidung des badischen Landtages von 1892 über die Petition des Frauenvereins Reform: die Anträge der Petitionskommission wurden vom Landtag angenommen. Allerdings wird den Frauen hier nur ausnahmsweise der Besuch von Vorlesungen an der Universität gestattet – selbstredend erst dann, wenn die Fakultät dies vorher für zulässig erachtete. Die in den Vordergrund geschobene Strittigkeit der Kompetenz war den „Volksvertretungen“ ein willkommener Grund, sich nicht grundsätzlicher mit dem Frauenstudium auseinanderzusetzen und Entscheidungen zu treffen. Der hartnäckige Widerstand gegen das Frauenstudium äußerte sich in geradezu klassischer Weise in der Rede eines Abgeordneten im Weimarer Landtag: „Wenn die intellektuelle Verschiedenheit der Geschlechter wirklich nur in der Erziehung ihren Grund habe, dann sollten die Männer mit allen Mitteln dagegen ankämpfen, daß das von den Frauen angestrebte Ziel erreicht wird. Uns reizt an den Frauen gerade die Gefühlswärme, die Naivität und Frische, die sie vor den frühzeitig überarbeiteten und frühgereiften Männern voraus haben, und der Reiz, den sie durch diese Eigenschaften auf die Männer ausüben, würde unwiederbringlich verloren gehen, wenn dieses Anmutendste an ihnen durch die Erziehung vernichtet werden würde. Ich meine, die Folge dessen, was die Frauen erstreben, würde nur eine Zunahme der Heiratsunlust der Männer sein und infolge dessen eine Zunahme der Ehelosigkeit der Frauen! Ich wünsche, daß Sie diese Kehrseite der Medaille doch auch recht ins Auge fassen möchten. Meines Erachtens kann überhaupt das, was heute die Frauen erstreben, erst in einem künftigen sozialistischen Staate verwirklicht werden, der auch die Ehe abgeschafft wissen will.“¹⁸

Wie hier wurden auch bei anderen Diskussionen in den Parlamenten und in der bürgerlichen Öffentlichkeit die Petitionen in Zusammenhang gebracht mit sozialistischen Ideen oder auch mit dem „Nihilismus und Materialismus“ der russischen Studentinnen. Überhaupt galt die Frauenbildung als „rot“, weil nur die Sozialdemokraten entschieden für die Belange der Frauen eintraten. Die Folgen für die Frauenbewegung beschreibt Lily Braun:

„Seit den Reaktionsjahren nach 1848 hatte der deutsche Liberalismus seinen revolutionären Geist und seine demokratischen Ideen so sehr eingebüßt, daß er die Vertretung liberaler Forderungen mehr und mehr der So-

zialdemokratie überließ. So kam es, daß zu einer Zeit, wo die Frage der Zulassung der Frauen zum ärztlichen Beruf in Amerika, England, Frankreich, Rußland und Österreich so weit entschieden war, daß sie sogar im Staatsdienst Verwendung fanden, in Deutschland ihre Lösung zugunsten der Frauen wie ein revolutionärer Akt gefürchtet wurde. So kam es aber auch, daß die Frauenbewegung bei allen 'staaterhaltenden' Parteien in den Geruch sozialdemokratischer Gesinnung kam und zahllose von Vätern, Männern und Brüdern abhängige Frauen sich entweder ganz von ihr zurückzogen, oder so vorsichtig und zurückhaltend in ihren Wünschen wurden, wie etwa der Allgemeine Deutsche Frauenverein es stets gewesen ist.“¹⁹

So konnte der Deutsche Reichstag es sich 1893 noch leisten, seine Papierkorbpolitik fortzusetzen und über eine mit 60 000 Unterschriften versehene Petition für die Freigabe des Medizinstudiums zur Tagesordnung überzugehen.

Nach der ersten Massenkundgebung dieser Art in der Geschichte der deutschen Frauenbewegung schritten die Frauen von der Propaganda zur Tat. Es gelang den Frauenbildungsvereinen, die Gründung erster Mädchengymnasien als notwendige Voraussetzung zum Universitätsstudium zu erzwingen. Außerdem erreichten sie, daß die patriarchalische Politik der Ministererlasse aufgegeben wurde, nach der die Zulassung von Frauen zu den Vorlesungen in jedem Einzelfall von der Erlaubnis des Dozenten und der besonderen Genehmigung des Unterrichtsministers abhängig war. Stattdessen wurde nun der Universität das Recht verliehen, Frauen den Besuch der Vorlesungen zu gestatten.

Die von Jahr zu Jahr wachsende Zahl der Abiturientinnen, die immer häufiger werdenden Promotionen von Frauen und die zahlreichen Petitionen, die in jeder Legislaturperiode den Parlamenten vorgelegt wurden, erreichten allmählich, aber merklich einen Wandel der Anschauungen.²⁰

So hatte der Kampf der Frauen endlich den erwünschten Erfolg: 1901 gewährte Baden als erstes Bundesland den Frauen die Immatrikulation durch Ministererlaß. In den folgenden Jahren wurden Frauen auch in den anderen Ländern des Deutschen Bundes zu Hochschulen und Staatsprüfungen zugelassen. Zunächst blieb dies weitgehend ohne die praktische Konsequenz, auch einen akademischen Beruf ausüben zu können. Das Habilitationsrecht erhielten die Frauen erst nach dem ersten Weltkrieg.

Nach den ersten Erfolgen im Kampf um das Frauenstudium war die bürgerliche Frauenbewegung zwar weiterhin aktiv für den Ausbau von Bildungsinstitutionen, sowie für die Durchsetzung von qualifizierten Berufsmöglichkeiten für Frauen tätig, der Schwerpunkt ihrer Agitation und Arbeit verlagerte sich aber auf andere Bereiche. Der radikale Flügel der Frauenbewegung kämpfte verstärkt für ein Frauenstimmrecht und führte

dabei die bereits in den 70er Jahren begonnene Agitation weiter fort.²¹ Eine große Anzahl der Mitglieder des gemäßigten Flügels bremste diese Aktivität jedoch, da sie ihre Arbeit stärker auf die Frauenbildung konzentrierte, die sie als notwendige Voraussetzung zum Frauenwahlrecht ansah. Ein zweiter Schwerpunkt des Kampfes der Frauen richtete sich auf die ersatzlose Streichung des § 218.

II Die Entwicklung des Frauenstudiums während der Weimarer Republik und im Faschismus

Mit dem Zugeständnis des Wahlrechts im Zuge der Novemberrevolution von 1918 und mit den sich wandelnden materiellen Bedingungen der Frauen – besonders während des Krieges – veränderte sich notwendig auch die Politik der Frauenbewegung. Viele Frauenrechtlerinnen wurden in den politischen Parteien aktiv, vor allem in der Sozialdemokratie und den liberalen Parteien und setzten sich dort für die Interessen der Frauen ein. In der Folgezeit beschränkte sich die Frauenbewegung hauptsächlich auf den Kulturbereich, abgesehen von ihrer Kampagne gegen den § 218. Da die verschiedenen Aktivitäten der Frauen in den unterschiedlichsten Parteien und Institutionen nicht koordiniert und abgestimmt wurden, zerplitterte sich die Frauenbewegung und konnte daher auch keine großen Erfolge erzielen.

Die *Weimarer Republik* bescherte den Frauen wie erwähnt zwar das aktive und passive Wahlrecht – und dann 1920 in Preußen die Zulassung von Frauen zum akademischen Lehramt – doch es gelang nur einzelnen Frauen relevante Positionen in der Gesellschaft zu erlangen. Denn die neue verfassungsmäßig garantierte Gleichberechtigung wurde nicht fundiert durch entsprechende rechtliche Maßnahmen, auch nicht durch ein grundsätzlich verändertes gesellschaftliches Verhalten der Masse der Frauen, geschweige denn durch positive Maßnahmen der herrschenden Gesellschaft gegenüber den Frauen und ihren Interessen. So wird auch in neueren sozialwissenschaftlichen Untersuchungen darauf hingewiesen, daß der Grad sozialer und wirtschaftlicher Emanzipation, den deutsche Frauen in der Zeit der Weimarer Republik erreicht haben, in den bisherigen Darstellungen weitgehend überbewertet sei.^{21a} Allerdings gab es eine bemerkenswerte qualitative Veränderung in der Beschäftigungsstruktur weiblicher Erwerbstätiger: während die Anzahl der Lohnarbeiterinnen sich kaum wesentlich veränderte, ist der Einbruch der Frauen in den Angestelltenbereich besonders groß: 1925 gab es fast 1,5 Millionen weibliche Angestellte, das bedeutet eine Verdreifachung seit 1907. Die Ausdehnung des Verwaltungsbereiches im öffentlichen Dienst und in der Industrie, sowie der wachsende Konzentrationsprozeß im Handel brachten eine große Anzahl

untergeordneter Frauenberufe in den niederen Gehaltsklassen hervor.²²

Die Anzahl der Frauen in den qualifizierten Positionen innerhalb der Universität oder in den juristischen Berufen nahm nur langsam zu. Frauen mit akademischer Ausbildung arbeiteten entweder als Ärztinnen oder im öffentlichen Dienst und hier weitgehend im Sozialbereich. Ihr wichtigster Arbeitsbereich blieb die Schule, die Anzahl der Lehrerinnen erhöhte sich gleichmäßig, jedoch bezogen die Lehrerinnen ein niedrigeres Gehalt als ihre männlichen Kollegen und hatten kaum Möglichkeiten, in leitende Stellen aufzusteigen.

Der stetige Anstieg von Studentinnen während der 20er Jahre – besonders auch in den Fächern Physik und Mathematik (25%) – bringt auch positive emanzipatorische Tendenzen zum Ausdruck, die durch die *nationalsozialistische Machtergreifung* jäh unterbrochen wurden. Die NSDAP, die offen die totale männliche Vorherrschaft proklamierte und zu praktizieren suchte, verband diesen Antifeminismus mit einer rassistischen Ideologie. Mit Recht wird in neueren wissenschaftlichen Analysen über den Faschismus darauf hingewiesen, daß der Antifeminismus als politische Ideologie in diesem Kontext im Gegensatz zu anderen „Spielarten des Rassismus“ kaum untersucht worden ist.²³ Der Versuch der Nationalsozialisten, die Anzahl der berufstätigen Frauen herabzusetzen, „potenzierte nur (und dies erheblich) eine Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt, die längst im großen Umfang eingesetzt hatte, denn viele Frauen hatten auf die Wirtschaftskrise mit einem Rückzug aus der Arbeitswelt reagiert.“²⁴

Die Geschlechterkonkurrenz auf dem Arbeitsmarkt trat besonders krass in den freien Berufen und unter Beamten und Angestellten hervor. Die neue Regierung eröffnete 1933 und 1934 gerade gegenüber den „eigenen“ weiblichen Angestellten eine besonders strenge und offen diskriminierende Politik. Vor allem verheiratete Frauen wurden aus einflußreichen Positionen der öffentlichen Verwaltung entfernt. In den Schulen wurde Männern der Vorrang bei der Besetzung von höheren Stellen gegeben. Die Anzahl von Studentinnen wurde drastisch gekürzt: 1933 wurde der numerus clausus für Frauen eingeführt – der Anteil der Studentinnen durfte 10% der Studentenschaft nicht überschreiten. So sank die Zahl studierender Frauen während des Faschismus um über 60%!²⁵ Zudem durfte keine Frau für irgendeine studentische Wahl kandidieren. Jedes Mädchen, das studieren wollte, mußte zeitweilig besondere „weibliche Tugenden“ unter Beweis stellen: 1934 wurde ein hauswirtschaftliches Jahr eingeführt, um die Frauen auf ihre künftigen „nationalen“ Aufgaben vorzubereiten und 1937 schließlich mußte jede Frau, die studieren wollte, eine Haushaltsprüfung ablegen. Die Frauen sollten sich – so der Ausspruch eines Gauleiters – „nicht an den Universitäten herumdrücken, sondern lieber dem Führer

ein Kind schenken.“²⁶

Die nationalsozialistische Propaganda geißelte die kinderlose und gebildete Frau als „Entartung“ und das sog. „Karriereweib“ wurde öffentlich angeprangert. Die gesetzlichen Bestimmungen gegen Abtreibungen wurden verschärft. Mit der Denunziation des „Doppelverdienertums“ und familienpolitischen Maßnahmen – wie die Einführung eines Ehestandsdarlehens 1933, das mit Kindern abgezahlt werden konnte, speziellen Kinderbeihilfen und Steuervergünstigungen – wurden die Frauen in ihr traditionelles Ghetto, die Ehe und an den häuslichen Herd sowie zu einem „freiwilligen“ Verzicht auf Berufstätigkeit getrieben.

In der späteren Phase des Faschismus, vor allem während des Krieges, stieg allerdings der prozentuale Anteil der Studentinnen wieder, da Medizinerinnen wegen Ärztemangels gebraucht wurden.²⁷ Der prozentuale Anstieg von Studentinnen bedeutete jedoch keine grundsätzliche Rehabilitation des Frauenstudiums.

Im Zusammenhang mit der Beschäftigung von Frauen in der Kriegszeit ist die klassische These von der Funktion der Frauen als industrieller Reservearmee zu modifizieren. Denn die nationalsozialistische Regierung unternahm nur wenige praktische wie propagandistische Schritte für den – ökonomisch notwendigen – verstärkten Einsatz weiblicher Arbeitskräfte in die Kriegswirtschaft, wie es von einzelnen Kapitalisten und der Wehrmacht gefordert wurde. Die englische bürgerlich-parlamentarische Demokratie führte für die Frauen während des Krieges die Zwangsverpflichtung zur Arbeit ein. Die deutschen Faschisten schreckten aus ideologischen Gründen vor dieser Maßnahme zurück.²⁸

Die Auswirkungen dieses faschistischen Erbes sind uns heute noch im gesellschaftlichen Verhalten wie in der frauenfeindlichen Praxis an unserem Arbeitsplatz Universität gegenwärtig. Ein besonders restauratives Relikt aus dem Faschismus sind die *Frauenoberschulen*, die den Andrang zur Universität von vornherein bremsen sollten. Diese Frauenoberschulen waren spezielle Gymnasien, in denen die Frauen die höheren Weihen der Frauenbildung empfangen sollten – Kochen und Nähen auf intellektuellem Niveau ohne die Möglichkeit mit anschließendem Zugang zu den Universitäten. „Diese Frauenoberschulen gehören zu den bildungspolitischen Erbgütern des Faschismus, von denen sich die Bundesrepublik bisher nicht trennen mochte. Seit einigen Jahren in ‚Gymnasien für Frauenbildung‘ umbenannt, tragen sie weiter zur Erhaltung eines anachronistischen Weiblichkeitsideals bei.“²⁹

III Zur Lage von Studentinnen und Dozentinnen in der BRD

1. Die Rolle der Frau im Nachkriegsdeutschland

In der ersten Phase der Nachkriegszeit waren die Frauen starken Belastungen ausgesetzt. In dieser Zeit trugen sie nicht nur die Verantwortung für ihre eigene und die familiäre Reproduktion, sondern auch für die unmittelbar gesellschaftliche. Schwere körperliche Arbeit, Schwarzmarkthandel, Hamsterei, sowie Bewältigung von Wohnraum-, Heizungs- und Ernährungsproblemen kennzeichneten ihre Lebensbedingungen. So ist im Bericht der Bundesregierung über die Situation der Frau im Beruf, Familie und Gesellschaft 1966 zu lesen, daß „der rasche Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft nach dem Kriege und die hohen Wachstumsraten des Bruttosozialprodukts (. . .) ohne die absolute und relativ steigende Beschäftigung von Frauen in diesem Umfang nicht möglich gewesen“³⁰ wären. Die besondere Lage der Frauen im gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozeß, die Auflösungserscheinungen der Familie und die lange Abwesenheit vieler Männer führte damals zu einer tendenziellen Aufhebung der tradierten Geschlechterrollen, sowie zu einem – allerdings kurzfristigen – Autoritätsschwund der Männer.

Eine Wende zeichnete sich bereits 1948 ab – parallel zur Restauration kapitalistischer Verhältnisse: ein starkes gesellschaftliches Interesse an stabilen Familien und der Wiederherstellung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung begann sich erneut durchzusetzen. So brachte die Nachkriegsperiode, die 1949 mit der Gründung der Bundesrepublik endete, die Restauration patriarchalischer Verhältnisse. Allerdings nahm das Patriarchat unter den besonderen Bedingungen der restaurierten kapitalistischen Produktionsweise neue Formen an. Bedingt durch die gesellschaftlich notwendige Frauenerwerbstätigkeit bildete sich die „partnerschaftliche“ Ehe heraus. Für die Frauen bedeutete das die Übernahme mehrerer Aufgabenbereiche d.h. die Institutionalisierung der „Doppelrolle“.

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die traditionellen Geschlechterrollen wurden in der Folgezeit trotz bemerkenswerter Veränderungen nicht aufgebrochen.³¹ Daß in dieser Periode keine gesellschaftspolitischen Maßnahmen ergriffen wurden, die den speziellen Arbeits- und Lebensbedingungen der Frauen gerecht worden wären, ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß die Frauen selbst keinen wirksamen Widerstand organisierten. Eine radikale Frauenbewegung gab es bis 1968 nicht. Zwar wurden in der Nachkriegszeit zahlreiche Frauenvereine gegründet, die zum größten Teil an die Tradition in der Weimarer Republik anknüpften. – Sie setzten jedoch weitgehend ihre Politik des Antichambrierens

mit den Mitteln der ihnen vertrauten „sanften Waffen“ fort, ohne ein offensives Konzept zur Durchsetzung ihrer Interessen geschweige denn eine entsprechende Praxis zu entwickeln.

2. Zur Situation von Studentinnen – die Bedingungen und Veränderungen des Frauenstudiums nach 1949

a) Vorurteile gegen das Frauenstudium

Die Restauration bzw. Kontinuität patriarchalischer Verhältnisse spiegelt sich auch im Hochschulbereich wider. Dies wird besonders deutlich bei der Gegenüberstellung zweier Studien: Vergleichen wir die Ergebnisse der Erhebung von Kirchhoff aus dem Jahre 1897, in der 122 Professoren, „Frauenlehrer“ und Schriftsteller nach der Befähigung von Frauen zum wissenschaftlichen Beruf befragt wurden, mit der Untersuchung von Anger im Jahre 1960 mit der ähnlichen Fragestellung,³² so ist festzustellen, daß sich die Vorurteile von der Unfähigkeit der Frauen zu intellektuell schöpferischem Denken in traditioneller Borniertheit erhalten haben. Dabei ist anzumerken, daß in der älteren Studie auch grundsätzliche und positive Argumente für ein Frauenstudium und einen entsprechenden Beruf zu finden sind. Etwa die Hälfte der befragten Personen plädieren für ein Frauenstudium, während in der neueren Untersuchung sich 2/3 dagegen aussprechen. Weibliche Dozenten werden hier sogar zu 79% abgelehnt.³³ Es ist bezeichnend, daß die zeitgenössischen Hochschullehrer eher als ihre Kollegen um die Jahrhundertwende die Ansicht vertraten, Frauen im Wissenschaftsbetrieb stellten eine negative Auslese ihres Geschlechts dar. Hier einige Kostproben: „Die Frauen sind keine Forscher: das ist für sie der falscheste Weg. Die Universität ist Männersache. Die geistig arbeitende Frau verfehlt die schöpferische Absicht. . . Und schauen Sie mal: die besten Professoren nehmen zu Ehefrauen nur Nicht-Akademikerinnen. Blaustrümpfe sind nicht gefragt.“³⁴ Zur Frage, ob es zuviel oder zuwenig Studentinnen gäbe: „Wieviel gibt es denn überhaupt? Was sagen Sie? 20%? Doch soviele? Das ist ja schrecklich. Aber die heiraten ja doch wieder weg. Sie sind eine unnütze Belastung für die Universität.“³⁵

Die Studentinnen werden nicht nur „weggeheiratet“, sondern nehmen den bedauernswerten Herren Kommilitonen auch noch den Studienplatz weg – so die Meinungen zahlreicher Hochschullehrer. Die Diffamierung der weiblichen Hochschulangehörigen kommt auch in Äußerungen über ihre mangelnde Attraktivität zum Ausdruck.³⁶ Nach den Leistungen wie nach den wissenschaftlichen Fähigkeiten der Studentinnen befragt, betont die Mehrzahl der Hochschullehrer den besonderen Fleiß und das gute Gedächtnis der Studentin, „aber wenn es auf das Wesentliche ankommt, kann

sie nicht mehr mit.“³⁷ Die Kontinuität solcher frauenfeindlicher Vorstellungen läßt sich an einem aktuellen Beispiel in der Äußerung eines Hochschullehrers am Fachbereich Germanistik der Freien Universität Berlin im Sommersemester 1976 verdeutlichen: die Seminararbeit zweier Studentinnen wird hier sozusagen positiv diskriminierend beurteilt, indem gesagt wird, die Arbeit sei sehr gut, man sehe ihr gar nicht an, daß sie von Frauen gemacht worden sei.^{37a}

Bemerkenswert ist, daß bei der Frage nach der Leistungsdifferenz zwischen den Geschlechtern ein Drittel der Befragten in der Anger-Studie keinen fachlichen Leistungsunterschied feststellte und 44% eine ausweichende oder unklare Stellungnahme abgaben. Aber auch jene, die von einer Leistungsgleichheit oder sogar von besseren Leistungen von Frauen ausgingen, verweisen auf geschlechtsspezifische Unterschiede in den Fähigkeiten, Eigenschaften und Interessen von Frauen und Männern. Die Professoren bescheinigen in den Interviews den Frauen also Lerneifer, Gewissenhaftigkeit, Gedächtnis, Fleiß und Rezeptivität, nicht aber Intelligenz, schöpferische Phantasie und Kritikvermögen. Hier wie in den anderen Interviews der Angerschen Untersuchung kommt vor allem die Angst der Dozenten vor der Auflösung der tradierten Geschlechterrollen in Hochschule und Gesellschaft klar zum Ausdruck. Auch anno 1971 propagierte ein Bonner Professor an der Pädagogischen Hochschule – hier nur stellvertretend für viele genannt – in seinen Thesen über Mädchenerziehung die traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und warnte vor der „widernatürlichen“ Übernahme der entgegengesetzten Geschlechterrolle.³⁸ Ungebrochen reproduziert sich die Auffassung des oben erwähnten Faschisten im Urteil dieses Professors über das Frauenstudium: „warum soll ein Mädchen in ihren besten Jahren, also im Alter von 19/20 Jahren, ihre Zeit durch wissenschaftliches Arbeiten vertun, wenn sie in dieser Zeit am besten gebären könnte.“³⁹

Die Diskriminierung von Frauen an der Hochschule bildet sich auch im niedrigen Stand sozialwissenschaftlicher Forschung zum Frauenstudium ab. Seit Beginn der 60er Jahre sind erst wenige Studien erschienen. Doch diese wenigen Ergebnisse lassen den Schluß zu, daß sich die Stereotypen eines patriarchalischen Bewußtseins auch im Verhalten und in den Äußerungen der Studenten wiederfinden lassen. Auch sie erkennen eher Fleiß und Gedächtnis der Kommilitoninnen an, als die Eignung zum wissenschaftlichen Arbeiten. Ähnlich wie bei den Professoren ergibt sich ein Zusammenhang von gesellschaftspolitischer Einstellung und den Vorstellungen über Frauen an der Hochschule: an der medizinischen und juristischen Fakultät, die bekannterweise konservativ sind, werden die stärksten Vorurteile gegenüber dem Frauenstudium vertreten.

Auch die Studentinnen selbst reproduzieren diese herrschenden Vorurteile. So akzeptieren sie die „typisch weiblichen“ Eigenschaften als anlagebedingt im selben Prozentsatz wie die Studenten (68 %).⁴⁰ Viele leiden unter dem ihnen zugemuteten Konflikt „weiblich“ und „geistig“ zu sein. Das uns allen bekannte Urteil von „Studentinnen als geschlechtslose Arbeitstiere oder arbeitslose Geschlechtstiere“ wurde bisher weitgehend von Studentinnen verinnerlicht. Abgesehen davon, daß hier eine Gleichsetzung von Frau und Tier bei gleichzeitiger Identität von Mann und Mensch gemacht wird, versucht der Mann mit dieser alternativen Gegenüberstellung die Frau für sich zu instrumentalisieren. Indem er der Studentin Selbstverstümmelung aufzwingt, verschafft er sich den Beweis seiner eigenen Ganzheitlichkeit. Mit ihrer erzwungenen Zerrissenheit versucht er, die Brüchigkeit der eigenen Identität zu verschleiern.⁴¹

Seit der Existenz der Frauenbewegung kann sich dieser Mechanismus der Verinnerlichung von männlichen Anforderungen nicht mehr ungebrochen durchsetzen. Den Frauen wird mehr und mehr die Ursache des ihnen entgegengebrachten frauenfeindlichen Verhaltens bewußt. Die patriarchalische Funktionsweise des Wissenschaftsbetriebes zwingt sie, gemeinsam mit anderen Frauen die täglich erlebte Widersprüchlichkeit zu verarbeiten und gemeinsam zu verändern. Sie lernen, wissenschaftliche und persönliche Interessen miteinander zu verbinden und können so eine stärkere Identität entwickeln. Mit der Verweigerung der tradierten Rollenunterteilung können sie daher eine Ganzheitlichkeit darstellen, die für viele Männer innerhalb der Universität zu einer starken Bedrohung wird. Einerseits bildet die Frau dadurch eine Konkurrenz für sie. Andererseits wird den Männern die Brüchigkeit ihrer Identität sinnfällig vor Augen geführt. Die Frau demonstriert die Vereinbarkeit von Gefühl und Leistung und zieht damit die erregte Aggression der Männer auf sich. Die Darstellung einer starken Identität durch die Frau wird daher zur elementaren Bedrohung.

2b. Der Anteil von Studentinnen an den Hochschulen der BRD und Westberlins

Trotz dieses Silberstreifens am Horizont sind die Universitäten immer noch patriarchalische Hochburgen. Die Ausbildungs- und Berufsmöglichkeiten von Frauen haben sich seit der Durchsetzung des Frauenstudiums qualitativ kaum verändert. Die Bundesrepublik nimmt einen besonderen Platz in der Qualifizierung von Frauen ein: beim internationalen Vergleich des Anteils von Studentinnen an Hochschulen rangiert die BRD 1971 auf Platz 20 – hinter Spanien und immerhin noch einen Platz vor der Türkei!⁴²



Der Anteil von Frauen nimmt mit wachsenden Qualifikationsanforderungen kontinuierlich ab. Von allen Volksschülern sind 49 % Mädchen. An Gymnasien sind von allen Schülern 43 % Mädchen. Nur 39 % der Gymnasiastinnen schaffen das Abitur. Während 90 % aller männlichen Abiturienten die Hochschule besuchen, sind nur die Hälfte der Abiturientinnen in der Lage, dasselbe zu tun. 1970/71 belief sich die Anzahl von Studentinnen an der Gesamtzahl der Studierenden auf 25,6 %. Von allen Examensabsolventen für Staats- und Diplomprüfungen beträgt der Frauenanteil ein Viertel, bei Doktorprüfungen nur noch 17 %. Eine geschlechtsspezifische Benachteiligung läßt sich auch bei der Graduiertenförderung feststellen: nur ein Viertel aller Stipendien werden an Studentinnen vergeben.

Der Anteil von Studentinnen in der Bundesrepublik und Westberlin wächst kontinuierlich: von 24,1 % (1964/65) auf 30,6 % (1969/70). So studieren im Sommersemester 1976 an der Freien Universität Berlin 11 718 Frauen bei einer Gesamtzahl von 31 668 aller Studierender, also etwas mehr als ein Drittel, was auch dem bundesrepublikanischen Durchschnitt in diesem Semester entspricht.⁴⁴ Eine Ausnahme bilden nur die Pädagogischen Hochschulen, wo der Studentinnenanteil fast zwei Drittel beträgt. Die Auswirkungen der Wirtschaftskrise und des numerus clausus auf die Anzahl von Studentinnen lassen eine rückläufige Tendenz vermuten, sind bisher jedoch weder zahlenmäßig erfaßt noch analysiert worden.

Etwa die Hälfte aller Studentinnen konzentrieren sich auf 5 von 75 Fächern (1968). Mit Germanistik, neueren fremdsprachlichen Philologien und Medizin wählen sie bevorzugt Fächer, die der frauenspezifischen Erziehung im Elternhaus und Schule entsprechen. Diese Tendenz zeichnet sich auch gegenwärtig in den Statistiken über die Aufteilung weiblicher Studierender an den Hochschulen Westberlins im Wintersemester 1975/76 ab. (Vgl. dazu die Anmerkung 45.)

Entsprechend den Sozialisationsbedingungen von Frauen ist ihr Anteil an Technischen Hochschulen nur gering. Dieser Anteil betrug 1968 nur 9 % und ist laut Statistik der Technischen Universität im WS 75/76 nur geringfügig gestiegen: von insgesamt 21 212 Studierenden sind nur 2981 Studentinnen – also 12,3 %.⁴⁶ Bezeichnend ist auch, daß sich die Frauen an der TU hauptsächlich auf Studieneinrichtungen der ehemaligen Philosophischen Fakultät, sowie auf den Fachbereich Architektur verteilen. Auch an der Technischen Fachhochschule sind die Studentinnen auf den Fachbereich Architektur konzentriert, nur ganze 7 Frauen studieren Elektrotechnik im Gegensatz zu 586 Männern. An der Fachhochschule für Wirtschaft studieren 448 Frauen im Vergleich zu 1312 Männern (33,3 %). An der Hochschule der Künste sind die Studentinnen mehrheitlich im Fachbereich Werbung und Kommunikationstechnik vertreten. Nur an der Pädagogischen

Hochschule übertreffen die Studentinnen ihre männlichen Kollegen um 65 %, ebenso sind sie an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik zahlreicher vertreten.⁴⁷

2c. Geschlechts- und Klassenspezifische Erziehung von Mädchen. – Soziale Herkunft, Universitätsabschlüsse und Studienabbruch von Studentinnen

Der, wenn auch steigende, so doch immer noch geringfügige Anteil von Studentinnen – vor allem an der Technischen Hochschule – und die eingegrenzte Studienfachwahl mit entsprechender Berufsperspektive sind eine Folge der geschlechtsspezifischen Erziehung in Familie und Schule. Die Mädchen diskriminierende Behandlung in der Familie setzt sich in den allgemeinbildenden Schulen bis hin zur Universität fort. In den Bildungsplänen der einzelnen Bundesländer wird die „gebührende Rücksicht“ auf die „Eigenart und Lebensaufgabe der Geschlechter“ hervorgehoben.⁴⁸ Die Rolle der Frau, die in den Lesebüchern der Volks- und Realschulen vermittelt wird und als Leitbild zur Identifikation dienen soll, ergänzt das Frauenbild der Bildungspläne: das überwiegend anzutreffende Bild ist das der Mutter. Die Mädchen in den Haupt- und Realschulen fast aller Bundesländer werden durch unterschiedliche Stundenverteilung in den Kernfächern diskriminiert, in den Gymnasien durch verschiedene Schulzweige – Mädchengymnasien sind vorwiegend neusprachlich orientiert. Eine weitere Benachteiligung von Mädchen liegt in der antifeministischen Einstellung der Lehrer. Eine Befragung von Hauptschuldirektoren, Direktoren von Realschulen, Schulräten und Ministerialbeamten weist ähnliche Vorstellungen wie wir sie aus der Angerschen Untersuchung bereits kennen, nach.⁴⁹ So können die Studentinnen auf eine lange Tradition verinnerlichter patriarchalischer Strukturen zurückblicken, wenn sie die Universität betreten. Denn die mangelnde Erziehung zur Abstraktionsfähigkeit, zur realistischen Einschätzung der Arbeitswelt, verbunden mit der eingegrenzten Berufsperspektive auf sozial-pflegerische und pädagogische Berufe, sind nicht gerade gute Voraussetzungen zum Universitätsstudium.

Wurde bisher die gesellschaftliche Diskriminierung von Frauen im Ausbildungssektor in Hinblick auf ihre Geschlechtszugehörigkeit betrachtet, so muß im Zusammenhang mit der Sozialstruktur der Studentinnen auch ihre Klassenzugehörigkeit berücksichtigt werden, denn die proletarischen Mädchen gehören zu den am meisten benachteiligten Menschen unserer Gesellschaft. Helge Pross stellte 1968 bei der Anhörung von Sachverständigen zur Frauenenquete der Bundesregierung fest: „Es gehört zu den, wie ich glaube durch nichts zu rechtfertigenden Dramen unseres Bildungswesens, daß es bisher nicht gelungen ist, Töchter aus Arbeiterfamilien und

Landfamilien an die Institutionen der höheren Bildung heranzuführen. Keine soziale Gruppe hat so wenig Aussicht wie sie, eine den Fähigkeiten entsprechende Bildung zu erhalten. "50 An Universitäten und Pädagogischen Hochschulen betrug 1962/63 der Anteil von Studentinnen aus der Arbeiterklasse 2,8 % gegenüber 6 % bei den männlichen Arbeiterkindern. Auch Jahre danach änderte sich kaum etwas an dieser Tatsache: während von allen Studierenden 5,7 % männliche Arbeiterkinder sind, sind die weiblichen Arbeiterkinder nur mit 3,3 % vertreten.⁵¹ Die Gründe für die starke Unterrepräsentation von Arbeitertöchtern liegen in der besonderen materiellen Situation der Arbeiterklasse: die Entscheidung über die Finanzierung eines Studiums fällt meistens zugunsten des Sohnes aus; zudem sind traditionelle Vorstellungen über Geschlechterrollen in der Arbeiterschaft zum Teil tiefer verwurzelt als im Bewußtsein von Angestellten, Beamten und Akademikern. Die soziale Distanz der Arbeiterklasse zur bürgerlichen Bildung ist ein weiteres Hindernis auf dem Weg zum Studium, ebenso wie die mangelnde Kenntnis von Zugänglichkeit und den Voraussetzungen von Schule, Universität, den entsprechenden Berufen und von den Förderungsmöglichkeiten. Die Sprachdifferenz als klassen- und schichtenspezifisches Problem wirkt sich ebenso nachteilig für die Arbeitertöchter aus, wie die mangelnde psychologische Unterstützung und Motivierung im proletarischen Elternhaus. Hier wird deutlich, daß die Arbeitertochter zusätzliche Widerstände überwinden muß, bevor sie überhaupt mit dem Studium beginnen kann.

Unter regionalen und konfessionellen Aspekten betrachtet, sind die bayerischen katholischen Mädchen am stärksten benachteiligt. Sie haben besonders wenig Chancen, eine qualifizierte Ausbildung zu erhalten. So reglementierte das bayerische Kultusministerium bis Mitte der 60er Jahre in scharfer Weise die Zulassung von Mädchen an öffentliche höhere Schulen.⁵²

Studentinnen kommen häufiger als Studenten aus der oberen Mittelschicht und Akademikerfamilien. Die Motivierung zum Frauenstudium dürfte hier stärker sein. Ein Drittel aller Studierenden kommt aus Akademikerfamilien. Sie sind somit überrepräsentiert, denn nur 2,5 % der Bevölkerung verfügt über ein abgeschlossenes Hochschulstudium. Ebenso beträgt der Anteil der Beamten an der erwerbstätigen Gesamtbevölkerung nur 5,5 %, die Beamtenkinder sind jedoch mit 29,5 % in der Studentenschaft vertreten.⁵³ Bei dem Entschluß von Mädchen zum Hochschulstudium spielt auch die bildungsfreundliche Einstellung der Mütter eine Rolle. Die schulische Ausbildung der Mütter liegt zwar durchweg unter dem Niveau der Väter, jedoch höher als allgemein vermutet: 17 % der Mütter hatten das Abitur und 6 % ein Universitätsstudium abgeschlossen, insgesamt

60 % besuchten eine höhere Schule.⁵⁴

Die Sozialisationsbedingungen von Frauen lassen sich auch in der Hierarchie der einzelnen *Universitätsabschlüsse* wiederfinden: der Frauenanteil fällt mit den wachsenden Qualifikationsanforderungen. Nur 17,6 % der Studentinnen schlossen 1965 ihr Hochschulstudium mit einer Promotion ab, 1968 wurden von den Doktorprüfungen an Wissenschaftlichen Hochschulen nur ein Fünftel von Frauen abgelegt. Einen höheren Frauenanteil gibt es nur bei den Lehramtsprüfungen an Pädagogischen Hochschulen und lehrerbildenden Institutionen. Entsprechend der Studienfachwahl von Studentinnen sind auch die Examensabsolventinnen nur auf wenige Fächer konzentriert: so entfallen 76,6 % aller Staats- und Diplomprüfungen auf die drei Fächer Medizin (34,6 %), Lehramt an höheren Schulen (26,3 %) und Lehramt an Volks- und Realschulen (15,7 %). Den statistischen Angaben über den erfolgreichen Studienabschluß nach Fachrichtungen ist zu entnehmen, daß Studentinnen die erfolgreichsten Hochschulabschlüsse in den stark praxisbezogenen und weniger in den allgemein philosophischen Fächern erzielen.⁵⁵

Dementsprechend ist auch der *Studienabbruch* von Studentinnen in den praxisorientierten Fächern weniger hoch. Die Quote bei den Frauen lag 1966 bei 26 %, während sie bei den Männern nur 13 % betrug. Bei den verheirateten Frauen stieg die Abbruchquote sogar auf 37 % gegenüber nur 10 % der verheirateten männlichen Studierenden. Bei der Betrachtung des Studienabbruchs im Ablauf der einzelnen Semester ist eine geschlechtsspezifische Differenz festzustellen.

Zunächst ist bei Studienbeginn bis zum 2. Semester zu bemerken, daß sogar mehr männliche als weibliche Studierende ihr Studium abbrechen (11 % gegenüber 4 %), was damit zu erklären ist, daß die Studienaufnahme für Frauen einen viel bewußteren Entschluß und die Überwindung von mehr Hindernissen voraussetzt. Die Abbruchquote ist zwischen dem zweiten und dritten Studienjahr bei beiden Geschlechtern etwa gleich (5 %). Erst in den folgenden Semestern zeigt sich eine unterschiedliche Entwicklung: während der Anteil der ausgeschiedenen Studenten bis zum 6. und 7. Semester relativ steil ansteigt, ist der Studienabbruch während der Prüfungssemester auf ein Mindestmaß reduziert. Bei den Studentinnen dagegen ist ein kontinuierlicher Zuwachs der Abbruchquote um etwa 4 % von Semester zu Semester zu beobachten. Während der Prüfungssemester steigt die Abbruchquote rapide an. 30 % der Studentinnen verlassen die Universität vor der Abschlußprüfung.⁵⁶ Außerdem wurde nachgewiesen, daß Frauen auf Wirtschaftskrisen eher mit Studienabbruch reagieren als Männer.⁵⁷ Die höchsten Abbruchquoten von Studentinnen sind in den geisteswissenschaftlichen, sowie auch in den naturwissenschaftlichen Fächern zu

verzeichnen. Bemerkenswert ist die hohe Abbruchquote von 53 % in den Kulturwissenschaften.⁵⁸

Vielfältige Gründe bringen Frauen zum Abbruch ihres Studiums: Heirat und Geburt von Kindern, geringe Motivation, finanzielle und materielle sowie psychische Schwierigkeiten. Der dabei immer zuerst genannte Grund – nämlich die Heirat – ist jedoch zu hinterfragen, denn dahinter verbirgt sich ein ganzes Bündel von Motiven. Wir finden sie wieder in den Äußerungen betroffener Studentinnen: „Für mich war’s im letzten Studienjahr einfach zuviel. Auf der einen Seite war ich verlobt, auf der anderen Seite hatte ich die Verpflichtung, Studentin zu sein. Ich konnte das nicht verbinden. Ich war auf einmal von dem Problemkreis meines Mannes gefesselt, mich beschäftigten die Studien meines Mannes mehr als meine eigenen. Ich kam mit den Freunden meines Mannes zusammen, alles bezog sich nur noch auf meinen Mann.“⁵⁹

Die eigentlichen Gründe für den Studienabbruch von Frauen liegen in der Trennung von Arbeit und Privatbereich, in der Anonymität der Universität, der spezifischen Leistungs- und Konkurrenzsituation, im Primat der Theorie und der mangelnden Praxisbezogenheit der Wissenschaften, in der Wissenschaftssprache, sowie in der gesamten Arbeits- und Funktionsweise des Universitätsbetriebes und seiner Verkehrsform. Dazu noch einige Äußerungen von Studentinnen, die nach den Gründen ihres Studienabbruchs befragt wurden: „Die Sitten, das ganze Leben an der Universität ist männlich. Die Männer sind natürlich auch in der Mehrzahl. Man wird als Frau so ein bißchen verschluckt . . . Es gibt z.B. fast nur männliche Dozenten. Als Frau hat man da manchmal das Gefühl, nicht am richtigen Platz zu sein . . . Überall, wo es um Entscheidungen geht, sitzen Männer, im ASTA, in anderen studentischen Organisationen, im Lehrkörper. Als Frau oder Studentin hat man kaum Chancen, da einzudringen. Höchstens in den ASTA, wenn sonst keine Bewerber da sind. Besonders nachteilig für Studentinnen ist, daß auch in Prüfungsgremien immer nur Männer sitzen . . . Ja, diese Prägung geht soweit, daß die Studenten wohl nicht mal merken, daß man ein Mädchen ist. Bezeichnend ist auch, daß es bei uns im chemischen Institut nur eine Herrentoilette gibt. Man rechnet gar nicht mit Mädchen. Man hat den Eindruck, daß man bewußt übersehen wird.“⁶⁰

Viele Studentinnen, die Kinder haben, müssen ihr Studium und damit eine qualifizierte Berufstätigkeit aufgeben, weil Studium, Haushalt und Kindererziehung in dieser Gesellschaft unvereinbar sind. Zudem gibt es an den Hochschulen entweder gar keine oder nur in geringer Anzahl Kindergartenplätze. So entlarvt sich das traditionelle Vorurteil von der Universität als Heiratsmarkt für Studentinnen. „Sie fliehen nicht die Univer-

sität, weil sie heiraten, sondern sie heiraten, weil sie die Universität fliehen und zudem auf die Rückversicherung der Versorgungsanstalt Ehe angewiesen sind.“⁶¹

Für viele Studentinnen ist ein Kind mit gleichzeitigen Belastungen durch die Ausbildung und der Art und Weise, wie diese an der Universität funktioniert, unvereinbar. Die ungewollte Schwangerschaft bedeutet entweder Abbruch des Studiums oder der Schwangerschaft. Nicht nur „der Mangel an Kindergärten und Kindergeldern (wirkt) sich abtreibungsfördernd“⁶² aus, es ist die gesamte materielle Situation der Frauen an der Hochschule, die dazu beiträgt, daß die Schwangerschaftsabbrüche bei Studentinnen sehr häufig sind. „Die Not der Studentinnen, die ihre Schwangerschaft abbrechen, führt auch zu schweren psychischen Belastungen, die wiederum Verschiebung, Verlängerung oder Abbruch des Studiums zur Folge haben.“⁶³

Studentinnen scheinen – an ihrer Selbstmordrate gemessen – die unglücklichsten Frauen zu sein: Untersuchungen bestätigen ein wesentlich höheres Suizidrisiko als bei nicht studierenden gleichaltrigen Frauen.⁶⁴ Die Selbstmordrate der Studentinnen ist bedeutend höher als die der Studenten. Dabei begreifen Studenten aufgrund ihrer Sozialisationsgeschichte Schwierigkeiten mit der Arbeits- und Funktionsweise der Universität – wie etwa Leistungsabfall – als partikular, d.h. nicht grundsätzlich ihre Person betreffend. Studentinnen hingegen erleben einzelne Probleme als Infragestellung ihrer *gesamten* Persönlichkeit, wie die hohen Selbstmordziffern belegen.⁶⁵

Die patriarchalischen Verhältnisse in und außerhalb der Universität führen zu keiner eigenständigen Identität der Frauen, sondern nur zu einer über den Mann als Subjekt der Geschichte vermittelte geborgte Identität. Auch die Frau an der Hochschule ist einer Vielzahl von Situationen ausgesetzt, in denen sie widerstrebenden Anforderungen genügen muß – double-bind-Situationen, wie sie in der Schizophrenieforschung genannt werden. Sie sieht sich gezwungen, sich als lebendiges Subjekt selbst objektivieren zu müssen. Ihre schizophrene Situation stellt sich schließlich darüber her, daß sie sich letztlich nur als *aktives Objekt* verwirklichen darf. Die Studentin muß sich also einerseits – will sie erfolgreich ihr Studium beenden – an die gewünschten universitären Normen anpassen und sich die geforderten Eigenschaften wie Rationalität, Redegewandtheit, Aktivität und abstraktes Denken aneignen. Andererseits werden gerade diese Verhaltensweisen bei Frauen von der Gesellschaft negativ sanktioniert, da sie als unweiblich und vermännlicht gelten. Verhält die Studentin sich nach den gesellschaftlich erwünschten Normen mit den tradierten verinnerlichten Eigenschaften – Passivität, Abhängigkeit und Zurückhaltung – und bleibt das

Wesen, das in unserer Gesellschaft gemeinhin als Frau bezeichnet wird, so kann sie den Ansprüchen der Universität wohl kaum gerecht werden.⁶⁶

Die psychischen Störungen bei Studentinnen sind auch ein Ausdruck der Absicht, aus den als unzumutbar empfundenen Lebens- und Arbeitsverhältnissen auszubrechen. So sind auch die zahlreich auftretenden Depressionen und Selbstmorde unter Studentinnen als immer wieder scheiternder Versuch anzusehen, die Objektsituation aufzuheben. Wichtig ist dabei jedoch, daß Frauen lernen, ihre Situation nicht individuell bewältigen zu wollen, sondern die gesellschaftlichen Ursachen ihrer Lage zu begreifen, um sie gemeinsam mit anderen Frauen zu verändern.

Die autonome Frauenbewegung mit ihrer vielfältigen Praxis hat damit begonnen, Alternativen zu erproben: so werden Studentinnen im Frauenzentrum oder auch an einzelnen Instituten von Feministinnen beraten. Die traditionelle Psychologie ist unfähig, eine frauenspezifische Therapie im Interesse dieser Frauen zu praktizieren. Deshalb haben Frauen aus dem Frauenzentrum begonnen, neue Ansätze zu einer Theorie und Praxis feministischer Therapie zu entwickeln.⁶⁷

Ein neues Phänomen in der Geschichte des Frauenstudiums ist auch die Wiederaufnahme des Studiums durch verheiratete Studentinnen und sogenannte alleinstehende Mütter. Diese sich in den letzten Jahren herausbildende neue Tendenz läßt sich an der relativ hohen Quote der über 30jährigen Studentinnen ablesen.⁶⁸ Die Tatsache, daß es diesen Frauen trotz mannigfacher Schwierigkeiten und Doppelbelastung gelingt, ihr Studium wiederaufzunehmen und erfolgreich zu beenden, bringt die Bewußtseinsveränderung und ein neues Verhältnis zu Studium und Arbeit zum Ausdruck. Gerade bei diesen, von patriarchalischen Mechanismen besonders betroffenen, Frauen finden wir oft ein größeres politisches Engagement und ein stärkeres Solidaritätsgefühl. Wenn wir den Ursprüngen der Neuen Frauenbewegung in der BRD und in Westberlin nachgehen, so waren es gerade verheiratete Studentinnen und Mütter, deren Lage zu einer Veränderung drängte und die deshalb zur Selbsthilfe griffen. Sie waren die treibenden Kräfte bei der Initiierung der Kinderladenbewegung und sie gründeten zusammen mit anderen Studentinnen, die im SDS und in der Studentenbewegung engagiert waren, den „Aktionsrat zur Befreiung der Frau“ (1968) in Berlin, den historischen Ausgangspunkt der autonomen Frauenbefreiungsbewegung.

In den folgenden Jahren lag die politische Praxis vieler Studentinnen, die in der feministischen Bewegung arbeiteten, im außeruniversitären Bereich. Nach einer langjährigen Praxis und mit der wachsenden Stärke der Frauenbewegung begannen die Studentinnen, diese ihre Erfahrungen in die Hochschule hineinzutragen. So etwa an der Freien Universität Berlin, wo

die Hochschulgruppe des Frauenzentrums im Sommersemester 1974 das erste interdisziplinäre Frauenseminar zum Thema „Frau und Universität“ organisierte. In diesem Seminar entwickelten Frauen die Initiative zur Gründung von Frauenhochschulgruppen, die sich seitdem an zahlreichen Fachbereichen gebildet haben. Eine weitere Initiative war die erstmalige Herausgabe einer Frauenhochschulzeitung „Nebenwiderspruch“. In den folgenden Semestern entstanden in Zusammenarbeit mit feministischen Dozentinnen mehrere autonome Frauenseminare und Forschungsprojekte.

3. Dozentinnen an deutschen Hochschulen

a) Der Anteil von Dozentinnen an den Hochschulen der BRD und Westberlins

Erst heute konnte die jahrzehnte andauernde besondere Isolation und der *Einzelkampf der Dozentinnen an den Hochschulen aufgebrochen werden*. Denn umso höher sich Wissenschaftlerinnen in die obere Hierarchie der Universität wagten, desto stärker bekamen sie den Widerstand des Patriarchats zu spüren.

Das Habilitationsrecht erlangten die Frauen erst nach dem ersten Weltkrieg. Vor der Novemberrevolution waren sie nirgends zur Habilitation zugelassen, keine Privatdozenturen wurden für sie freigegeben. Erst seit dem Jahre 1920 steht den Frauen die Hochschullehrerlaufbahn offen. Damals hatte die Philosophin Edith Stein an den Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eine Eingabe auf Zulassung von Frauen zur Habilitation eingereicht, die der Anstoß zu einem Ministererlaß wurde. „Der in ihrer Eingabe vom 12. Dezember 1919 vertretenen Auffassung, daß in der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht kein Hindernis gegen die Habilitation erblickt werden darf, trete ich bei“⁶⁹, lautete die Antwort.

Im Jahre 1923 erhielt zum ersten Mal eine Frau ein Ordinariat. Nur wenige Wissenschaftlerinnen konnten von ihrem neuen Recht Gebrauch machen: bis 1929 hatten sich nur 5 Frauen habilitiert, 10 Jahre später auch nur 14 und bis zum Gründungsjahr der Bundesrepublik (1949) hatten sich ganze 41 Frauen habilitiert!⁷⁰ An diesen Ziffern läßt sich ablesen, daß es nur wenigen Einzelkämpferinnen gelang, in das Allerheiligste der Universität vorzudringen. Gleichzeitig wird deutlich, wie zäh die Hochschule ihre Privilegien zu verteidigen suchte.

Zu den spezifischen Auswirkungen der nationalsozialistischen Politik auf die Arbeits- und Lebenssituation von Dozentinnen heißt es in einer Dokumentation des Deutschen Akademikerinnenbundes „50 Jahre Habili-

tation von Frauen in Deutschland“: „Viele andere Wissenschaftlerinnen würden ohne die Zerstörungen, die der Nationalsozialismus im deutschen Geistesleben angerichtet hat, auch in diesem Band stehen. Sie sind emigriert, weil sie jüdischer Herkunft oder dem Nationalsozialismus feindlich gesinnt waren. Es war schwer, ihre Daten aufzufinden. Andere kamen trotz hervorragender Leistungen gar nicht zur Habilitation, weil ihre Abstammung, ihre politische Gesinnung oder einfach die Tatsache, daß sie Frauen waren, der Berufung in ein akademisches Amt entgegen standen.“⁷¹

Diese Dokumentation gibt einen Überblick über Namen, Werdegang, Promotions- und Habilitationsthemen, sowie spezielle Lehr- und Forschungsgebiete aller deutschen Frauen, die im Zeitraum von 1920 und 1970 habilitierten. Auch die habilitierten Dozentinnen in der DDR werden hier bibliographiert.⁷² Die Zahlenangaben in dieser Untersuchung belegen, daß auch in den 50er Jahren Frauen im Wissenschaftsbetrieb eine Seltenheit waren. Sie wurden weitgehend in eine Einzelkämpferinnenposition gedrängt. Seit der Verleihung des Habilitationsrechts zu Beginn der Weimarer Republik bis anno 1959 gab es nur insgesamt 119 habilitierte Dozentinnen, das sind 1,98 % der Lehrkräfte! In den folgenden Jahren erhöhte sich ihre Anzahl allmählich, sie stand jedoch weiterhin im krassen Mißverhältnis zur Anzahl der habilitierten Männer: 1966 gab es 218 weibliche Lehrkräfte mit Habilitation gegenüber 8 980 männlichen. Und 50 Jahre nach der Einführung des Habilitationsrechts hatten sich im gesamten Zeitraum nur 453 Dozentinnen habilitiert!⁷³

Der Anteil an Frauen im Gesamtlehrkörper schwindet, je höher die Positionen in der universitären Hierarchie sind. Nach Angaben des Statistischen Bundesamtes (1960) über den Anteil des weiblichen Lehrpersonals an den wissenschaftlichen Hochschulen waren Frauen beim wissenschaftlichen Personal mit 6 % vertreten. Den Frauenanteil am Gesamtlehrkörper (ordentliche und außerordentliche Professoren, außerplanmäßige Professoren und Dozenten) betrug 2,3 %. Bezeichnenderweise war die Mehrzahl der Frauen als nichthabilitierte Assistentinnen beschäftigt.

Bei den habilitierten Nichtordinarien waren die Frauen nur mit 3,5 % vertreten. Die Quote der Lehrstuhlinhaberinnen betrug lediglich 0,7 %.⁷⁴

Wie geringfügig die Frauen auch heute noch – vor allem in der Spitze der universitären Hierarchie – repräsentiert sind, belegen neuere empirische Studien zur Lage von Dozentinnen an westdeutschen Hochschulen wie etwa die Dissertation von Brigitte Bimmer zum Selbstverständnis der Akademikerin an hessischen Hochschulen.⁷⁵

Auch die statistischen Angaben vom Juni 1976 über die Anzahl von Do-

zentinnen an den Hochschulen Westberlins bestätigen diese Tendenz.⁷⁶ So sind in den Spitzenpositionen sämtlicher Hochschulen, den ordentlichen Professuren oder AH6-Stellen genannt, nur 9 Frauen vertreten bei einer Gesamtzahl von 559 AH6-Stellen. An der Freien Universität nimmt nur e i n e Frau eine solche Position ein, und an der Technischen Universität, sowie an der Pädagogischen Hochschule sind jeweils z w e i Frauen Lehrstuhlinhaberinnen! Bei den Fachhochschulen ergibt sich ein ähnliches Bild. Bei der nächst tieferen Stufe der Universitätshierarchie, den sogenannten AH 3 bis AH 5 Professuren, liegt der Frauenanteil etwas höher, wenn auch sehr minimal. So beträgt die Quote der Hochschullehrerinnen an der Freien Universität Berlin 8,3 %, an der Pädagogischen Hochschule sogar 30,2 %. Bezeichnend ist, daß an der Technischen Universität nur 11 Hochschullehrerinnen gegenüber 258 Hochschullehrern vertreten sind. An der Hochschule für Künste sind dagegen 28 Professurstellen von Frauen besetzt im Vergleich zu 128 männlichen Stelleninhabern.⁷⁷

Auf den mittleren und unteren Rängen der Universitätshierarchie sind Frauen eher anzutreffen: an der Freien Universität sind auf 11,3 % der Assistenzprofessurstellen und 24,4 % der Assistentenstellen Frauen beschäftigt. An der Technischen Universität gibt es gar keine Assistentenprofessorin. An dieser Hochschule beträgt die Quote der wissenschaftlichen Assistentinnen nur 4,7 %, im Gegensatz zur Pädagogischen Hochschule, die fast 50 % wissenschaftliche Assistentinnen beschäftigt. Bei den Fachhochschulen sind die Frauen auch in der unteren Hierarchie kaum vertreten.⁷⁸

Der langsam, aber kontinuierlich wachsende prozentuale Anteil der Frauen an den Hochschullehrerstellen dürfte sich jedoch in Zukunft steigern, sollte der Trend zur Herausverlagerung der Forschung aus den Universitäten weiter anhalten. „Denn die Aristokraten der Forschung, die Grundlagenforscher, sind bis dahin in die Großforschungszentren umgesiedelt. Daß den Frauen auch dann wieder die Rolle zufallen wird, akademische Bürger zweiter Kategorie zu sein, lassen Zahlen aus der Max-Planck-Gesellschaft vermuten: der Anteil von Frauen am Forschungspersonal der Max-Planck-Gesellschaft – vorherrschend also an der Grundlagenforschung – betrug 1973 ganze 2 %.“⁷⁹

Aber gegenwärtig sind Frauen in den oberen Stockwerken des patriarchalischen Wissenschaftsbetriebs immer noch eine Ausnahme.

b) Vorurteile gegen Frauen im Wissenschaftsbetrieb – Das Selbstverständnis von Dozentinnen – Erfolge der Frauenhochschulpolitik

Die genannten Ziffern belegen zudem die altbekannten männlichen Vorurteile. Werden Professoren nach den Gründen für die Seltenheit weiblicher Hochschullehrer gefragt, erklären sie nicht die Seltenheit, sondern behaupten die Unmöglichkeit weiblicher Hochschullehrer: „Wenn eine Frau Geistigkeit im gleichen Maße besitzt, dann fehlt ihr etwas anderes. Sie ist dann keine Frau mehr.“⁸⁰ Oder auch: „Der Frau liegt das Auftreten auf dem Katheder nicht. Das ist ein sekundäres Geschlechtsmerkmal. Weibliche Hochschullehrer sind immer häßlich. Wenn sie hübsch wären, wären sie geheiratet worden.“⁸¹ Ein anderer Hochschullehrer stellt fest, daß die Distanz sich gemindert habe, denn früher sei ein Professor etwas sehr Hohes gewesen. „So kommen auch Frauen schon auf die verrückte Idee, Hochschullehrer zu werden. Es gibt aber auch gute Frauen.“⁸²

Diese Vorurteile konnten sich im Fall von Habilitationen von Frauen deshalb so massiv auswirken, da die Habilitation in der alten Ordinarienuniversität vor allem von der Befürwortung durch Einzelpersonen abhing. Vorbehalte gegen die Habilitation von Frauen wurden vielfach damit begründet, eine habilitierte Frau werde ihr Leben lang auf ihrer Stelle sitzen bleiben und sie auf diese Weise blockieren, während Männer natürlich von auswärtigen Universitäten berufen würden.

Die Aussagen von Wissenschaftlerinnen der älteren Generation legen ein beredtes Zeugnis ab über die Diskriminierungen, denen die Einzelkämpferinnen ausgesetzt waren. „Eine Philosophieprofessorin erinnert sich, daß ihr die beste Note bei der Promotion offen mit der Begründung verweigert wurde, sie könne andernfalls wohl auf den Gedanken kommen, sich zu habilitieren. Als der dafür verantwortliche Ordinarius die verwitwete Frau später mit ihren beiden Kindern auf der Straße wiedertraf, meinte er ganz verblüfft: 'Wenn ich das gewußt hätte, daß sie nicht allein stehend sind, hätte ich Ihnen die Habilitation natürlich ermöglicht'.“⁸³

Wie bei den Studentinnen bestätigen Untersuchungen, daß auch die Dozentinnen nicht frei von anti-feministischen Vorurteilen sind. (Die schon erwähnte Arbeit von Brigitte Bimmer „Das Selbstverständnis der Akademikerin in Beruf und Familie. Eine empirische Untersuchung an Hessischen Hochschulen“ (1972) liefert Material zu diesem Themenkomplex. Hier finden sich auch Angaben über Familienstand, Herkunft und Sozialstruktur von Dozentinnen – vgl. Anmerkung 84.)

Nach den Gründen für die Seltenheit weiblicher Hochschullehrer gefragt, vertreten die Dozentinnen folgende Ansichten:

1. Vorurteile, mangelnde Anerkennung der von ihnen geleisteten wissenschaftlichen Arbeit und minimale Chancen für Frauen, höhere Positionen in der Universitätshierarchie zu erreichen, werden von 46,8 % der befragten Dozentinnen als Hauptursache benannt, für die geringe Motivation von Frauen, diesen Beruf zu ergreifen.
2. Ein Viertel der Dozentinnen sind der Auffassung, daß die Doppelbelastung durch Haushalt und Kindererziehung die Ausübung dieser qualifizierten Berufstätigkeit verhindere.
3. 21,6 % der befragten Dozentinnen meinen, daß den Frauen Mut, Durchsetzungsvermögen und Selbstbewußtsein fehle. Außerdem mangle es den Frauen am nötigen Antrieb, weil sie eher in Heirat und Ehe ein erstrebenswertes Lebensziel sähen (18,4 %).
4. Außerdem vertraten 15,3 % die Ansicht, daß Frauen generell weniger Interesse an wissenschaftlichem Arbeiten hätten, daß es ihnen an Ehrgeiz fehle und daß sie sowieso mehr zu praktischer Tätigkeit neigten.⁸⁵ Allerdings behaupten die Dozentinnen mehrfach, daß Frauen generell mehr leisten müssen, wenn sie in der Konkurrenz mit den Männern an der Hochschule erfolgreich bestehen wollen. Überhaupt werden oft widersprüchliche Äußerungen gemacht wie „die Universität bietet der Frau zu wenig Aufstiegschancen. Aber: die Frau hat keinen Aufstiegswillen.“⁸⁶

Diese Zitate belegen, daß sich die Kritik zahlreicher Dozentinnen unbewußt gegen die eigenen Geschlechtsgenossinnen richtet. Ihr ideologischer Kern zeigt, wie wenig sich diese intellektuellen Frauen über ihre eigene Lebens- und Arbeitssituation bisher bewußt geworden sind. Weiter bezeichnet es für uns die Aufgabe, diesen Bewußtwerdungsprozeß zu fördern und auch als Dozentinnen zusammenzuarbeiten und uns zu organisieren. Dabei müssen wir uns mit Margherita von Brentano darüber im klaren sein, daß, obwohl die Universität „Stätte der Wissenschaft ist, auf dem Boden der Universität die Vorurteile ungehindert und fast stärker gedeihen als anderswo. Erschreckend und desillusionierend für den, der das Problem untersucht, ist, daß Wissenschaft als Beruf die Menschen, die sie betreiben, um nichts widerstandsfähiger, um nichts kritischer und gefeierter macht gegen Vorurteile, gegen blinden Gruppen- und Geschlechtsegoismus.“⁸⁷

Es ist schwerlich anzunehmen, daß angesichts der derzeitigen Einsparungen im Ausbildungssektor solche Egoismen geringer werden könnten. Die staatlichen Restriktionen im Bildungsbereich und die Art, wie sie durchgesetzt werden, erweisen sich in ihren Auswirkungen als gezielter Angriff auf die Qualifizierung von Frauen. Das Berufsverbot für Frauen wird auf kaltem Wege durchgesetzt. Für Frauen haben Berufsverbote eine lange Tradition. Es gab für uns nie ein bürgerliches Recht auf angemessene Ausbildung und Beruf.⁸⁸

Die Lage der an der Universität ausgebildeten Frauen verschärft sich; die Anzahl der arbeitslosen Lehrerinnen steigt. Ihnen wird häufiger als den Männern zugemutet, Teilzeitstellen anzunehmen. Die Zahl der arbeitslosen Sozialwissenschaftlerinnen wächst in geschlechtsspezifischer Weise überproportional. Die Flucht in die traditionelle Frauenrolle liegt nahe. Der so erzwungene Rückzug auf Familie und Haushalt stellt eine besondere Form von Berufsverbot dar.

Auf diese verschärften gesellschaftlichen Angriffe auf unsere Arbeits- und Lebensbedingungen müssen wir mit massivem Widerstand antworten. Die wachsende Stärke der Frauenbewegung ist bereits der Ausdruck unseres *kollektiven* Widerstandes. Die Frauenbewegung hat die Universitäten ergriffen. Seit mehreren Semestern haben wir bereits den Kampf aufgenommen.

- WIR haben Frauenseminare durchgesetzt, um uns und unsere Generation in ihren vielfältigen Dimensionen zum Gegenstand von Wissenschaft zu machen.
- WIR haben begonnen, neue solidarische kollektive Formen des wissenschaftlichen Arbeitens zu praktizieren.
- WIR haben angefangen, uns an verschiedenen Fachbereichen zu organisieren. Im Kampf um die Erhaltung und den Ausbau von frauenspezifischen Lehr- und Forschungsinhalten haben wir Erfolge errungen.
- WIR haben ein neues Frauenprojekt bei den Soziologen und die Neuausschreibung einer Frauenstelle am Otto-Suhr-Institut mit einem eindeutigen feministischen Ansatz durchgesetzt.
- WIR haben erreicht, daß der Fachbereichsrat des Otto-Suhr-Instituts am 2. Juni dieses Jahres einstimmig einen Initiativantrag an den Präsidenten der freien Universität angenommen hat mit der Aufforderung, einen Frauenlehrstuhl einzurichten.

Wir haben bei unseren Kämpfen erfahren, daß wir, je stärker die Frauenbewegung wird, um so deutlicher die patriarchalischen Abwehrmechanismen zu spüren bekommen. Wir haben dabei aber auch unsere Stärke erfahren. Und wir haben erfahren, daß es uns nicht nur darum gehen kann, die andere – nämlich unsere Hälfte der Welt und Geschichte – zum Gegenstand von Wissenschaft zu machen, sondern auch sie praktisch zu verändern.

So kann ein Lehrstuhl für Frauenfragen nur ein erster Schritt sein, der uns dazu verhilft, uns die Geschichte unserer Unterdrückung, aber auch unserer Macht bewußt zu machen. Dieses Bewußtsein wird uns die Kraft geben, auch praktisch dafür zu kämpfen, die Benachteiligung von Frauen in allen Bereichen des Wissenschaftsbetriebes und den späteren Berufen

tendenziell aufzuheben. Als feministische Wissenschaftlerinnen, Ärztinnen, Juristinnen und Technikerinnen werden wir unsere Kenntnisse für die besonderen Interessen, Bedürfnisse und für die Befreiung der Frauen einsetzen.

Ingrid Schmidt-Harzbach

Anmerkungen

- 1) Doris Janshen: „Langes Warten im Bauche des Zeus. Zur Situation von Frauen im Wissenschaftsbetrieb.“ Sendung des Sender Freies Berlin, Redaktion Hochschule und Gesellschaft, vom Oktober 1975. Ms. S. 1 und S. 21
- 2) In diesem Programm heißt es: „Mitten in den großen Umwälzungen, in denen wir uns alle befinden, werden sich die Frauen vergessen sehen, wenn sie selbst an sich zu denken vergessen! . . . Wir wollen unser Teil fordern: das Recht das Menschliche in uns in freier Entwicklung aller unserer Kräfte auszubilden, und das Recht der Mündigkeit und Selbständigkeit im Staat . . . Wir wollen unser Teil aber auch dadurch verdienen, daß wir nicht vereinzelt streben, nur jede für sich, sondern vielmehr jede für alle und daß wir vor allem derer zumeist uns nannemen, welche in Armut, Elend und Unwissenheit vergessen und vernachlässigt schmachten.“ Zitiert in: Clara Zetkin „Zur Geschichte der Proletarischen Frauenbewegung Deutschlands.“ FfM 1971, S. 26. Luise Otto-Peters setzte sich bereits im Mai 1848 in der „Leipziger Arbeiterzeitung“ mit der Lage der proletarischen Frauen auseinander in ihrer Veröffentlichung „Adresse eines Mädchens“. Vgl. Auszüge daraus bei C. Zetkin, a.a.O., S. 23/24
- 3) Vgl. zum Teil I die auf Quellen basierende Arbeit von Margrit Twellmann-Schopp „Die deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und erste Entwicklung 1843–1889. Meisenheim/Glan 1972. S. 9
- 4) a.a.O., S. 8
- 5) Vgl. zu diesem Komplex Twellmann-Schopp a.a.O., S. 97ff
- 6) a.a.O., S. 210/211. Vgl. dazu den Wortlaut des § 8 des preußischen Vereinsgesetzes in Anmerkung 49) ebenda
- 7) Vgl. den Wortlaut des Aktionsprogrammes a.a.O., S. 40/41
- 7a) Luise Otto-Peters, a.a.O., S. 54, „auch wir . . . halten die Ehe, d.h. nur eine rechte, zu wahrhaft gegenseitiger Ergänzung geschlossene, für das höchste Gut des Lebens und für denjenigen Zustand, in dem alle schönsten Anlagen des Gemütes sich am segensreichsten entwickeln lassen; aber wir finden eben darum in der Ehe eine für beide Teile ganz gleiche menschliche, keineswegs nur eine spezifisch weibliche Bestimmung“.
- 7b) Silvia Bovenschen, Peter Gorsen, „Aufklärung als Geschlechtskunde. Biologismus und Antifeminismus bei Eduard Fuchs.“ In Ästhetik und Kommunikation. Jg. 7, Heft 25, September 1976, S. 11/12

- 8) Twellmann-Schepp, a.a.O., S. 69
- 9) a.a.O., S. 71, vgl. dazu auch S. 69/70
- 10) a.a.O., S. 101, vgl. dazu die Kritik in der Anmerkung 127.) ebenda
- 11) a.a.O., S. 229
- 12) Zitiert in der Anmerkung 29), a.a.O., S. 13
- 13) a.a.O., S. 67
- 14) a.a.O., S. 110, vgl. auch S. 94
- 15) a.a.O., S. 89
- 16) a.a.O., S. 90
- 17) Vgl. zum gesamten Themenkomplex „Petitionen“ Gertrud Bäumer, „Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland.“ Kapitel XIV. „Die Frauenbildungsbewegung“, S. 80ff, in: Handbuch der Frauenbewegung. Hrsg. von Helene Lange und Gertrud Bäumer, 1. Teil, Die Geschichte der Frauenbewegung in den Kulturländern. Berlin 1901. Vgl. hier S. 90
- 18) Rede des Abgeordneten und Vizepräsidenten Appellus, in: Gertrud Bäumer, a.a.O., S. 94
- 19) Lily Braun: „Die Frauenfrage.“ Leipzig, 1901, S. 151
- 20) Vgl. Gertrud Bäumer, a.a.O., S. 98
- 21) Hedwig Dohm engagierte sich bereits 1873/76 für das Frauenstimmrecht: „Für mich liegt der Anfang alles wahrhaften Fortschritts auf dem Gebiet der Frauenfrage im Stimmrecht der Frauen . . . die Gewährung des Stimmrechts ist der Schritt über den Rubikon. Erst mit dem Frauenstimmrecht beginnt die Agitation für jene großartigen Reformen, die das Ziel unserer Bestrebungen sind. Die Teilnahme am politischen Leben macht alle anderen Fragen zu offenen.“ Zit. bei Twellmann-Schepp, a.a.O., S. 202
- 21a) So die These von Renate Bridenthal, „Beyond Kinder, Kirche, Küche: Weimar Women at Work“, in: Central European History, Bd. 6, Nr. 2, 1973, S. 148–166. Zitiert bei Tim Mason „Zur Lage der Frauen in Deutschland 1930 bis 1940. Wohlfahrt, Arbeit und Familie“, in: Gesellschaft, Beiträge zur Marx'schen Theorie, 6 Ffm. 1976, S. 127
- 22) Vgl. insgesamt zum Teil II die Arbeit von Tim Mason. Zur Struktur der Frauen erwerbstätigkeit in der Weimarer Republik, vgl. den Abschnitt „Die Lage nach dem Ersten Weltkrieg“, a.a.O., S. 121–128, Die Untersuchung von Tim Mason ist bisher die beste zusammenfassendste Darstellung zur Lage der Deutschen Frauen in diesem Zeitraum.
- 23) Tim Mason, a.a.O., S. 131, „Der Antifeminismus war weit mehr als die Summe jener üblichen demagogischen Angriffe auf die 'Untergrabung der völkischen Moral durch jüdisch-marxistische Verfechter der freien Liebe'. David Schoenbaum übertreibt kaum, wenn er in diesem Zusammenhang von einem 'secondary racism' spricht.“ a.a.O., S. 132
- 24) a.a.O., S. 134
- 25) Florence Herve, „Studentinnen in der BRD. Eine soziologische Untersuchung.“ Köln 1973, S. 16. Diese Arbeit ist die bisher materialreichste Studie zur Lage von Studentinnen in der Bundesrepublik.
- 26) Herve, a.a.O., S. 16/17. Vgl. dazu auch die Behauptung der 'Frankfurter Zeit-

- ung' (1933) zitiert bei Herve a.a.O., S. 18: „Ein Minimum an Intellekt und ein Höchstmaß an physischer Eignung macht die Frau erst zu dem, was sie werden soll: Fruchtschoß des Dritten Reiches.“
- 27) 1938 war der Anteil von Studentinnen 14,4 % – 1940 25,6 % und 1941 32%. a.a.O., S. 18
- 28) Vgl. Tim Mason, a.a.O., S. 167/174. „Die hauptsächliche Ursache für diese Zurückhaltung lag nicht im ideologischen (!!) Bereich, sondern in der wohlbegründeten Angst, daß die Zwangsverpflichtung von Frauen unpopulär bei beiden Geschlechtern gewesen wäre. Dabei wurden die alten eugenischen Argumente noch immer ins Feld geführt: Frauenarbeit würde das 'biologische Erbgut der Rasse' schädigen, das Bevölkerungswachstum verlangsamen, Fehlgeburten hervorrufen, die fein gesponnene männliche Übermacht erschüttern.“ (S. 177) Dieses Zitat belegt gerade die *ideologischen* Gründe gegen eine Zwangsverpflichtung. Im Gegensatz dazu wurden die englischen Frauen zwangsverpflichtet: im September 1943 mußten sich alle Frauen unter 51 Jahren registrieren lassen. Bis Mai 1942 wurden 15 Frauen gerichtlich verurteilt, weil sie sich geweigert hatten, die ihnen übertragene Arbeit zu verrichten. Der heftigste Widerstand kam jedoch weniger von den Frauen als von einigen männlichen Facharbeitern. Vgl. Anmerkung 115a) S. 192
- 29) Doris Janshen, a.a.O., S. 12
- 30) Zitiert nach Gisela Brandt/Johanna Kootz/Gisela Steppke: „Zur Frauenfrage im Kapitalismus“. Ffm. 1973, S. 55
- 31) Zwischen 1950 und 1962 ist der Anteil der erwerbstätigen Frauen um 70 % gestiegen. (40 % bei den Männern), vgl. dazu das Kapitel über statistische Daten zur Situation der erwerbstätigen Frau in der BRD. In: Brandt u.a., a.a.O., S. 59ff. Zum Problem der Umschichtung innerhalb der Sozialstruktur der weiblichen Erwerbstätigen vgl. die SOFI-Studie: Frauenarbeit und Technischer Wandel. Ffm. 1973, Tabelle S. 3, sowie S. 11ff. Außerdem Brandt/Kootz/Steppke, a.a.O., S. 13 und S. 44–47: Anteil von Beamtinnen erhöhte sich: während der Anteil der Arbeiterinnen an der weiblichen Erwerbsquote um 40 % sank, verdoppelte sich die Anzahl der Angestellten, so daß 'jeder zweite Angestellte' 1961 eine Frau war. (13) Die veränderte Qualifikationsstruktur spiegelt sich in der Statistik wider: in hohem Maße verrichteten Frauen Fließbandarbeit in einzelnen Industriezweigen, so daß die Facharbeiterinnenquote zwischen 1951 und 1961 von 11,3 % auf 6,3 % sank, während der Anteil der ungelerten Arbeiterinnen von 43,4 % auf 48,9 % stieg (S. 46/47). – Auf der Basis des technologischen Wandels wurden zunehmend ungelernete, bisher zum Teil nicht erwerbstätige Hausfrauen in kürzester Zeit für hohe Leistungen trainiert und vor allem für monotone Tätigkeiten eingesetzt.
- 32) Arthur Kirchhoff: Die akademische Frau. Gutachten hervorragender Universitätsprofessoren, Frauenlehrer und Schriftsteller über die Befähigung der Frau zum wissenschaftlichen Studium und Berufe. Berlin 1897
Hans Anger: Probleme der deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Dozenten. Tübingen 1960

- 33) Anger, a.a.O., S. 489/490
 34) a.a.O., S. 482
 35) a.a.O., S. 465
 36) „Wenn sie hübsch sind, sind mir Mädchen angenehm. Die meisten sehen allerdings aus, als ob sie ihren Beruf verfehlt hätten – sie sehen aus wie Dienstmädchen.“ Ein Philosophie-Professor, a.a.O., S. 471; ein anderer Professor: „Wenn sie nicht hübsch genug ist, um mit Sicherheit Heiratsaussichten zu haben, geht sie auf die Universität. Das zeigt sich daran, daß wir nur sehr wenige hübsche Studentinnen haben.“ a.a.O., S. 459
 37) a.a.O., S. 470
 37a) So der Bericht der betroffenen Studentinnen im Frauenseminar „Marxismus und Feminismus – Teil III“, Fachbereich 15 der Freien Universität Berlin, SS 1976
 38) Herve, a.a.O., S. 111
 39) a.a.O., S. 110
 40) Hermann Vetter: Zur Lage der Frauen an den westdeutschen Hochschulen. Ergebnisse einer Befragung von Mannheimer und Heidelberger Studierenden. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 13. Jg., Heft 4, 1961, S. 64f
 41) Vgl. dazu: Klaus Dörner: Der Zwang zur Dissoziation von Lust und Leistung. In: Das Argument. Nr. 23, Okt./Nov. 1962, S. 29ff. Zum Verhältnis des Studenten zur Studentin schreibt er: „Das Gefühl der Einheit, der Intaktheit des eigenen Selbstbewußtseins verschafft man sich, wo sie fragwürdig wird, indem man sich von einer Gegengruppe abgrenzt, auf die man die Spaltung des Selbstbewußtseins und die Unvereinbarkeit mehrerer notwendig zu spielender Rollen projizieren kann.“ S. 31
 42) Vgl. die Tabelle 34, S. 189 bei: Evelyne Sullerot, „Die Frau in der modernen Welt.“ München 1971
 43) Herve, a.a.O., S. 20
 44) Vgl. die Statistik 30 – FU Berlin. Hrsg. Der Präsident der Freien Universität Berlin. Redaktion: V a B – EDV-Organisation und Statistik. Studenten-Sommersemester 1976, S. 1/2
 45) Vgl. statistische Unterlagen der Abteilung EDV-Organisation und Statistik der FU Berlin: „Über deutsche und ausländische Studierende nach Hochschulfachbereichen bzw. entsprechender Gliederung im WS 75/76.“ Veröffentlicht am 31.5.76, S. 2
 Das Verhältnis von männlichen und weiblichen Studierenden nach Fachbereichen an der Freien Universität
- | | (Auswahl)
Studenten | Fachbereich
(Fb)
Studentinnen |
|---------------------------------|------------------------|-------------------------------------|
| Fb 2 (Klinikum Steglitz) | 931 | 405 |
| Fb 7 Zahnmedizin | 409 | 244 |
| Fb 9 Rechtswissenschaft | 2744 | 1060 |
| Fb 10 Wirtschaftswissenschaften | 2342 | 409 |

- | | | |
|--|------|------|
| Fb 11 Philosophie u. Sozialwissenschaften | 2475 | 1692 |
| Fb 12 Erziehungswissenschaften | 1631 | 1187 |
| Fb 13 Geschichtswissenschaften | 421 | 239 |
| Fb 15 Politische Wissenschaft | 1042 | 353 |
| Fb 16 Germanistik | 1346 | 1337 |
| Fb 17 Neuere Fremdsprachliche
Philologien | 506 | 1028 |
| Fb 18 Kunstwissenschaften | 474 | 526 |
| Fb 19 Mathematik | 766 | 260 |
| Fb 20 Physik | 473 | 38 |
| Fb 22 Pharmazie | 400 | 443 |
| Zentralinstitut 1 (Ost-Europa-Institut) | 90 | 146 |
| Zentralinstitut 2 (John-F.-Kennedy-Institut) | 71 | 77 |
- 46) a.a.O., S. 2
 47) Angaben über Technische Universität und Pädagogische Hochschule, a.a.O., S. 2/3. Fachhochschule für Wirtschaft, sowie andere Fachhochschulen, a.a.O., S. 3
 48) Herve, a.a.O., S. 31. vgl. dazu auch Maria Borris: Die Benachteiligung der Mädchen in Schulen der BRD und Westberlin. Ffm. 1972, vgl. zur geschlechtsspezifischen Erziehung, E. Belotti: „Was geschieht mit kleinen Mädchen“, München 1975
 49) M. Borris, a.a.O., S. 77–85; vgl. auch Fragebogenanhang S. 126ff
 50) Zitiert bei Herve, a.a.O., S. 56
 51) a.a.O., S. 56
 52) Vgl. den Erfahrungsbericht von Hildegard Hamm-Brücher, zit. b. H. Pross: Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik. Ffm. 1969, S. 43; vgl. außerdem H. G. Preisert: Soziale Lage und Bildungschancen in Deutschland. München 1967. S. 20/21 und 35
 53) Vgl. Herve, a.a.O., S. 57/58
 54) Helge Pross, a.a.O., S. 56ff
 55) Angaben im Statistischen Jahrbuch der BRD 1970. Zitiert bei Herve, a.a.O., S. 89/90; vgl. auch die Tabelle „Anteil der Abgänge mit erfolgreichem Abschluß an Studienanfängern nach Fachrichtungen.“ Aus: Angebot und Bedarf an hochqualifizierten Arbeitskräften in der BRD bis 1980. Bundesministerium f. Bildung und Wissenschaft. Bonn 1972. Zitiert bei Herve, a.a.O., S. 101
 56) Vgl. die statistischen Angaben bei Herve, a.a.O., S. 82, sowie vor allem Hannelore Gerstein: Studierende Mädchen. Zum Problem des vorzeitigen Abgangs von der Universität. Studien zur Soziologie. München 1965, S. 18/19 und die entsprechenden Tabellen, S. 20/21
 57) Gerstein, a.a.O., S. 20
 58) Vgl. Tabelle bei Herve, a.a.O., S. 83
 59) Gerstein, a.a.O., S. 60
 60) Gerstein, a.a.O., S. 82/83
 61) Autorenkollektiv des AKE Bonn: Zur Lage von Studentinnen in der Bundesrepublik. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. Köln 4/1970 zit. bei

- Herve, a.a.O., S. 85
- 62) Helge Pross bei der Anhörung der Sachverständigen zum Schwangerschaftsabbruch und § 218 im Bundestag – März 1972, zit. bei Herve, a.a.O., S. 89
- 63) ebenda
- 64) Vgl. dazu Eckhard Sperling und Jürgen Jahnke: Zwischen Apathie und Protest, Bd. 2, Empirische Studien zur psycho-sozialen Situation der Studenten. Bern/ Stuttgart, Wien 1974, S. 126f
- 65) Vgl. „Zur psychischen Situation von Studentinnen“, in: Reader zum Frauenseminar „Marxismus und Feminismus“ am Fachbereich 15 der Freien Universität Berlin, SS 1975, gedrucktes MS, S. 10–12
- 66) Vgl. dazu die Arbeit von Monika Jäckel, „Zur Psychogenese weiblicher Schizophrenie.“ Frankfurt 1974 in: Reader des Frauenseminars „Marxismus und Feminismus“, a.a.O., S. 13–18; vgl. auch Cornelia Elsner: Die Lage der Studentinnen. Semesterarbeit. Fachbereich 11 der Freien Universität Berlin. WS 1974/75, vervielfältigtes MS., S. 46/47
- 67) Vgl. „Anfänge einer feministischen Therapie.“ Hrsg. von der BFF – Beratung und Information für Frauen im Frauenzentrum Berlin. Berlin 1975
- 68) Herve, a.a.O., S. 81
- 69) 50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum 1920–1970. Bearbeitet von Elisabeth Boedeker und Maria Meyer-Plath Göttingen 1974, S. 5
- 70) 50 Jahre Habilitation von Frauen, a.a.O., S. 365
- 71) a.a.O., S. XI. vgl. auch die Namensliste der aus Deutschland emigrierten Dozentinnen 1932–1945. a.a.O., S. 369
- 72) Vgl. a.a.O., S. 273–363
- 73) a.a.O., S. 366. Vgl. auch Asta Hampe: Frauen im akademischen Lehramt. Schriften des Hochschulverbandes. Heft 13, Göttingen 1963, sowie die Arbeit von Charlotte Lorenz: Entwicklung und Lage der weiblichen Lehrkräfte an den wissenschaftlichen Hochschulen Deutschlands. Berlin 1953
- 74) Brigitte Bimmer: Das Selbstverständnis der Akademikerin in Beruf und Familie. Eine empirische Untersuchung an hessischen Hochschulen. Diss. Giessen 1972. S. 47
- 75) Vgl. dazu B. Bimmer, a.a.O., S. 43ff, die Tabellen 10 bis Tabelle 15
- 76) Vgl. die Aufteilung der Dozentinnen und Dozenten bei der FU (Freie Universität) Berlin und der Technischen Universität. Statistische Unterlagen der Abteilung EDV-Organisation und Statistik an der FU Berlin: „Lehrpersonen einschließl. der wissenschaftlichen und künstlerischen Mitarbeiter . . . an den Hochschulen im Wintersemester 1975/76.“ S. 8
- 77) Vgl. die Verteilung der AH 3 – AH 4-Stellen bei der Hochschule der Künste und den Fachhochschulen, ebenda
- 78) An der Technischen Fachhochschule sind von 253 Lehrbeauftragten nur 14 Frauen, an der Fachhochschule für Wirtschaft sind 19 weibliche Lehrbeauftragte beschäftigt im Gegensatz zu 161 männlichen. Den höchsten Anteil von weiblichen Lehrbeauftragten mit 41,9 % gibt es an der Fachhochschule für Sozialar-

beit und Sozialpädagogik. Unterrepräsentiert sind die Frauen an der Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege (7 %). ebenda

- 79) Doris Janshen, a.a.O., S. 18
- 80) Anger, a.a.O., S. 482
- 81) Anger, a.a.O., S. 481
- 82) a.a.O., S. 482
- 83) Doris Janshen, a.a.O., S. 17
- 84) Bimmer, a.a.O., S. 50f: Familienstand:
ledig: 50%
verheiratet: 37,8 %
geschieden: 7,2 %
getrennt lebend: 0,9 %
wieder verheiratet: 1,8 %
verwitwet: 2,3 %
- vgl. dazu Tabelle 16, S. 50
- Familienstand und Altersstruktur: Tabelle 17, S. 51
- Altersstruktur und Status an der Hochschule: Tabelle 18, S. 53)
- „Die folgende graphische Darstellung zeigt deutlich, daß in der Gruppe der 26–40jährigen die Anteile der verheirateten bzw. ledigen Frauen fast gleich sind. Bei den 31–35jährigen überwiegen sogar die verheirateten Akademikerinnen. Mit zunehmendem Alter vergrößert sich der Anteil der Ledigen rapide. (Verwitwete spielen kaum eine Rolle.) Bei den 41–50jährigen Frauen finden sich kaum noch Verheiratete. In dieser Gruppe sind auch die meisten geschiedenen Frauen und . . . die meisten Dozentinnen.“ (S. 51) – Es sind überwiegend die wissenschaftlichen Assistentinnen, die verheiratet sind und Kinder haben. (Tabelle 19, S. 54).
- Herkunft und Sozialstruktur, S. 59ff
- | | | |
|--------|---------------------|-------|
| Vater: | Beamte 42,3 % | |
| | Selbständige 31,5 % | |
| | Angestellte 23,4 % | |
| | Arbeiter 2,3 % | S. 61 |
- 50 % der Ehepartner der befragten Dozentinnen sind auch Beamte.
- | | | |
|---------|---------------------------------------|-------|
| Mutter: | 60 % höhere Schule | |
| | 21 % nur Volksschulabschluß | |
| | 17 % Abitur | |
| | 6 % Universitätsstudium abgeschlossen | S. 62 |
- 85) Bimmer, a.a.O., S. 86
- 86) 77,4 % der Dozentinnen meinen, daß sie an der Hochschule mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die Männer nicht hätten. Nur 18,4 % sind gegenteiliger Ansicht. Bimmer, a.a.O., S. 93 – „Unter den Vorurteilen seitens der Universität, die für die Frau im Hochschullehrerberuf Konflikte bedeuten, kristallisieren sich heraus:
1. Man wird als Arbeitspartner nicht so ernst genommen.
 2. Von einer Frau werden mit Selbstverständlichkeit mehr untergeordnete Tätigkeiten erwartet.
 3. Man wird als 'Blaustrumpf' angesehen.

4. Die Frau wird nicht informiert.
5. Die wissenschaftlichen Fähigkeiten werden angezweifelt.
6. Man wird – obwohl gleichrangig – als Untergebene behandelt.“ a.a.O., S. 93
- 87) Margaritha von Brentano: Die Situation der Frauen und das Bild der 'Frau' an der Universität, in: Deutsche Schule. 1967, Heft 1, S. 21
- 88) Arbeitsgruppe Berufsverbote des Frauenzentrums Berlin: Naturbedingtes Berufsverbot für Frauen? in: Nebenwiderspruch – Frauenhochschulzeitung, Berlin Nr. 4, 1976



Sozialisation von Mädchen in Familie und Schulwesen

Familiale Sozialisation

Die Kleinfamilie ist die Hauptinstanz für die Vermittlung der gesellschaftlich erwünschten Funktionen an Mädchen und Jungen. Aufgrund der geschlechtsspezifischen Funktionsverteilung von Frau und Mann erfahren sie die Familie nicht als Einheit. Die Funktionsverteilung macht sich an den Tätigkeiten der Eltern fest. Die Familie spielt eine so bedeutende Rolle in der Vermittlung geschlechtsspezifischer Leitbilder, weil hier gewöhnlich die Arbeitsverteilung auch im Falle einer berufstätigen Mutter fest verankert ist.

Wie früh die unterschiedliche Behandlung von Mädchen und Jungen einsetzt, beschreibt Belotti, wenn sie über das Verhalten von Müttern beim Stillen spricht. Eine von ihr zitierte Untersuchung zeigt auf, daß alle weiblichen Babies der beobachteten Gruppe mit drei Monaten völlig entwöhnt waren, während 30 % der männlichen Babies über vier Monate gestillt wurden. Die Dauer der Mahlzeiten war bei Jungen länger (45 Minuten) als bei Mädchen (25 Minuten).¹

Erwartungshaltungen der Eltern werden schon in ganz frühem Alter übertragen. So beschreibt M. Lewis, daß Mütter ihre Söhne nach sechs Monaten weniger oft anfassen als ihre Töchter und Jungen im Spiel von sich fort auf Gegenstände hin dirigieren. Väter zeigen ein ähnliches, sich nach dem Geschlecht des Kindes orientierendes Verhalten.²

Der nächste Schritt in der Sozialisation des Mädchens ist die Erziehung zur Sauberkeit, was gleichzeitig bedeutet zur Hausfrauen- und Mutterfunktion. In Spielzeugen, auf Spielplätzen, in Kinder- und Lesebüchern, sowie in Fernsehprogrammen ist es unübersehbar, daß Mädchen diese Funktion übernehmen sollen, während Jungen sich aktiv mit der außerhäuslichen Umwelt auseinandersetzen sollen.

Sanktionen von Eltern drücken diese unterschiedlichen Erwartungshaltungen aus.

Mutter zu Tochter: „Aber wie siehst *du* denn aus? So beschmutzt sich doch nicht ein Mädchen. Was soll aus dir werden! Wenn du so weiter machst, kriegst du nie einen Mann.“ Mutter zu Sohn: „Donnerwetter nochmal, jetzt reicht's mir aber. Wie oft soll ich dir noch sagen, daß du nicht so

verschmutzt nach Haus kommen sollst. Nun muß ich schon wieder die Hosen waschen. Nimm dir doch mal ein Beispiel an deiner Schwester.“

Wichtig ist hierbei zu sehen, daß die negativen Sanktionen beim Jungen nicht die Tätigkeit als solche angreifen, sondern nur deren Auswirkungen. Die Aufforderung, sich ein Beispiel an der Schwester zu nehmen, ist weder ernst gemeint, noch kann sie von dem Jungen ernst genommen werden: er hat schon in ganz frühem Alter auch von seinen Eltern gelernt, daß „mädchenhaftes“ Verhalten als schwach und für Jungen nicht passend oder schädlich gilt. Im Unterschied zu den Sanktionen bei Jungen stehen die gegen Mädchen, die die Verfehlung der Mädchenrolle angreifen und so die Infragestellung der gesamten Persönlichkeit nach sich ziehen.

Wie wir später sehen werden, gibt es vergleichbare Unterschiede in den Sanktionierungsmethoden von Lehrer(innen)n. Es ist klar, daß diese Unterschiede verschiedenartige Wirkungen haben, obwohl bisher kaum Untersuchungen über die spezifischen Auswirkungen gemacht wurden. Durch unterschiedliche Sanktionen werden auch andere Erwartungshaltungen verinnerlicht. Langfristig kann dies bedeuten, daß ein Junge auf Tadel weniger empfindlich reagiert als ein Mädchen, da sie die Erwartungshaltung, daß Jungen „Dummheiten machen“, und umgekehrt, daß „Mädchen das nicht tun“ verinnerlicht haben.

Ein weiterer wichtiger Faktor ist die Tatsache, daß Mädchen oft eine negative Sanktion in Form von Liebesentzug erhalten, während bei Jungen körperliche Züchtigung oder verbale Auseinandersetzung angewendet wird. Das Ergebnis dieser Erziehungsmethode ist, daß Mädchen von Zuneigungsbezeugungen gewisser Personen (Eltern, Lehrer(in), Ehemann, Kinder) weit abhängiger sind als Jungen, die sich mehr an allgemeingesellschaftlichen Verhaltens- und Leistungsnormen orientieren.

Die Rolle des Vaters

Welche Rolle spielt nun der Vater in der Sozialisation des Mädchens? Untersuchungen in den USA haben ergeben, daß Väter weitaus bedachter darauf sind, in ihren Söhnen „männliche“ Verhaltensweisen zu stärken und auf „feminine“ Eigenschaften höchst allergisch reagieren. Bei ihren Töchtern zeigte sich jedoch, daß Väter nicht nur „feminines“ Verhalten fördern, sondern daß in ihrem Verhältnis zu der Tochter, auch in sehr frühem Alter, eine sexuelle Komponente mitspielt. So beschrieben Väter ihre Töchter mit folgenden Worten:

„Sehr kokett, Galanterie und Umsicht machen Eindruck auf sie.“ „Ihre Scheu und ihr Flirten, ihr 'komm doch mal und besuch mich'-Verhalten. Sie schmiegt

sich gerne an. Sie wird mal sexy sein – meine Frau ärgert sich, wenn ich das sage.“

Ein Vater sagte: „Man ist sich dessen bewußt, daß zwischen einem kleinen weiblichen Kind und ihrem Vater ein sexueller Faktor eine gewisse Rolle spielt.“

Bei Mädchen geht eine solche anezogene Koketterie Hand in Hand mit der Unterdrückung von Energie, Spontaneität und Selbständigkeit. In ähnlicher Weise wird das Mädchen im Erfahren seiner Sexualität gebremst. Das Spielen mit den Geschlechtsteilen wird beim Jungen mit gewisser Nachsicht behandelt, während es beim Mädchen rigide abgeblockt und die „natürliche“ weibliche Schamhaftigkeit anezogen wird. So schreibt Belotti: „Man kann sehr gut eine Frau werden, ohne die eigene Sexualität bewußt zu erleben, aber man kann kein Mann werden, wenn man seinen Geschlechtstrieb nicht voll ausgelebt hat und sich dessen bewußt ist . . .“⁴

Auch in angeblich progressiver Literatur und Praxis zur Sexualerziehung herrscht eine traditionelle Einstellung zur Sexualität der Frau vor, die Mädchen die Funktion ihrer Klitoris verschweigt und darüber hinaus sexuelle und emotionale Beziehungen zwischen Frauen überhaupt nicht oder als „unnatürlich“ darstellt.

Die Ausrichtung der weiblichen Sexualität auf die männliche Sexualität sowie auf die reproduktive Funktion der Frau nimmt erschreckende Formen an. Die letzte bekannte Klitoridektomie (Wegschneiden der Klitoris) in den USA wurde 1948 an einem 5-jährigen Mädchen vorgenommen, um zu verhindern, daß sie sich selbst befriedigte. Diese Operation wird weiterhin in vielen Ländern an Mädchen vorgenommen. In der BRD wird stattdessen z.B. das Hormonpräparat Androcur Mädchen verabreicht, die angeblich zu viel onanieren. Dasselbe Präparat wird bei Sittlichkeitsverbrechen angewandt!⁵

Sexualität wird also als etwas Verbotenes dargestellt, aber Männer (einschließlich Väter, Onkel, etc.) begegnen Mädchen in einer mehr oder weniger offenen sexuellen Weise, die ihnen bald klar macht, daß sie zu den Personen gehören, die in erster Linie auf ihre Geschlechtszugehörigkeit hin behandelt und beurteilt werden.

Das Mädchen lernt also, daß nur die Ausbildung dieser geschlechtsspezifischen Charakteristika, d.h. z.B. äußere Erscheinung, Flirten als Grundverhaltensweise ihr Anerkennung bringen. Den Konflikt, daß diese Charakteristika positiv wie auch negativ belastet sind, soll sie dadurch lösen, daß sie die zweite für Frauen vorgesehene Verhaltensstruktur erlernt, nämlich Ehefrau und Hausfrau, Dienerin des Mannes zu sein (d.h. unbezahlte Arbeitskraft für den Mann und für den Staat, was vom Mann folgendermaßen

ausgedrückt wird: „Ich verdiene jetzt genug, um mir eine Frau leisten zu können“).

Die sexuelle Komponente zwischen Vater und Tochter wird im Verhältnis zwischen Lehrer und Schülerin reproduziert. Auch hierüber gibt es keine Untersuchungen. Folgendes Beispiel ist vielleicht nicht repräsentant, gibt aber doch zu bedenken, welche Auswirkungen die Einstellung von Lehrern für Schülerinnen haben kann: Ein junger progressiver Lehrer hört, daß eine Architekturstudentin ein Stipendium für ein Studium in der UdSSR erhielt, was gewöhnlich nur an Männer vergeben wird. Seine Reaktion (im Beisein seiner Freundin): „Ist denn so eine Frau überhaupt noch orgasmusfähig?“

Im Alter von 3–4 Jahren haben Mädchen und Jungen schon die Fähigkeit der Geschlechtsdifferenzierung und der Geschlechtszuordnung. Beide ziehen die männliche Rolle mehr vor, je älter sie werden und messen ihr mehr Macht zu. Sozialwissenschaftler behaupten, daß Mädchen männliche Aktivitäten bevorzugen, weil diesen mehr Status zukommt. Es müßte jedoch untersucht werden, ob Mädchen interessierter an solchen Aktivitäten sind, nur weil sie einen höheren Statuswert haben oder nicht auch weil feminine Aktivitäten so viel begrenzter sind und nicht ihren Bedürfnissen und Fähigkeiten entsprechen.

In diesem Zusammenhang ist es auch bezeichnend, daß in der Sozialpsychologie immer von dem Konflikt des Jungen, das frühe Identifikationsmodell Mutter mit dem des Vaters austauschen zu müssen, gesprochen wird. Von dem Problem des Mädchens, einem Identifikationsmodell mit Betätigungsfeld verhaftet zu sein, das es in Konflikte mit seinen Interessen, nämlich auch aggressiv, unabhängig, physisch aktiv etc. zu sein, bringt, ist bisher kaum die Rede.

Die beschriebene Einschätzung der männlichen und weiblichen Geschlechtsrollen setzt sich bei Erwachsenen fort. Nur wenige Männer möchten Frauen sein, während der Prozentsatz der Frauen, die Männer sein möchten, beträchtlich ist. Frauen sind weiterhin darauf fixiert, Jungen zu gebären.

Die Einstellung von Lehrer(inne)n und Lehrer(innen) – Schüler(innen) Interaktion

Lehrerinnen und Lehrer machen denselben Sozialisationsprozeß wie alle anderen durch. Ihre Einstellungen, Erwartungen und Verhaltensweisen Schülerinnen und Schülern gegenüber müssen daher von diesem Prozeß geprägt sein. Dazu kommt, daß von ihnen erwartet wird, sich dem systemstabilisierenden Charakter der Schule unterzuordnen, d.h. auch die vorherrschenden Geschlechtsrollenkonzepte weiterzuvermitteln. Die Struk-

tur der Schule eignet sich besonders gut zur Fortführung der familiären Sozialisation des Mädchens:

Die Betonung der Schule auf Sauberkeit, Ordnung, Pünktlichkeit und Erfüllung von oft sinnlosen und monotonen Aufgaben ist ein wichtiger Bestandteil der ‚domestizierenden‘ Funktion der Schulen, besonders was Mädchen anbetrifft.⁶

Untersuchungen über die Einstellung von Lehrern Schülerinnen und Schülern gegenüber geben Hinweise darauf, daß eine „gleiche Behandlung“ nicht vorhanden sein kann. Eine Untersuchung, die 1972 mit 20 Oberschullehrer(inne)n gemacht wurde⁷, kam zu dem Ergebnis, daß die meisten Lehrer idealtypisches Verhalten nach Geschlecht unterscheiden. Da diese Untersuchung mehrere Aspekte anspricht und die Ergebnisse sich mit anderen Untersuchungen decken, möchte ich hier Levys Bericht darüber in Auszügen wiedergeben.

75 % oder mehr der Lehrer wünschten sich, daß junge Männer maskuliner, dominanter, unabhängiger und bestimmter seien und weniger emotional, weniger bereit zu weinen und weniger besorgt über ihre äußere Erscheinung. Sie wollten, daß junge Frauen femininer, unterwürfiger, weniger bestimmt, abhängiger, bereit zu weinen und besorgt um ihre äußere Erscheinung seien.

Hospitationen bei denselben Lehrern deuteten an, daß viele von ihnen ihre Geschlechtsrollenstereotypen im Klassenzimmer ausagieren. Z.B. brachte ein Musiklehrer den Jungen bei, ihre Instrumente zu stimmen, aber stimmte die der Mädchen für sie. In einer Englischklasse rief der Lehrer bei der Besprechung eines Examins immer erst einen Jungen auf zu antworten und dann ein Mädchen, um ein Beispiel für die Antwort zu geben. Als die Klasse unruhig wurde, tadelte er die Mädchen wegen Schwatzens. Ein paar Lehrer, die stereotype Idealvorstellungen für das Verhalten von weiblichen und männlichen Jugendlichen hatten, behandelten Mädchen und Jungen unterschiedlich und zeigten keine Geschlechtsstereotypisierung im Klassenzimmer. Anscheinend verhinderte die Einstellung des „liberalen Professionalismus“ (d.h. alle gleich zu behandeln) dieser Lehrer im Klassenzimmer, daß ihre Geschlechtsrollenstereotype in Praxis beobachtet werden konnten.

Zu einem Statement über eine weibliche „Idealschülerin“ sagten die Lehrer, daß sie nicht wirklich intelligent sein könnte, sondern wahrscheinlich für irgendetwas kompensieren würde. Ähnliche Kommentare gab es nicht über männliche „Idealschüler“. Junge, die kompetent in Mathematik und Naturwissenschaften sind, wollten die Lehrer ermutigen; Mädchen mit diesen Fähigkeiten wollten sie raten, Kompetenzen auf anderen Gebieten zu entwickeln, damit sie nicht zu „einseitig“ würden, etc., etc.

Spaulding stellte in einer Untersuchung von 21 Klassen (4. und 6. Schuljahr) fest, daß Lehrer in vier Kategorien von Lehrverhalten mehr mit Jungen interagierten: Zustimmung, Unterweisung, dem Kind zuhören und negative Kritik.⁸ Hier wird also deutlich, daß Lehrer Jungen nicht nur mehr tadeln, sondern ihnen im allgemeinen mehr Zuwendung und Aufmerksamkeit schenken. Tadel für fehlende Kenntnisse oder Fähigkeiten entfielen jedoch zu 40 % auf Mädchen und nur zu 26 % auf Jungen. Jungen wurden hingegen mehr für Verletzung der Unterrichtsetikette kritisiert (17 %) als Mädchen (9 %).

Hier wiederholt sich, was ich zur Familie sagte: Jungen werden für Störungen getadelt, Mädchen für Versagen. Da Mädchen mehr als Jungen daraufhin sozialisiert werden, von personengebundener Bestätigung abhängig zu sein, kann dies zur Folge haben, daß sie sich intellektuell fordernden Aufgaben entziehen, da hier die Möglichkeit des Mißerfolgs und des Verlusts der Anerkennung des Lehrers liegt. Die Tonlage spielt hier eine weitere Rolle: Spaulding fand, daß Kritik an Jungen in barscherem Ton geübt wird als an Mädchen. Der idealtypische Schüler reagiert jedoch auf eine schwierige Situation aggressiv, während die Schülerin sich zurückzieht. Indem es Mädchen erlaubt wird und sie sogar eventuell ermutigt werden, ihren Ärger gegen sich selbst zu wenden, werden sie vielleicht weniger offensichtlich, aber ernsthafter geschädigt als Jungen, die angeschrien werden, aber auch lernen, sich zu verteidigen und durchzusetzen.

Die *Interaktion zwischen Schülerinnen und Schülern* verstärkt das Verhalten von Mädchen. „Störende Mädchen“ und „inaktive Jungen“ werden vom Klassenkollektiv einstimmig abgelehnt. Ebenso werden gute Schulleistungen bei Mädchen von Mitschülerinnen mit Anerkennung belohnt, während dies bei Jungen nicht unbedingt der Fall ist. Jungen werden in einen Konflikt gebracht, indem sie sich einerseits der Schule unterordnen sollen, andererseits aber ein Verhalten von ihnen toleriert und erwartet wird, das nicht schulkonform ist. Sie lösen diesen Konflikt teilweise, indem sie sich *peer* Gruppen schaffen, die sowohl innerhalb, als auch außerhalb der Schule funktionell sind. Mädchen sind sehr viel mehr an die altersheterogene Familiengruppe gebunden, als an Bezugsgruppen von Gleichaltrigen. Sie finden sich dadurch in doppelter Abhängigkeit von der Schule und haben auch weniger Möglichkeiten, Dinge, die ihnen in der Schule nicht geboten werden, anderweitig nachzuholen.

Ich habe hier die allgemeinen Tendenzen aufgezeigt, die noch weiter nach Klassenunterschieden und deren Auswirkungen untersucht werden müßten. Man kann sagen, daß die Tendenzen dieselben bleiben, daß die Situation sich aber für Arbeitermädchen und -jungen verschärft. Den Jungen fehlen die Modelle zur Einübung des fachlichen Leistungsverhaltens.

Den Mädchen, die durch Anpassung noch eine positive Bewertung erhalten können, gelingt jedoch der Sprung in eine Laufbahnschule noch seltener als den Jungen, wobei Lehrer, Eltern und Berufsberater eine bedeutende Rolle spielen. (Die geringeren Laufbahnchancen der Mädchen reproduzieren sich jedoch in jeder Klassenlage.)

Die Struktur der Schule und die Einstellungen der Lehrer schlagen sich auch in der *Leistungsbewertung* nieder. Hier erhalten Mädchen im Durchschnitt bessere Zensuren als Jungen.

Diese positive Leistungsbewertung verschleiert jedoch nur die negativen Auswirkungen der Schulsozialisation auf Mädchen, bzw. mag sie sogar noch verstärken. So schreibt Belotti: „Die Mädchen sind dermaßen effizient, daß keine Lehrerin der Versuchung widerstehen kann, sie dafür zu loben, aber gerade dieses Lob schwächt ihr Bewußtsein, daß sie als Individuen und nicht als Dienstpersonal und Putzfrauen wertvoll sind.“⁹ Genau diese Einschätzung versteckt sich hinter den guten Zensuren der Mädchen. Lilly Kemmler fand in einer faktorenanalytischen Untersuchung von erfolgreichen Grundschulern, daß sich die leistungsstarken Jungen durch ein breites Wissen, umfassende Orientierung im anschaulichen Bereich, Rechenleistungen, Originalität, schlußfolgerndes Denken und einen spezifischen Rechtschreibfaktor auszeichneten. Die leistungsstarken Mädchen hingegen zeigten vor allem Genauigkeit, Ordnungssinn, Konzentration, Schnelligkeit, Anpassung und Betonung der eigentlichen Schulleistungen. Kemmler argumentiert, daß die Jungen eine „differenziertere und prägnantere Begabungsstruktur erkennen (lassen).“¹⁰ Dieselbe Einschätzung findet sich dann an *Hochschulen* wieder, wo Dozenten Studentinnen gleichwertige Studienleistungen zugestehen, aber sich weigern, dasselbe auch für die zugrundeliegenden „Begabungen“ zuzugeben. Es ergibt sich also eine Art Teufelskreis: Mädchen werden daraufhin sozialisiert, die Schulbedingungen erfüllen zu können, aber die negative Einstellung diesen Charakterdispositionen gegenüber machen es dann möglich, ihre Leistungen abzuwerten.

In den USA sind inzwischen eine Reihe von Berichten erschienen über Versuche, Geschlechtsrollenstereotypen im Unterricht abzubauen. Kevin Karkau schrieb einen sehr lebendigen Bericht über seine Arbeit mit Kindern im 4. Schuljahrgang.¹¹ Hier wird ganz deutlich, daß das Vorhaben eine ungeheure Sensibilität des Lehrers gegenüber den Erfahrungswerten der Schülerinnen und Schüler erforderte. Obwohl Karkau feststellte, daß außerschulische Einflüsse so stark waren, daß das Verhalten der Kinder sich außerhalb der Schule nicht sehr veränderte, konnte er doch in der Schule schon nach kurzer Zeit mehr Kommunikation zwischen Mädchen

und Jungen und eine stärkere Sensibilität für Geschlechtsstereotypisierung beobachten.

In einer anderen Untersuchung hatte ein kurzes tägliches Leseprogramm, darauf ausgerichtet, die Berufsvorstellungen zu verändern, nach zwei Monaten die Wirkung, daß Mädchen auf die Frage „Was möchtest du werden, wenn du erwachsen bist?“ vielseitiger antworteten.

Levy schreibt, daß als Resultat der Frauenbewegung mehr und mehr Vor- und Grundschulprogramme geschaffen werden, wo bewußt gegen Geschlechtsstereotypisierung vorgegangen wird und daß Forschung über solche Programme gerade beginnt. Sie weist darauf hin, daß wir viel mehr über die Auswirkungen von sozialen Veränderungen von Geschlechtsrollen auf die Einstellungen, Erwartungen und das Verhalten von Mädchen und Jungen wissen müssen. In einer Kritik an der Forschung über Geschlechtsdifferenzen vertritt Jessie Bernard einen ähnlichen Standpunkt, wenn sie schreibt:

*Viele Frauen widerlegen die alten Forschungsergebnisse. Sie sind aktiv, nicht passiv; sie sind autonom, nicht abhängig. Sie sind in Wirklichkeit gar nicht die Art von Frauen, die sie entsprechend der alten Forschung sein sollten. Sie fordern neue Begriffsbildungen heraus, nicht nur durch ihre verbale Kritik, sondern auch einfach durch die Art weiblicher Personen, die sie sind.*¹²

Initiativen in den USA

In den USA haben sich inzwischen viele Frauen intensiv mit Sexismus im Schulwesen beschäftigt, unter ihnen Frauenorganisationen, *ad hoc* Gruppen von Lehrerinnen, Müttern, Schülerinnen und Frauen in Lehrgewerkschaften. Diese verschiedenen Gruppen haben eine Reihe von Aktionsformen entwickelt, die auch zu Teilergebnissen führten:

1. Veröffentlichung von Untersuchungen, z.B. auch Lehrbuchanalysen und Einleitung von Verfahren gegen Schulbehörden, bzw. Einschaltung von Bundesinstanzen auf der Basis neuer Gesetzgebung bezüglich Geschlechtsdiskriminierung. Auswirkungen auf Verlage und Schulverwaltungsinstanzen zeigen sich z.B. darin, daß sie Richtlinien für Autor(innen) von Schulbüchern herausgeben.
2. An den Universitäten und Colleges, sowie auch in steigendem Maße an Schulen die Verankerung von *women studies* als eigenständiges Curriculum oder die Revidierung bestehender Curricula;
3. Informationszentren für Lehrer(innen), Eltern, Schüler(innen) und interessierte Personen mit Materialien;
4. Veröffentlichung von Handbüchern für Lehrer(innen), die eine Anlei-

tung dafür geben, Sexismus, wie auch rassen- und klassenspezifische Diskriminierung im Unterricht und in Lehrmitteln festzustellen und zu bekämpfen;

5. Veröffentlichung von alternativen Lehrmitteln, die teilweise als Zusatzmaterialien gedacht sind in Anbetracht der Tatsache, daß offizielle Lehrmittel weiterhin weitgehend unverändert bleiben und verwendet werden müssen;
6. Fortbildungskurse (in einigen Fällen obligatorisch) für Lehrer(innen) und Konferenzen zu dem Thema „Sexismus im Schulwesen“;
7. Fortbildung für Personen, die in der Berufsberatung tätig sind und Entwicklung von neuen Programmen zur Berufsberatung von Schülerinnen.

Auf der positiven Seite ist festzustellen, daß hier ein ungeheurer Arbeitsaufwand geleistet worden ist und wird. Frauen haben das Bewußtsein von Lehrerinnen und Schülerinnen, die Diskriminierung in Curricula offengelegt, Lehrbücher aller Disziplinen daraufhin analysiert und den Sexismus im Unterricht, in der Schulstruktur, in Berufsberatung, außerschulischen Aktivitäten und in der Personalpolitik entblößt. Sie sind nicht bei der Analyse stehengeblieben: Aktionen haben sich auf den verschiedensten Ebenen entwickelt: *affirmative action* (die vorzugsweise Einstellung von Frauen) gibt es mittlerweile an vielen Universitäten und Colleges, Schülerinnen nehmen an Sportarten teil, die ihnen bisher versagt waren und fordern die gleichen finanziellen Aufwendungen wie sie für Jungen gemacht werden, Lehrbuchverlage sehen sich mit einem wachsenden Angebot an alternativen Unterrichtsmaterialien konfrontiert, Schulverwaltungen werden gezwungen, konkrete Schritte zu machen, um den institutionalisierten Sexismus abzubauen, Lehrerinnen und auch Lehrer haben begonnen, sich mit ihren eigenen sexistischen Einstellungen und Verhaltensweisen auseinanderzusetzen. Dies alles ist ein unerläßlicher Bestandteil des feministischen Kampfes.

Von einem kritischen Standpunkt her scheint es ziemlich eindeutig, daß einige der Initiativen von einem Konzept ausgehen, das an dem Rollenbegriff – (hier Geschlechtsrollen) – der bürgerlichen Soziologie anknüpft. D.h., daß sie Geschlechtsrollen in der Gesellschaft verankert und von Kindern und Erwachsenen internalisiert sehen, aber meinen, daß durch eine veränderte Sozialisierung diese Rollen „abgelegt“ oder überhaupt von vornherein vermieden werden können. Andere Fragen stellen sich, so z.B. zu welchem Grad das Erziehungswesen fundamentale gesellschaftliche Veränderungen hervorrufen kann und, daran anschließend, wo die Gruppen die Verbindungen zu anderen Kämpfen mit diesem Ziel sehen oder herstellen. An diesem Punkt ist von Frauen teilweise Selbstkritik geübt worden.

Eine andere Frauengruppe in San Francisco („Change for Children“), die eine Bibliothek hat, Lehrerfortbildung und Stadtteilarbeit macht und

alternative Lehrmittel herausgibt, hat zumindest versucht, dies Problem anzugehen: Die Mitarbeiterinnen sind verschiedener ethnischer Herkunft und in ihrer Arbeit kämpfen sie gegen Sexismus sowie auch gegen Rassismus. Es gibt weitere Beispiele, wie die Entwicklung eines multi-kulturellen, nicht-sexistischen Curriculums für die öffentlichen Schulen in Berkeley. Was theoretisch vertreten wird, wird also in Ansätzen in die Praxis umgesetzt. Der Ausbau dieser Praxis hängt auch von der allgemeinen Entwicklung der Frauenbewegung ab.

Dagmar Schultz

Anmerkungen

(Dieser Vortrag stellt Auszüge aus einem Buch dar, das im Frühjahr 1977 im Frauenselbstverlag erscheinen wird: Dagmar Schultz, „Ein Mädchen ist fast so gut wie ein Junge“, Frauen gegen Sexismus im Erziehungswesen.)

- 1) Elena Gianini Belotti, „Was geschieht mit kleinen Mädchen?“ München, Verlag Frauenoffensive, 1975, S. 23
- 2) Michael Lewis, „Parents and Children: Sex Role Development“, in: School Review, Bd. 80, Nr. 2 (Febr. 1972)
- 3) Betty Levy, „The school's role in the sex-role stereotyping of girls: A feminist review of the literature“, in: Feminist Studies, Bd. 5, Nr. 1 (1972), S. 9
- 4) Belotti, a.a.O., S. 37
- 5) Schering Symposium Bericht, Berlin 1971, S. 127 f. in: V. Sigusch (Hrsg.), „Therapie sexueller Störungen“, 1975, S. 206f. Siehe auch Christiane Ewert, Gaby Karsten, Dagmar Schultz, Hexengeflüster 2, West-Berlin, Frauenselbstverlag, 1976, S. 80–81
- 6) Levy, a.a.O., S. 9
- 7) Alex Aderer u.a., „A survey of secondary school teachers' sex role stereotypes and sex-typed classroom behaviors“, unpublished paper, Teachers College, Columbia University, Jan. 1972, in: Levy, a.a.O., S. 16f
- 8) R. L. Spaulding, „Achievement, creativity, and self-concept correlates of teacher-pupil transactions in elementary schools“, Cooperative Research Project No. 1352, Washington, D.C., U.S. Dept. of Health, Education and Welfare, 1963
- 9) Belotti, a.a.O., S. 158
- 10) Lilly Kemmler, „Erfolg und Versagen in der Grundschule, Empirische Untersuchungen“, Göttingen, 1967, S. 226
- 11) Kevin Karkau, „Sexism in the fourth grade“, Pittsburgh, KNOW, Inc., 1973
- 12) Jessie Bernard, „Sex differences: An overview“, New York, MSS Modular Publications, Inc., 1974, S. 12

Sexismus in der Schule

(Tonbandaufzeichnung)

Christiane v. Lengerke:

Ich glaube, wir müssen jetzt, bevor wir Vorschläge machen, wie es laufen könnte in der Schule, unsere Kritik einbringen, die wir vorhin besprochen haben. Ich finde, was ich heute morgen erlebt habe, reproduziert genau die Schulsituation, in der die Frauen speziell zu dem gemacht werden, was wir vorhin unter passiv und rezeptiv etc. gefaßt haben. Ich habe die größten Widerstände hier vorne zu sitzen und euch – wie eine Expertin – etwas zu sagen. Ich hätte es viel besser gefunden, und ich möchte es als Vorschlag für die nächste Frauenuniversität – im nächsten Jahr, hoffe ich – einbringen, daß von vornherein ausgegangen wird von den Bedürfnissen der Teilnehmerinnen. Daß in Arbeitsgruppen gearbeitet wird. Ich will nicht sagen, daß die Informationen, die gegeben werden, nicht sehr wichtig sind, aber ich finde, dieses Reden hier jetzt – und ihr hört alle zu – ist eine Situation, die dem Abbau der stereotypen Frauenrolle gar nicht zuträglich ist.

Ich will kurz etwas sagen über Schwierigkeiten hier in Berlin, die Frauenbewegung, nicht – wie heute morgen gesagt – in die Universität, sondern in die Schule zu tragen.

Es gibt mittlerweile eine ganze Menge Analysen von Schulbüchern; z.B. eine über Bücher, die in der Grundschule vom 1. bis zum 4. Schuljahr benutzt werden. Die Ergebnisse sind sehr ähnlich, wie die, die Dagmar vorgebracht hat. Weiter gibt es eine über Englischbücher, die an der PH gemacht worden ist. Die Stereotypen gleichen sich hier wie dort. Es gibt als zweite Initiative sozusagen, die mit sehr viel Skepsis zu beobachten ist, finde ich, Unternehmungen der Verlage. Z.B. im Beltz Verlag zwei kleine Bände, „Die Frau“ I und II als Unterrichtsmaterial¹ und bei Klett einige Texte in einem Sammelband für den Deutschunterricht² und eine Broschüre für den Englischunterricht, einen „topical text“ zu Women's Liberation. Alle drei Veröffentlichungen muß man genau angucken, dann wird deutlich, daß damit wenig oder überhaupt nichts geholfen ist, sondern daß die Verlage bestenfalls auf der Marktwelle schwimmen.

Die dritte Möglichkeit, von der ich erzählen möchte, haben zwei Kolleginnen und ich an zwei Gymnasien in Berlin versucht. Und zwar haben wir, in Zusammenarbeit mit Dagmars Seminar am Kennedy Institut, in dem wir

die Materialien entwickelt haben, in drei Leistungskursen das Thema Sexismus behandelt. Wir haben dabei gute und schlechte Erfahrungen gemacht. Solche individuellen Versuche sind im Moment noch dadurch gefährdet, daß ein neues Curriculum herausgekommen ist. In diesem Englisch Curriculum ist dem Thema Frauen kaum Platz eingeräumt. Die weitere Schwierigkeit ist, daß es eine Verfügung gibt, die alle Unterrichtsmaterialien, auch Unterrichtsreihen, die von Lehrern/innen entwickelt wurden, genehmigungspflichtig macht. Leider gibt es noch nicht – wie in den USA – einen Kriterienkatalog beim Senat, nach dem Materialien im Hinblick auf Rollenstereotypen geprüft werden. In diesem Zusammenhang, meine ich, wäre es sehr wichtig, wenn sich Lehrerinnen-Gruppen mit Müttern und Schülerinnen zusammentäten und auf solche Kriterienkataloge hinwirkten. Das wäre mein erster Vorschlag.

Bei der Leistungsbewertung finde ich es sehr wichtig, daß Kolleginnen – und ich weiß nicht, ob jetzt hier im Publikum einige da sind – in ihren Kollegien oder darüber hinaus, Gruppen bilden. Die sollten diskutieren, welche Kriterien einfließen in die Leistungsbeurteilung. Bei Zensurenkonferenzen kann man/frau sich dann leicht auf die Finger klopfen. Wenn jemand eine Zensur begründen muß und man immer weiter bohrt, dann kommt man sehr leicht an den Punkt, wo gesagt wird, daß das Mädchen angepaßt ist. Sie ist immer so artig und *der* stört immerzu den Unterricht. Daß also die Zensierung aufgrund der Rollenzuweisung thematisiert wird. Das ist ein Punkt innerhalb der Kollegien.

Ein weiterer Punkt ist, daß man sprachliche Untersuchungen macht. Der Unterricht bei uns läuft so – auch bei mir selber – daß ich sehr oft sage, „jeder setzt sich jetzt mal bitte hin“ oder „jeder macht sechs Sätze“ usw. Dabei wird nicht jede Schülerin angesprochen, sondern wirklich fließt immerzu ein: jeder Schüler. Es ist überhaupt nur der Schüler im Kopf. In den Rahmenrichtlinien, den Didaktiken, in allen Examensarbeiten ist immer von dem Schüler die Rede, niemals von der Schülerin. Es sei denn, einige Frauen, die aus der Frauenbewegung kommen, schreiben jetzt Examensarbeiten und setzen jedesmal sehr umständlich Schülerin dazu.

Einwurf: 1. „Ich halte es nicht für einen Weg. In unserer Sprache ist der Mensch, und zwar jeder Mensch, männlich. Wir sollten das Selbstbewußtsein haben, daß wir uns mit gemeint fühlen, wenn „jeder“ gesagt wird. Daß wir nicht immer sagen, der Schüler und die Schülerin, sondern daß wir der Schülerin klarmachen, daß sie auch gemeint ist.“

2. „Ich weiß nicht, ob man das Sprachproblem so formal angehen kann. Ich habe es öfters bei uns in der Frauengruppe diskutiert, daß anstatt man frau eingesetzt wird und ja oft schon

ziemlich klar ist, daß kein Mann gemeint sein kann, wenn man über Gebären spricht oder bestimmte Verhaltensweisen, daß das sowieso klar ist, daß man von Frauen spricht. Ich finde, daß es wichtiger ist, das Sprachproblem inhaltlich und nicht formal anzugehen, daß man auf eine bestimmte Sprache, die von Männern gesprochen wird und auch auf ganz bestimmte Verhaltensweisen der Männer hinweist, und sie versucht zu ändern. Zum Beispiel im sexuellen Bereich. Was am Anfang von Verena Stefans Buch ganz gut ausgeführt ist, daß eine teilweise ziemlich brutale, relativ brutale Sprache gebraucht wird, solche Sachen sind viel wichtiger; daß man inhaltlich versucht, Sprache zu verändern und nicht formal.“

Ich möchte dazu noch ganz kurz sagen, ich finde das läßt sich hier überhaupt nicht trennen und ich finde, ich bin nicht angesprochen, wenn immerzu nur in meinem Kopf schwirrt: jeder; und in dem Moment, wo ich als Lehrerin jeder und jede sage, z.B., mache ich einen Bewußtseinsprozeß, der winzig erscheinen mag, aber in der Konditionierung über mindestens dreizehn Schuljahre perpetuiert wird. Ich finde, es lohnt sich, das zu machen, und das ist nicht formal.

- Einwurf: 1. „Ich will auch jetzt nicht formal und inhaltlich trennen, ich bin nur dagegen, daß man das Formale überbewertet und jetzt das Inhaltliche nicht mehr sieht. Es ist natürlich nicht zu trennen, das ist klar, aber ich meine, was bringt es denn, wenn man anstatt man immer frau sagt?“
2. „Du fühlst dich vielleicht betroffen, oder angesprochen!“
1. „Ich finde ein Auswechseln von z.B. Patriarchat zum Matriarchat nicht unbedingt eine Verbesserung.“

Diese Probleme können wir nachher in der Arbeitsgruppe vielleicht besser klären.

Einwurf: „Zum Problem der Zensurenfindung. Ich finde es sehr interessant, daß du es ansprichst, denn man muß sicherlich sehen, daß ein großer Teil der männlichen Kollegen bei Mädchen Zensuren aufgrund von Wohlverhalten findet und selten von Leistung. Die Leistung wird relativ niedrig eingeschätzt. Höher eingeschätzt wird, daß Mädchen den Unterrichtsablauf eben – mehr oder weniger – nicht stören. Ich finde allerdings, daß das eine sehr ambivalente Sache ist, unvorbereitet diese Problematik in eine Konferenz einzubringen. Bei der reaktionären Einstellung von Kollegen wird es allerhöchstens bewirken, daß das positive Element: sie ist ja brav, sie ist still, sie hält sich zurück, also vielleicht ist ja

was da, ich zensiere ihr Verhalten, und nicht ihre Leistung, daß dies zurückgenommen wird, und daß dann noch mehr die Meinung durchschlägt: die sind sowieso in ihren Leistungsfähigkeiten weniger wert als Jungen. Ich würde deshalb meinen, daß man sehr gut präpariert in eine solche Diskussion gehen muß und etwa diese amerikanischen Untersuchungen, die du eingebracht hast, die ich vorher nicht kannte – und ich bin so froh, daß ich darauf aufmerksam geworden bin – heranziehen muß. Also etwa, daß bei Jungen das aktive Verhalten positiv bewertet wird, daß bei Jungen negativ bewertet wird, wenn sie schweigen und bei Mädchen negativ bewertet wird, wenn sie auffallen, d.h. also für gleiches Verhalten verschiedene Beurteilungsmaßstäbe gegeben werden. So etwas muß man mit einbringen, die Kollegen sind sehr dankbar, wenn man etwas aufbringt und wenn sie nun noch schlechter gegenüber Frauen zensieren können.“

Dagmar:

Andere Bereiche, die wir inhaltlich wichtig fanden, sind Ehe und Arbeit. Sehr wichtig wäre, wenn Schülerinnen, Lehrerinnen und Mütter sich ansähen, was läuft ab in all den Lehrmitteln. Daß die Frau da unheimlich eng definiert wird und eben wirklich auf eine gesellschaftsnotwendige Funktion hindressiert wird. Dann zu gucken, wie das im Praktischen angegangen werden kann, einmal eben wieder durch Zusammenarbeit von Lehrerinnen mit Berufsberaterinnen. In den USA ist das etwas einfacher, weil die Berufsberatung an der Schule stattfindet, hier sind es zwei verschiedene Institutionen, aber trotzdem müßte es sich irgendwann entwickeln, weil Veränderungen im ganzen Schulwesen nötig sind. Sie können nicht dadurch vorgenommen werden, jedenfalls nur in ganz kleinen Ansätzen, daß einzelne Lehrerinnen Unterrichtsmaterialien in den Unterricht bringen.

Christiane:

Und doch bringt es schon ein Stück weiter, wenn Schülerinnen und Lehrerinnen anhand ihrer Lehrbücher und der Unterrichtssprache und der rollenspezifischen Behandlung – Overheadprojektoren tragen immer Jungen, oder? – bewußt reagieren und kritisieren, auch z.B. gegen Bilder und Geschichten, die Frauen immer nur als Köchin, Wäscherin, Krankenschwester, technische Niete oder Sexidol zeigen, angehen. Das betrifft auch das Tabu „Lesbischsein“ in der Schule – und zwar nicht nur im Sexualkundeunterricht.

Noch etwas zum Punkt Lehrerinnen überhaupt. Ich finde es auch sehr wichtig, daß also die Lehrerinnen nicht nur – da stimme ich dir voll zu – gut vorbereitet und mit anderen nach Vorbesprechungen gemeinsam im

Kollegium etwas durchsetzen, sondern daß sie sich selbst mal unter die Lupe nehmen. Und zwar nicht nur einmal, indem sie einen Unterrichtsbesuch bei einer anderen machen und die dann wieder zu einer selber kommt, sondern indem frau z.B. Fragebögen entwickelt, die einer helfen, das eigene Verhalten im Unterricht zu beobachten. Ein Tonband laufen lassen, um sich selbst an der Sprache zu messen; wem frau sich zuwendet, wie frau sich ihm oder ihr zuwendet, wie sie lobt, tadelt, all diese Untersuchungen, die aus den USA gekommen sind, können also wirklich in Praxis umgesetzt werden, in praktisches Verhalten. Und wenn frau Glück hat, hat sie auch noch ein Video-Gerät und kann sich auch im Unterricht ansehen, in der Gestik, in der Zuwendung, wo ich mich hindrehe, wo ich hingucke, wie ich auf Störungen reagiere oder so, ob ich da selbst Unterschiede mache zwischen Jungen und Mädchen. Ich glaube, das sollten Frauen auch zu einer Thematik von Gruppenarbeit machen, besonders in der Lehreraus- und fortbildung. Das mal anzubieten, unter diesem Gesichtspunkt, halte ich für sehr wirksam, weil es im Unterricht dann wirklich wiederzufinden ist.

Überhaupt, die Untersuchungen zu Lehrerinnen und ihrem Stellenwert im Sozialisationsprozeß stehen noch aus.

Was ich noch aufnehmen möchte, ich habe vorhin ein Flugblatt einer Frauengruppe in der GEW bekommen, ist, daß ich es wichtig finde, daß innerhalb der GEW die Lehrerinnen ihre Forderungen erstens formulieren und zweitens gemeinsam durchsetzen. Zum Beispiel, indem sie ihre Erfahrungen bei Stellenbewerbungen veröffentlichen. Das sind Dinge, die nur unter der Hand laufen, die aber dann einen bestimmten Wert erhalten, wenn man sie zusammenträgt und an die richtige Adresse veröffentlicht. Eine Kollegin von mir, z.B., hat sich beworben um eine Fachleiterinnenstelle in einem naturwissenschaftlichen Fach. Wie sie und ihr Kollege, der sich auch beworben hatte, unterschiedlich danach befragt wurden, was sie für einen familiären Hintergrund haben, zielte ganz deutlich darauf hin, wie „belastbar“, das ist das Wort dafür, die Lehrerin ist, d.h. sie ist schlecht belastbar, sie hat nämlich zwei Kinder und muß auch noch für ihren Mann sorgen, weil er krank ist. Der Mann wird nach so etwas gar nicht gefragt. Das läuft sehr zwischen den Zeilen und ich finde es wichtig, daß sich damit auch einmal eine Gruppe beschäftigt, das festhält. Zweitens, vielleicht auch mit dem Ziel, einen Kriterienkatalog für Einstellungsgespräche und was dabei zu berücksichtigen wäre, zu entwickeln. Schließlich könnten die Frauen in der GEW auch dafür sorgen, daß bei Tarifverträgen so etwas wie in Amerika, wie „affirmative action“, also daß die Frauen berücksichtigt werden, mit dabei in die Verhandlungen einfließt.

Ich habe mal durchgezählt, anhand meines Lehrer(innen)kalenders:

die Berliner Schulverwaltung und die Schulverwaltung in den Bezirken haben rund 8 bis 10% Frauen in den leitenden Stellen. Das unterstützt nur das, was von der Universität gesagt wurde, daß es da ja noch mickriger ist; je höher das Niveau, desto weniger Frauen sind da zu finden, obgleich natürlich Lehrerin ein typischer Frauenberuf ist. 70% Frauen an den Grundschulen, 30% an den Gymnasien.

Dagmar:

Und dann spricht man von der gefährlichen Feminisierung der Schulen, wo die Jungen nur noch Frauen um sich herum haben und sich nicht männlich entwickeln können. Das ist in den USA ein großes Diskussions-thema.

Christiane:

Zum Schluß noch, was ich vergessen habe, obgleich es im Mittelpunkt meines Engagements steht, daß wir seit zwei Semestern am Kennedy-Institut – Lehrerinnen, Dozentinnen, Studentinnen – einen Packen Unterrichtsmaterialien für den Englischunterricht entwickelt haben zum Thema: Die Rolle der Frau in der amerikanischen Literatur und Gesellschaft. Das ist gekoppelt mit Schulpraktika, wo die Materialien ausprobiert werden. Das geht im Wintersemester weiter, für die, die mitmachen wollen. Die Materialien werden – hoffentlich – bald veröffentlicht.

Aus den Arbeitsgruppen, die sich im Anschluß an die Diskussion trafen, bildete sich eine Initiativgruppe „Sexismus in der Schule“, die kontinuierlich weiterarbeitet. Kontaktadresse für interessierte Frauen: Frauenbuch-laden Labrys, Yorckstr. 22, Berlin 61, Tel. 251 59 10.

Fußnoten:

- 1 Arbeitsreihen Deutsch: Kulturproduktion und Wirklichkeit, Texte zum Rollenbild der Frau, Klett 1974.
- 2 Piechotta-Metzger, Die Frau I, II. Materialien zum Lernfeld Sozialisation, Beltz 1975.

Weitere Hinweise:

Erika Schildkamp-Kündiger, Frauenrolle und Mathematikleistung. Studien zur Lehrforschung, Schwann 1974.

Gabriele Karsten, Pflichtlektüre Lesebuch – Unterweisung in traditionellen Geschlechtsrollen. Die Diskriminierung der Schülerin in der Grundschule (1.–4. Schuljahr), Psychologisches Institut, Freie Universität Berlin, Diplomarbeit WS 1975/76. (Erscheint demnächst unter dem Titel: Mariechens Weg ins Glück? Die Diskriminierung von Mädchen in Grundschullesebüchern.)

Zusammenfassung des Referates „Frauenstrafvollzug“*

Bericht über die Situation des Frauenstrafvollzugs in der BRD hinsichtlich der Arbeits-, Ausbildungs- und Freizeitsituation sowie des Problems von inhaftierten Müttern mit Kindern.

Zusammenfassendes Ergebnis: Der Strafvollzug erfüllt zwar auch nicht für Männer die oft geäußerten Resozialisierungsgedanken, im Vergleich dazu ist aber die Situation inhaftierter Frauen noch viel unterprivilegierter.

Diese Unterprivilegierung hat verschiedene Ursachen:

- Einer im Gefängnis einsitzenden Frau stehen 33 inhaftierte Männer gegenüber, deshalb erscheint dies als marginales gesellschaftliches Problem, für das sich auch nur wenig engagierte Fürsprecher gefunden haben, wenn, dann waren es fast ausschließlich Frauen.
- Die niedrige Zahl führt in den Flächenstaaten der BRD (bzw. Bundesländern) entweder dazu, daß Frauen in sog. Anhängselanstalten einsitzen oder daß sie in einer zentralen Arbeits- und Ausbildungs werden. Ersteres macht ein angemessenes Arbeits- und Ausbildungsangebot unmöglich, letzteres erschwert Kontakte zu Freunden und Familie.
- Das typische Frauenbild (nicht lern- und leistungsmotiviert) führt zu Angeboten in Arbeit und Ausbildung, die lediglich typische Frauenberufe betreffen (Köchin etc.).
- Dahinter scheint sich auch die Minderbewertung krimineller Frauen zu verbergen, die kriminellen Männern „unterlegen“ sind und meist nur als Komplizinnen richtige „Straftaten“ begehen können (vgl. dazu unseren Aufsatz „Frauenkriminalität“ (gemeinsam mit Gertrud Hartmann), in: Kritische Justiz, H. 3/74.
- Theoretische Annahmen dominieren die Diskussion, in denen von der

* Dieses Referat konnte leider für die vorliegende Dokumentation nicht vollständig zur Verfügung gestellt werden. Vergleiche zum Strafvollzug den Aufsatz der diesem Referat zugrunde gelegen hat: Harriet Kümpfel, Petra Schlagenhauf, „Die Arbeits-, Ausbildungs- und Freizeitsituation in den Frauengefängnissen“, der in der Aufsatzsammlung „Frauen im Gefängnis“ bei Suhrkamp, Frankfurt/M. 1977 herauskommen wird.

biologischen Determinierung von Frauenkriminalität ausgegangen wird. Damit erledigen sich auch Resozialisierungsbemühungen, denn was angeboren ist, kann man nicht bessern.
Es wurde ein Flugblatt vorgelesen, in dem Frauen zur Mitarbeit bei der Betreuung entlassener Frauen aufgerufen wurden.

Marlis Dürkop

Statt eines Flugblatts:

Wir wollen Gruppenarbeit im Knast mit Leuten von draußen! Aus Erfahrung können wir sagen, daß die Leute, die Interesse daran haben, im Knast Gruppenarbeit zu machen, sich nicht von den Schwierigkeiten, die ihnen von Seiten der Knastleitung gemacht werden, abhalten lassen, an die Gefangenen heranzutreten.

Die Behauptung, wir wären unfähig, Gruppenarbeit kontinuierlich durchzuführen, können wir dadurch widerlegen, daß unsere Gruppe, in der Englisch und Deutsch gelehrt werden, seit ca. 1 Jahr ohne Unterbrechung besteht.

Wir haben kein Interesse daran, über unsere Straftaten ausgehört zu werden. Wir wollen keine caritative Arbeit, sondern Leute mit echtem Interesse an uns und an der Arbeit im Knast. Wir stellen uns unter Gruppenarbeit folgendes vor:

- a) Informationen von draußen zu erhalten. Zum Beispiel interessiert es uns, was in der Gruppe außerhalb der Anstalt läuft.
- b) Lernmöglichkeiten. Wir haben sonst keine Möglichkeit, als Gruppe unter Anleitung kompetenter Personen zu lernen. Wir haben im Knast weder die erforderlichen Räumlichkeiten noch das nötige Lehrmaterial.
- c) Da man sonst keine Möglichkeit hat, mit Leuten anderer Abteilungen zusammenzukommen, bietet die Gruppe gute Möglichkeiten zum Meinungsaustausch.
- d) Wir haben bisher festgestellt, daß die Möglichkeit besteht, in der Gruppe Hemmungen abzubauen und dadurch inhaltlich an den Gesprächen teilzunehmen.

Wir würden vorschlagen, daß Leute, die Interesse an Gruppenarbeit im Knast haben, sich mit denen, die bereits praktische Erfahrungen haben, in Verbindung setzen.

Was das Konzept betrifft, ist es am günstigsten, wenn die Leute von draußen mit einem Vorschlag hier reinkommen und dieser dann gemeinsam mit uns ausdiskutiert wird. Wenn sich herausstellt, daß die Gruppe auf die Dauer nicht das nötige Interesse an einer bestimmten Sache aufbringt, sollte Flexibilität des Konzepts gewährleistet sein.

Das Interesse an Gruppenarbeit ist bei uns Frauen in der Relation zu den Männern gleich, deshalb fordern wir von Euch mehr Eigeninitiative.
Gefangene Frauen in der Lehrter Straße

(Dieser Beitrag erscheint demnächst in dem Suhrkamp-Band (Dürkop/Hardtmann (Hrsg.): Frauen im Gefängnis)

An Knastarbeit Interessierte seien verwiesen auf den Informationsstand der Knastgruppe Lehrter Straße auf dem Frauenfest; dort liegt für Interessenten eine Adressenliste aus.
Kontaktadresse: Christa Rüter, Tel.: 393 21 67

Frauen in der Psychologie und Psychiatrie

Dieses Referat geht davon aus, daß unser Wissen um gesellschaftliche Lebens- und Machtverhältnisse durch die Arbeit und Theorien der internationalen Frauenbewegungen entscheidend beeinflusst worden ist. Wir wissen heute, daß unter der Schicht der Klassenausbeutung, der Lohnarbeit durch Kapital, sich eine weitere, viel ältere Schicht von Ausbeutungsverhältnissen und Machtstrukturen befindet, nämlich die der geschlechtlichen Arbeitsteilung, die Trennung von Frau und Mann, die mit dem Begriff Patriarchalismus belegt wird.

Analog der Aussagen M. Schneiders, daß die „... Trieb- und Charakterentwicklung wesentlich von (der) Klassenlage (der Individuen), d. h. ihrem Verhältnis zu den Produktionsmitteln, bestimmt (wird)“¹ und daß „in einer Klassengesellschaft . . . auch das seelische Leiden Klassencharakter (hat)“², gilt besonders unterdrückend für Frauen, daß in einer patriarchalischen Gesellschaft auch das seelische Leiden patriarchalischen Charakter hat. So ist es nicht nur notwendig und nicht mehr ausreichend, schicht- und klassenspezifische Determinanten in der Ausbildung psychischer Strukturen und klinischer Symptome herauszuarbeiten, sondern unumgänglich, geschlechtsspezifische Bestimmungen in die Ursachenanalyse aufzunehmen. Das ist bisher für den Problembereich „seelisches Leiden“ so gut wie nie geschehen, abgesehen von deskriptiven Bestandsaufnahmen, die lediglich besagen, daß einige Formen seelischen Leidens bei Frauen oder Männern häufiger anzutreffen sind. Daß aber seelisches Leiden, sei es nun vor-klinischer, klinischer oder nachklinischer Art, so viel häufiger in entwickelten Industriegesellschaften bei Frauen auftritt (obwohl dieser Sachverhalt auch noch umstritten ist, siehe dazu Dohrenwendt u.a.³), bedarf endlich einer eingehenden Analyse durch uns Frauen selbst, um das Leid vieler Frauen mildern und überwinden zu können. Was M. Schneider über den proletarischen Psychotiker sagt: „Der Grad seiner Regression ist ein Maß für seine Ohnmacht und zugleich ein Maß für seinen (bewußtlosen) psychischen Widerstand gegenüber seinen wirklichen Lebensbedingungen“⁴ zeigt ebenso eindringlich die Situation seelisch leidender Frauen, und Phyllis Chesler drückt den gleichen Sachverhalt so aus: „Wahnsinn und Gefangenschaft sind beide ein Ausdruck für weibliche Machtlosigkeit und ein erfolgloser Versuch, diesen Zustand zurückzuweisen und zu überwinden.“⁵

Für uns geht es darum, wie F. Fanon für die Kolonisierten sagt, „nicht den eigenen Platz zu halten, sondern die Aktion zu wählen“⁶, also nicht den psychischen Konflikt als Machtlosigkeit anzuerkennen, sondern ihn auf seine realen Ursachen in den gesellschaftlichen Lebensbedingungen zurückzuführen und anzufangen, diese zu verändern, d.h. konkret, die Psychologie und die Psychiatrie zu verändern. Wenn nun einiges des nun Folgenden als nicht ganz objektiv erscheint, möchte ich euch fragen: Kann ich objektiv sein, da ich betroffen bin? Oder: Ist nicht das eigene Betroffensein notwendig für Objektivität?

Was kann Frauenwissenschaft allgemein heißen?

Für die bürgerliche Wissenschaft allgemein gilt, daß sowohl in der gängigen Wissenschaftstheorie als auch bei linken Theoretikern die Theorie vom handelnden Subjekt getrennt bleibt, daß die spezifischen Probleme von Frauen – die doch mindestens die Hälfte aller Menschen ausmachen –, nur daß diese Tatsache *nicht gedacht* wird – und die Frage nach den revolutionären Bedingungen von Frauenkämpfen hier wie dort nicht berücksichtigt werden, daß über dem Studium von Kapital und Arbeit das Objektverhältnis zu Frauen weder von bürgerlichen noch von linken Theoretikern konsequent aufgebrochen wurde. Ich möchte dazu einen Absatz aus dem Reader der Vorbereitungsgruppe des Frauenseminars Marxismus-Feminismus zitieren: „*In der gesamten sozialwissenschaftlichen Theoriebildung gilt die Frau nur als Objekt von untergeordnetem Interesse. Wie die spezifische Frauenarbeit im Haushalt und in der Kinderproduktion unter den herrschenden Produktionsverhältnissen nicht entlohnt wird, so erscheint sie auch für die Theoriebildung als ein wert-loses Objekt. Bürgerliche wie linke Wissenschaftler reproduzieren hier nur die gesellschaftlichen Verhältnisse: die Verschleierung der ökonomischen Ausbeutung der Frau und ihrer politischen Rechtlosigkeit durch Abstraktion von den wirklichen Ungleichheiten in dem gesellschaftlichen Verhältnis der Geschlechter.*“

Wir müssen allgemein und beim Lesen jedes wissenschaftlichen Buches immer wieder neu lernen, daß die bisher geleistete Wissenschaft sich aus den patriarchalen antiken, feudalen und bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaftsverhältnissen gespeist hat, daß diese Wissenschaft als Subjekt der Geschichte, als bürgerliches Individuum und als vollberechtigten Staatsbürger nur den männlichen Menschen anerkannte. Schließlich haben wir erst seit 1901 die Zulassung zur Hochschule, seit 1953 und 1959 die volle Gleichberechtigung vor dem Gesetz und noch nicht einmal heute die freie Entscheidung über unseren Körper.

Vitale Lebensbedürfnisse wie Selbstentfaltung, Welterkenntnis und eine

neue Gerechtigkeit lassen sich aber nicht ununterbrochen unterdrücken; so haben Frauen, wie Männer auch, immer wieder gegen die Unterdrückung angekämpft. Aufgrund der veränderten gesellschaftlichen Lebenszusammenhänge um die Jahrhundertwende konnte die sogenannte erste Frauenbewegung das Wahlrecht und Ausbildungsrecht für Frauen durchsetzen. Die gegenwärtigen Produktionsverhältnisse brachten die sogenannte Neue Frauenbewegung hervor, die im Zusammenhang mit den ökonomischen Möglichkeiten und Notwendigkeiten eine gleichwertige Beteiligung der Frauen am Produktions- und Reproduktionsprozeß fordert. Die Arbeit in der Neuen Frauenbewegung macht uns stark, unsere Geschichte zu entdecken, zu schreiben und zu leben, hält unser Bedürfnis aufrecht, feministische oder *Frauenwissenschaft* zu betreiben, d.h.

1. herauszustellen, daß die anerkannte Wissenschaft sich bisher nur über die Interessen und Motivationen des patriarchalen, besonders des bürgerlich-patriarchalen Mannes definiert und entwickelt hat und damit grundsätzlich defizitär ist;
2. daß männliche Wissenschaftler im allgemeinen kein Bewußtsein über die defizitäre Erkenntnis der Welt haben, wie sie nicht die Betroffenen und Unterlegenen der patriarchalen Unterdrückung sind;
3. daß feministische oder Frauenwissenschaft solange ein Kampfbegriff sein muß, solange sexistische und rassistische defizitäre Erkenntnis der Welt geleistet wird und d.h.,
4. daß sie sich dann aufhebt und wieder allgemein Wissenschaft wird, (mit neuen offensiven Inhalten den gesellschaftlichen Verhältnissen entsprechend), wenn Frauen und Männer vollkommen egalitär sind und zwischen ihnen keine Machtverhältnisse bestehen, d.h. sie beide gerechten Zugang zu und Verfügung über die Produktion und Reproduktion haben;
5. daß die Inhalte der Frauenwissenschaft in der Weise revolutionär sind, daß sie eine mächtige soziale Kraft darstellen, die Veränderung der gegebenen Gesellschaften zu betreiben für eine neue Gerechtigkeit.

Im folgenden soll versucht werden, diese allgemeinen Überlegungen zur Entwicklung einer Frauenwissenschaft auf die speziellen Fragen der Psychologie und Psychiatrie zu beziehen.

Was heißt Frauenwissenschaft im besonderen für die Psychologie und Psychiatrie?

1. Die selektive defizitäre Informationsvermittlung oder die patriarchale Struktur der Psychologie, Psychotherapie und Psychiatrie. Frauenwissenschaft muß sich in den Anfängen gründlich mit der Aus-

klammerung oder vorurteilsbelasteten Forschung über Frauen in wissenschaftlichen Untersuchungen und Theorien befassen und diese öffentlich machen. Die Auseinandersetzung mit psychiatrischen, psychologischen und psychotherapeutischen Lehrbüchern zeigt immer wieder, daß trotz differenzierter Analysen und Erkenntnisse patriarchalische Denkstrukturen nach wie vor durchgängig sind und ein Erfassen der Situation von Frauen in unserer Gesellschaft be- und verhindern. Das bedeutet: Man tritt mit dem Anspruch nach allgemein verbindlichem Erkenntnisgewinn auf, während das methodische Vorgehen sich jedoch darauf erstreckt, vom Menschen als vom *männlichen Menschen* auszugehen und die Verbindlichkeit der gewonnenen Erkenntnisse sich nur auf *diese* erstrecken zu lassen. Wegen der patriarchalischen Vorurteile werden diese Zusammenhänge nicht auf den Begriff gebracht, sondern unterschlagen.

In Amerika machen auf die patriarchalische verzerrte Methodik seit kurzem Sammelreferate zur Frauenfrage in angesehenen Fachzeitschriften verschiedener Disziplinen (so für Soziologie, Psychologie, Psychiatrie) aufmerksam. Sie vermerken ein entscheidendes Defizit in der Forschung ihrer Einzelwissenschaft, was die gesellschaftliche Situation der Frauen angeht, und machen ebenso auf gravierende Fehler in ihrer einzelwissenschaftlichen Methodik aufmerksam. So schreiben Martha T. S. Mednick und Hilda J. Weissmann in der Annual Review of Psychology, 1975: „*Das Studium vieler Aspekte der weiblichen Erfahrung ist ansteigend, und die Problem-bereiche und aufgeworfenen Fragen berühren jede substantielle, methodologische und praktische Domäne der Psychologie.*“⁷ Sarason und Smith stellten schon 1971 in der Annual Review of Psychology den Bereich der Leistungsmotivation als einen heraus, der immer ausschließlich auf dem Studium männlichen Verhaltens basierte. So haben weder McClelland noch Atkinson (die bekanntesten Motivationsforscher) noch ihre Schüler an irgendeiner Stelle darauf hingewiesen, daß ihre Arbeiten als die Psychologie des männlichen Leistungsverhaltens zu identifizieren sind. Das ist eine Erkenntnis, die man zwischen den Zeilen lesen muß. McClelland und Atkinson sind ein eindringliches Beispiel dafür, wie sehr die akademische Wissenschaft selektive Informationen als allgemeingültig ausgibt und wie wichtig die Forderung der Frauenbewegung nach Neuschreibung der Wissenschaft ist. So fordern auch Sarason und Smith endlich eine Forschung über das Leistungsverhalten von Frauen.⁸ Inzwischen liegt darüber in Amerika eine reichhaltige Literatur vor. Ein wichtiges Ergebnis dieser Literatur bezieht sich auf die Frage der Inkompatibilität des 'Motivs nach „Erfolg“' und des 'Motivs „zu gefallen“', die für die Theorie und Praxis der weiblichen Leistungsmotivation noch zu klären ist.

Im American Journal of Orthopsychiatry von 1974 gestehen Levine

und Kamin, daß sie nach Durchsicht aller psychoanalytischen, psychiatrischen, soziologischen und physiologischen Quellen überwältigende Beweise dafür fanden, daß *psychiatrische Lehre und Praxis* zu oft auf unbewiesenen und sogar fehlerhaften Prämissen basierten. Sie schließen ihren Bericht mit den Worten: „Es ist für die Autoren offenkundig, daß, um die Gesellschaft menschlicher zu machen, wir uns erst anschicken müssen, Männer zu 'feminisieren' (auf Wärme, Milde, Empfindungsfähigkeit etc. hin) und Frauen zu 'maskulinisieren' (auf Unabhängigkeit, Leistungsstreben, Führerschaft etc. hin).“⁹

Wie tief und unhinterfragt patriarchalische Vorurteile in der Erkenntnisbildung eingehen, soll für die *psychologische Theoriebildung* außerordentlich wichtig sein, ist der Mensch der bürgerlichen Gesellschaft, ohne daß Holzkamp dies zum Bewußtsein kommt, der männliche Mensch. Frauen erscheinen in seinem Buch nicht einmal unter dem Stichwort 'Familie'. Die Ausklammerung des konkreten Lebens von Frauen in der Gesellschaft durch Holzkamp kommt u.a. in der unterschiedslosen Betrachtung von Kind-Erwachsener oder Kind-Vater zum Ausdruck und im Begriff der Familie, deren objektive ökonomische Funktion zwar anerkannt wird, aber nicht in ihren unterschiedlichen Unterdrückungsfunktionen für Frauen und Männer auseinandergelegt wird. Damit wird in allen Aussagen, die Holzkamp zur Familie macht, und – eingeschränkter – zur historisch gewachsenen unterschiedlichen menschlichen Wahrnehmung von Frauen und Männern, eine verzerrte Wirklichkeit wiedergegeben, bereinigt um ihre tatsächlichen Machtstrukturen. Holzkamps Buch, das am Psychologischen Institut beinahe Pflichtlektüre ist, steht exemplarisch für die Ausklammerung der gesellschaftlichen Realität von Frauen im Fortgang eines inhaltlichen und methodischen Ableitungszusammenhangs der Problematik menschlicher Wahrnehmung.

Die patriarchalische Ideologie der *Psychiatrie* kommt in der von Inge Broverman u.a. durchgeführten Untersuchung eindeutig zum Ausdruck. Sie belegt den sogenannten „Doppelstandard“ psychischer Gesundheit: Der 'gesunde' Mensch unserer Gesellschaft wird nach 'männlichen' Maßstäben gemessen, der 'kranke' Mensch weist 'weibliche' Züge auf. 79 Kliniker (46 männliche und 33 weibliche Psychiater, Psychologen und Sozialarbeiter) füllten Fragebogen über Geschlechtsrollenstereotypen aus. Der

Fragebogen umfaßte 122 gegensätzliche Begriffspaare wie beispielsweise:
sehr subjektiv – sehr objektiv
überhaupt nicht aggressiv – sehr aggressiv.

Die Versuchspersonen wurden aufgefordert, die angegebenen Eigenschaften nach drei Kategorien auszuwählen und anzukreuzen. Erstens sollen die Eigenschaften für gesundes männliches Verhalten angekreuzt werden, zweitens die Eigenschaften für gesundes weibliches Verhalten, drittens für gesundes menschliches Verhalten. Es zeigte sich, daß alle Kliniker unterschiedliche Gesundheitsbegriffe für gesunde Männer und für gesunde Frauen hatten. Die Attribute für gesunde Männer unterschieden sich nicht signifikant von denen für gesunde Erwachsene allgemein. Die Vorstellungen von der gesunden Frau hingegen unterschieden sich signifikant von denen des gesunden Mannes und dem gesunden Erwachsenen allgemein. Alle Kliniker bekannten sich überwiegend zu der Ansicht, „*gesunde Frauen neigten im Gegensatz zu gesunden Männern zur Unterordnung, seien weniger unabhängig, weniger abenteuerlustig, leichter zu beeinflussen, weniger aggressiv, weniger dem Konkurrenzkampf zugeneigt, leichter erregbar bei kleinen Krisen, leichter gekränkt, emotionaler, eitler in Bezug auf ihr Aussehen, weniger objektiv und weniger an Mathematik und Naturwissenschaft interessiert.*“¹²

Weiter ergab sich eine starke Korrelation zwischen den von Laien in früheren Untersuchungen als „gesellschaftlich erwünscht“ bezeichneten Verhaltensweisen und Eigenschaften und den hier für gesunde Männer und für gesunde Erwachsene postulierten Eigenschaften. Die Zuordnung der postulierten Eigenschaften und Verhaltensweisen von Frauen zu „sozial unerwünschtem“ Verhalten sollte nicht verwundern, da sie für einen kleinen Bereich nur wiedergibt, was gesellschaftlich allgemein, wenn auch nicht ausgesprochen, anerkannt ist: die Zweitrangigkeit der „zweiten Hälfte des Himmels“ unter westlichen patriarchalisch-kapitalistischen Verhältnissen. Die dem Geschlechtsrollenstereotyp zugeordneten weiblichen Verhaltensweisen sind allgemein gesellschaftlich nicht anerkannt. Sie werden gleichgesetzt mit neurotisch, morbide, infantil, sozial wenig erwünscht. Das korrespondiert mit der Zuordnung der Frauen zum nicht entlohnten reproduktiven Bereich mit fehlender gesellschaftlicher und sozialer Anerkennung (weil unbezahlt). Auf der Ebene des Krankheitsverhaltens setzt sich also ebenso die gesellschaftlich untergeordnete Rolle der Frau durch, und die Frau wird selbst da diskriminiert, wo sie am hilflosesten ist. Denn wenn ihre Verhaltensweisen im Normalzustand schon sozial wenig Anerkennung und Zuwendung finden und keine gleichberechtigte Geltung beanspruchen können, so müssen gerade im Krankheitszustand die dort auf-

tretenden potenzierten „weiblichen“ Verhaltensweisen wie Hilflosigkeit, Weinerlichkeit, Abhängigkeit und Ängstlichkeit Anlaß sein, Frauen zu verachten, im besten Fall noch zu bemitleiden.

Für die *patriarchale Struktur von Therapieformen* möchte ich folgende Hypothese einführen, die ich nicht beweisen, aber doch belegen kann und die vielleicht leitend für wissenschaftliche Arbeiten besonders im Bereich der Psychiatrie und Therapie sein kann:

daß nämlich nicht nur die bisherige wissenschaftliche Praxis die besondere Lage der Frau als nicht existent (wie durchweg in psychiatrischen Lehrbüchern) oder mit Vorurteilen belastet beschrieben hat (wie z.B. die Psychoanalyse, die uns Frauen keine eigenständige, sondern nur eine phalluszentrierte Sexualität zugestand), sondern auch gegenwärtige sozialpsychiatrische Reformansätze und alle neueren Therapieformen, die den Therapiemarkt überschwemmen, aus der Sicht des Mannes konzipiert sind. Eine Ausnahme bildet hier allein die Radical Therapy, auf die Daniela Dilthey im folgenden Referat eingeht.

Die *sozialpsychiatrischen Reformansätze*, die von fortschrittlichen Psychiatern, Sozialarbeitern, Psychologen und Krankenschwestern u.a. getragen werden, fordern die Auflösung der nur verwahrenden psychiatrischen Großkrankenhäuser und den Aufbau einer gemeinsamen Psychiatrie in Tages- und Nachtkliniken. Der Schwerpunkt aller therapeutischen Bemühungen liegt auf der Erhaltung und Wiederherstellung der Beziehungen der psychisch Kranken zum gesellschaftlichen Leben. Dörner/Plog charakterisieren das sozialpsychiatrische Konzept folgendermaßen:

„*Sozialpsychiatrie stellt als empirische Wissenschaft, als therapeutische Praxis und als soziale Bewegung den Versuch der Rückbeziehung auf und der Integration der psychisch Leidenden in ihre soziale Realität dar, nachdem namentlich in der früh- und hochkapitalistischen Gesellschaft ihre soziale Ausgrenzung betrieben wurde.*“¹³

Jedoch zeigen die folgenden Belege, daß auch in den Reformen und Neuerungen zur Psychiatrie und Psychotherapie bisher Frauen als Gruppe mit spezifischen Lebensbedingungen negiert wurden:

- Die fortschrittlichen Sozialpsychiater/innen in der BRD stellen regelmäßig ihre Theorie und Praxis in der Zeitschrift *Sozialpsychiatrische Informationen* dar. Bisher hat sich kein einziger Bericht ausdrücklich mit der besonderen Lage von Frauen in der Psychiatrie befaßt. Wir können daraus schließen, daß ein Problembewußtsein darüber nicht vorhanden ist.
- ein Beispiel aus der *Antipsychiatrie*: in Basaglias antipsychiatrischer Klinik in Görz wird als allerletzte Station die geschlossen gebliebene „schwerste“ Frauenstation geöffnet, nachdem die „schwerste“ Männer-

station bereits 1/2 Jahr vorher geöffnet war. Facit: An Frauen wird zuletzt gedacht. Sie bleiben auch bei Reformen die fast Vergessenen.

- Die in der BRD 1974/75 erstellte *Enquête* zur Lage der Psychiatrie geht an keiner Stelle intensiv auf die besondere Lage von Frauen ein, obwohl Cooper u.a. seit langem in epidemiologischen Untersuchungen darauf hinweisen, daß der Anteil von Frauen unter den psychisch Kranken besonders hoch ist.¹⁴

Neue Therapieformen wurden vor allem als gruppenspezifische Formen bekannt. Darunter nehmen die Encounter oder Begegnungsgruppen einen breiten Raum ein. Der theoretische Bezugsrahmen des Encounters läßt sich am besten unter dem weiten Begriff einer existenzialistisch-humanistischen Philosophie und Psychologie beschreiben. Die Humanistische Psychologie, aus der sich das Human Potential Movement (Wachstumsbewegung) entwickelt hat, sieht den Menschen von Natur aus als ganzheitlich, ist individuumszentriert und läßt den sozialgeschichtlichen Kontext außer acht. Back sieht dann auch in dem enormen Zulauf zu den verschiedenen Gruppen den unpolitischen Versuch, aus den entfremdeten zwischenmenschlichen Verhältnissen der spezifisch spätkapitalistischen Leistungsgesellschaft auszubrechen.

Therapieformen wie Encounter (nach Maslow und Rogers), Gestalt (Perls), Bioenergetik (Reich, Lowen) u.a., die sich der Humanistischen Psychologie zurechnen oder etwa die Primär- oder Urschrei-Therapie (Janov) räumen einer Frauentherapie keinen besonderen Platz ein.¹⁵ Der Grund dafür liegt in der Zurückweisung einer gesellschaftskritischen Analyse und der Überbetonung des Gefühlsbereichs im „Hier und Jetzt“. Sie können weder Machtstrukturen in den Arbeitsverhältnissen der Menschen noch in den Beziehungen von Frauen und Männern zueinander wahrgenommen, geschweige verändert werden. Therapie wird so zur entpolitisierten Freiraum-Therapie oder zur Anpassungstechnik für lädierte Arbeitskräfte; in jedem Fall kann ich mir meinen jeweiligen Bedürfnissen entsprechend die Ware Therapie kaufen, wie jede andere Ware auch. Wenn mir diese Gesellschaft die Zuwendung, die ich brauche, versagt, kaufe ich sie mir über die therapeutische Mutter oder den therapeutischen Vater ein.

Eine besonders beliebte Form des Encounters ist das Marathon (das sich über 18–52 Stunden erstreckt, mit knapp bemessenen Schlafpausen), über das sich Bödiker/Lange kritisch so äußern:

„Die ‚Lebensfläche‘ in den Gruppenräumen entspricht oft nicht den Mindestanforderungen. Pro Person stehen manchmal nur etwa 2 qm zur Verfügung. Hier wird bewußt die soziale Distanz durchbrochen, die der Mensch braucht, um Personen, mit denen er nicht eng befreundet ist, aggressionslos ertragen zu können. Das Unterschreiten der intimen Distanz

erzeugt starke negative Gefühlsausbrüche, auf die andere vielleicht gerade warten. Durch die gesamte organisatorische Anordnung – zeitlicher Streß, kein verteiltes, sondern massiertes gefühlsbetontes Lernen auf sozial unbehaglichem Raum, penetranter Geruch von Schweiß und verbrauchtem Atem – werden bewußt psychische Zusammenbrüche der ansonsten vielleicht schon Schwachen begünstigt.“¹⁶

Die psychisch schon Schwachen sind aber meistens in gemischten Gruppen die weiblichen Teilnehmerinnen, die aus dem Marathon u.U. noch einsamer und schwächer hervorgehen. Denn die wenigen Ergebnisstudien, die zu Encounter-Gruppen existieren, zeigen, daß die optimistischen Erwartungen der Encounter- und Marathon-Gruppenführer durch nichts abgesichert sind:

1/3 der Klienten fühlt sich nachher wie vorher

1/3 fühlte sich vorübergehend besser, aber ohne Dauereffekt

1/3 trugen ernstzunehmende psychische Störungen davon.¹⁷

Phyllis Parun ist eine von vielen Frauen, die früher Anhängerin der humanistischen psychologischen Bewegung war, die charakterisiert ist durch ihre Begeisterung für Gefühle, Kommunikation und persönliche, individuelle Entwicklung. Heute geht sie den Weg der radikalen Therapie. Sie faßt ihre Erfahrungen folgendermaßen zusammen:

„Die Erfahrungen des Fühlens haben signifikante Grenzen, da eine Veränderung der inneren Person nicht in gleicher Weise stattfindet. Ich beginne zu fühlen, daß sie für Frauen destruktiv sind . . . Soziale Erwartungen an Männer und Frauen unterscheiden sich gründlich. Eine Folge davon ist, daß Frauen und Männer sich radikal verschieden voneinander verhalten, fühlen und denken.“¹⁹

Wie destruktiv ein mangelndes Problembewußtsein über die sozialen Ursachen von Neurosen und über die unterschiedlichen Sozialisationsgeschichten und Verhaltensbereitschaften von Frauen und Männern in der Praxis sein kann, soll an Aussagen von Janov, dem Verfechter der „Urschrei“- oder Primär-Therapie aufgezeigt werden. Sie machen die erneute Funktionalisierung von Frauen für die Bedürfnisse von Männern deutlich und untermauern die Isolierung der Menschen voneinander analog der kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse:

„Primärtherapeutische Gruppen sind ungewöhnlich und lassen sich kaum beschreiben. Einem Außenstehenden erscheint es absonderlich, daß jeder seine eigene Sache macht: der eine spielt Gitarre (weil die Gitarre für ihn sein einziger Freund ist, immer da, wenn er sie braucht, sie geht fühlend auf ihn ein, und so weiter); ein anderer liest Pornos (Ich suche nach einer aufregenden Mama, die die teilnahmslose, ‚tote‘, die ich früher hatte, ersetzen soll); . . . Ein Exhibitionist kann sich zeigen und nach dem aufge-

brachten oder schockierten Gesichtsausdruck der Frauen in der Gruppe Ausschau halten und plötzlich auf den Boden fallen und schreien: „Mami, zeig mir doch etwas Gefühl bitte!“ Ein Spanner kann die Gelegenheit, daß eine Patientin nackt ist, nutzen und ihre Genitalien anstarren – und dann plötzlich fühlen, was er dabei gesucht hat.“¹⁹

Ich denke, diese Sätze sprechen eine deutliche Sprache dafür, wie Frauen im therapeutischen Prozeß zum Objekt der Männer gemacht werden.

2. Die Notwendigkeit der Veränderung von Methoden und Theorien oder Veränderung der männlich dominierten Wissenschaft der Psychologie/Psychiatrie in eine frauengerechte Wissenschaft und Praxis

2.1. Die eben aufgeführten Beispiele für die Situation der Frauen in der Psychologie und Psychiatrie erzwingen notwendig neue Maßstäbe für die Veränderung: diese können nur ein Frauenstandpunkt sein, d.h., aus den praktischen Erfahrungen der Betroffenen, der Frauen, muß eine veränderte Wissenschaft und Praxis aufgebaut werden. Wie in der Autonomen Frauenbewegung kann auch für die Psychologie und Psychiatrie die Theoriebildung nur von der Perspektive der Unterdrückten, hier der psychisch kranken Frauen, her geschehen, d.h. als Konsequenz, daß

- das Faktum der männlich dominierten Wissenschaft für psychisch kranke Frauen verändert werden muß in eine frauengerechte Wissenschaft und
- daß Frauen Frauen nur in ganz seltenen Fällen (z.B. bei Suizidgefahr) in die Psychiatrie oder an männliche Therapeuten (dann, wenn sie einen Frauenstandpunkt haben) überweisen können, denn es gibt ja keine objektiven Maßstäbe, Frauen einzuweisen, da die bisherigen männlich und damit für Frauen nicht objektiv sind und ebenfalls die psychiatrischen Etikettierungen mit männlichen Wertmaßstäben vorgenommen werden;
- daß ein vorurteilsloses Erfassen der Situation von Frauen in der Psychologie und Psychiatrie eine Veränderung von Methoden und Theorien impliziert, die von weiblichen Wissenschaftlerinnen durchgesetzt werden müssen.

Von besonderer Bedeutung ist dabei die Entwicklung eines Persönlichkeitskonzepts für Frauen mit Hilfe eines interdisziplinären historischen, ethnologischen und psychologischen Forschungsansatzes: Die phylogenetisch (menschheitsgeschichtlich)-ontogenetische (individualgeschichtliche) Entwicklung von Frauen muß entlang des Verhältnisses von reproduktiven und produktiven Tätigkeiten gemäß der gesamtgesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsverhältnisse erarbeitet werden. Dabei müssen wir Frauen endlich das, was Hausarbeit und Kindererziehung für unsere Persön-

lichkeitsentwicklung ausmachen, aufarbeiten. Die Entwicklung eines Persönlichkeitskonzepts vom Frauenstandpunkt aus ist auch deswegen so wichtig, weil hinter jeder psychologischen, psychotherapeutischen und psychiatrischen Theorie und Praxis ausgesprochen oder unausgesprochen ein patriarchalisches Persönlichkeitskonzept steht, dessen Inhalte in die Alltagspraxis der Erziehung, der Schule, der Psychotherapie eingehen und uns bisher unterdrückt haben.

Frauen haben bereits angefangen, eine veränderte und verändernde wissenschaftliche Forschung zu betreiben:

Sandra Lipsitz Bem hat einen Fragebogen zur androgynen (d.h. sowohl weiblich als auch männlich sein) Persönlichkeit entwickelt, der sich gegen die stereotype Beurteilung dessen, was „normal“ weiblich und „normal“ männlich ist, richtet. Bem weist nach, daß sogenannte weibliche Frauen und sogenannte männliche Männer in ihren Verhaltensmöglichkeiten empfindlich eingeschränkt sind und daß das „normale“ Geschlechterverhalten gar nicht so gesund für die Entwicklung und Entfaltung von Frauen und Männern ist. Hohe Weiblichkeitswerte gehen z.B. einher mit hohen Angstwerten, geringer Selbstachtung und geringem Akzeptieren des eigenen Ich. Hohe Männlichkeitswerte bei Männern stehen zwar in der Jugendzeit mit besser-angepaßtem seelischem Verhalten in Beziehung, im Erwachsenenalter gesellen sich dazu häufig hohe Angst-Werte, hohe Neurotizismuswerte, und geringes Akzeptieren des eigenen Ich. Bem fordert darum die Befreiung vom starren Geschlechterrollenverhalten und die Möglichkeit androgyn zu sein. Androgynität gibt den Menschen die Möglichkeit beides zu sein: unabhängig und zärtlich, selbstsicher und nachgiebig, männlich und weiblich und kann eines Tages die Grundlage für eine neue und menschlichere Definition von seelischer Gesundheit abgeben.²⁰

Phyllis Chesler hat in „Frauen, das verrückte Geschlecht“ eine Theorie psychischer Störungen auf der Grundlage des Geschlechterrollenkonflikts dargelegt. Sie zeigt in konkreten Beispielen die Unterdrückung psychisch kranker Frauen durch die patriarchalische Struktur der Familie und der psychotherapeutischen Institutionen auf.²¹

2.2. Wie der Prozeß einer psychiatrischen Etikettierung an der realen Befindlichkeit von Frauen vorbeigeht, möchte ich an einer sogenannten Fallgeschichte aufzeigen. Gleichzeitig soll damit die Berechtigung und Notwendigkeit der Forderung nach einer frauengerechten Wissenschaft für psychisch kranke Frauen und die Notwendigkeit einer frauenspezifischen Therapie ausgewiesen werden.

Die Fallgeschichte beschreibt den Zustand einer depressiven Frau. Die Depression ist eine ausgesprochen frauenspezifische Erkrankung. 70 %

aller depressiven Patienten sind Frauen. Über die Ätiologie des depressiven Formenkreises ist bisher wenig veröffentlicht worden, im Gegensatz zur Problematik der Schizophrenie, zu der eine umfangreiche Literatur erschienen ist. Erst allmählich häufen sich in den Fachzeitschriften Aufsätze zur Entstehungsgeschichte der Depressionen. Wir können hier folgern, daß der Grund für die wissenschaftliche Vernachlässigung der Depressionen in dem mangelnden Interesse an den psychisch kranken Frauen und in dem sozialisationsgenetisch bedingten Unvermögen der männlichen Kliniker, die Lebens- und Krankengeschichte einer Frau nachvollziehen, begründet liegt. Das Unverständnis kann u.U. heute noch in der Anwendung der brutalsten psychiatrischen Maßnahme kulminieren, dem Elektro-Schock. Er wird normalerweise so gut wie nie mehr angewendet, nur bei Depressionen ist er, wie ein durch Publikationen bekannter Psychiater in einer öffentlichen Fernsehsendung sagte, oft das Mittel der Wahl, d.h., der Elektro-Schock wird bei Depressionen angewendet, d.h. wiederum, daß viele Frauen die davon Betroffenen sind. Ich möchte meinen, daß hier ein Zusammenhang besteht zwischen der allgemeinen offenen oder verschleierten Gewaltanwendung gegen Frauen in unserer Gesellschaft und der Gewaltanwendung in der Psychiatrie.

Die Fallgeschichte:

Diagnose: Involutionsdepression

Verheiratete Frau, zwischen 50 und 60 Jahren, Ehemann gleichaltrig, Kind (männlich). Mit 21 Jahren Heirat.

Klinikdarstellung:

Die Patientin wird nach einem mißglückten Selbstmordversuch (mit Tabletten) in ein psychiatrisches Krankenhaus, von Ehemann und Sohn begleitet, eingewiesen. Der Sohn erzählt, daß die Mutter sich in letzter Zeit seltsam benimmt, sie sei oft nicht bei sich und innerlich abwesend, wolle aus dem fahrenden Auto springen. Die Ehe der Eltern sei schon lange nicht mehr gut.

Selbstdarstellung der Patientin:

Die ersten Ehejahre waren ganz gut. Dann mußte sie für den Mann Geld verdienen, damit er sich alle Jahre ein neues Auto kaufen konnte. Sie arbeitete als Putzfrau. Die Arbeit im eigenen Haushalt wurde vom Mann nicht als Arbeit angesehen. Das Haushaltsgeld teilte er knapp zu. Freude gewann sie nur durch ihren verheirateten Sohn, der auf ihrer Seite stand.

Der Ehemann hat eine Freundin. Deswegen kam es zu Streitigkeiten zwischen ihnen. Sie ist geschlagen worden.

Die Tabletten nahm sie, weil der Ehemann nicht zu ihr zurückkommen wollte und aus dem gemeinsamen Schlafzimmer ausgezogen ist. Die Scheidung hatte sie bisher aus Rücksicht auf den Mann nicht eingereicht.

Sie schläft seit 1/2 Jahr sehr schlecht, hat keinen Appetit, sie hat in Gegenwart ihres Mannes immer Angst. Er mäkelnd dauernd, nichts kann sie ihm recht machen, am meisten leidet sie unter seiner Rücksichtslosigkeit. Sie wollte damals aus Angst vor ihrem Mann aus dem Auto springen.

In dieser Fallgeschichte wird ein normales Frauenleben exemplarisch dargestellt, nur mit dem Unterschied, daß es nicht unauffällig zu Ende geht, sondern durch Hospitalisierung auffällig wird. Seine Inhalte sind: Frühe Heirat, Kinder, Entwertung der unentgeltlich geleisteten Hausarbeit durch den Mann, Zuverdienst durch Putzen für das Auto des Ehemannes, knappe Haushaltsgeldzuteilung, der Ehemann hat eine Freundin, das Kind geht aus dem Haus, die Frau ist überflüssig geworden.

Diese Lebensgeschichte ist wie unzählige andere auch der Ausdruck einer starren Geschlechtsrollenconditionierung, aus der kein aktives Ausbrechen möglich zu sein scheint. Der Ausbruchversuch ist selbstzerstörerisch: Der Weg in die Krankheit.

Das depressive Krankheitsbild, wie es hier in der Lebensgeschichte einer Frau erscheint, ist insofern frauenspezifisch, als es häufig durch Überidentifizierung mit der Passivität der weiblichen Rolle entsteht. „Depression statt Aggression ist die weibliche Antwort auf Verlust“ behauptet Phyllis Chesler. Sie fügt der häufig vertretenen Ansicht, daß die Depression eine Reaktion auf einen Verlust sei, auf den Verlust einer ambivalent geliebten Person oder des eigenen Ich-Ideals im Leben, die Beobachtung hinzu, daß Frauen ihr Leben lang in einem Zustand der Trauer leben – sie trauern um das, was sie nie besaßen oder zu kurz besessen haben, um das, was sie in der Gegenwart nie besitzen können, sei es der Traumprinz oder reale Macht. *Den meisten Frauen fällt es schwer, ihre Trauer durch sexuelle, physische oder intellektuelle Zerstreuungen zu betäuben oder hinwegzuerationalisieren. Auch wenn die Depressionen der Frau klinische Ausmaße erreichen, gewähren sie keinen Ausbruch aus der Rolle.*“²²

Eine der wichtigsten Arbeiten zum depressiven Krankheitsbild legte Pauline B. Bart vor. Sie liefert einen konkreten Beweis dafür, daß die Geschlechtsrollenconditionierung Frauen überwiegend für den reproduktiven, den Küche-Kinder-Schlafzimmer-Bereich lebensfähig macht. Werden die für diesen Bereich nötigen Funktionen nicht mehr benötigt, z.B. durch das Selbständigwerden der Kinder, sehen sich viele Frauen subjektiv nicht

in der Lage, eine neue Lebensperspektive zu entwickeln. Gerade die Frauen und Mütter, die ganz in ihrer Rolle als Ehefrau, Hausfrau und Mutter aufgegangen waren, also ihre Identität über die Identifikation mit den Bedürfnissen anderer gefunden hatten, sehen sich beim Fortgang der Kinder oder bei Erschütterung der Ehe besonders vom Identitätsverlust bedroht. Pauline Bart schreibt, daß überangepaßte Mütter, die ihre mütterliche Rolle verlieren, die stärkste Gruppe innerhalb der depressiven weiblichen Patienten darstellen. Als eindrucksvolle Schilderung der symptomatischen Reaktionsweisen überangepaßter Mütter gibt sie eine jüdische Volkserzählung wieder:

„Ein junger Mann bittet seine Mutter um ihr Herz, um das seine Verlobte ihm als Geschenk gebeten hat; nachdem er es aus der geöffneten Mutterbrust entnommen hat, stürmt er damit fort; und als er stolpert, fällt das Herz auf die Erde, und er hört es besorgt fragen: Hast du dich verletzt, mein Sohn?“²³

Zu den von Ph. Chesler und P. B. Bart unter geschlechtsspezifischem Aspekt geschriebenen Untersuchungen soll nun zur Ätiologie der Depression ein unspezifischer Erklärungsansatz herangezogen werden, der trotz der Unspezifität gerade überwiegend auf Frauen zutrifft. Kendell hat die Beziehung zwischen Aggression und Depression untersucht und schreibt: *„Die Hypothese wird aufgestellt, daß Depressionen . . . durch die Hemmung aggressiver Reaktionen in Folge von Frustrationen (stops, Enttäuschungen, Lebenseinschnitten) verursacht werden . . . im allgemeinen scheinen Variationen hinsichtlich der Depressionsfrequenz von einer Situation zu einer anderen und von einer Kultur zu einer anderen mit diesen Voraussetzungen übereinzustimmen.“²⁴*

Die Hemmung aggressiver Impulse und die Zufügung von stops durch Beschneidung vitaler Antriebe ist aber spezifisches Merkmal der weiblichen Sozialisation. Die Verweigerung der kulturellen Dominanz für Frauen in unserer Gesellschaft wird grundlegend durch eine verkümmerte Erziehungspraxis erreicht: Der Verzicht auf kulturelle Dominanz, den bis auf wenige Ausnahmen alle erwachsenen Frauen leisten, wird in der ontogenetischen Entwicklung der Frauen dadurch erreicht, daß fast alle vitalen Antriebe (der Aggressionstrieb, der Sexualitätstrieb und das Neugierde- oder Explorationsverhalten), deren Entfaltung für den Aufbau einer entwickelten Persönlichkeit unumgänglich sind, in ihrer Entfaltung und Entwicklung grundlegend *gehemmt werden.*²⁵

Da aber weder die spezifischen Merkmale weiblicher Sozialisation, noch die Verweigerung kultureller Dominanz für erwachsene Frauen noch Frauen-Macht von Männern wahrgenommen werden – denn dann müßten sich die Männer ja verändern und uns von ihrer Männer-Macht mit-

destens die Hälfte abgeben – *deswegen können auch Männer vorläufig nicht oder nur begrenzt unsere Therapeuten sein, sonder nur wir selbst; deswegen können wir Frauen nicht in die herkömmliche psychiatrische Klinik überweisen*, denn die Behandlung, die sie dort erfahren und die oft zufälligen Etikettierungen, die ihnen umgehängt werden (eine Depressive, eine Schizophrene, eine Paranoide), zerstören ihre Körper und ihre Persönlichkeit nachdrücklich.

Wie grausam eine psychiatrische Hospitalisierung sein kann, beweisen die Erfahrungen von 60 Psychiatern und Psychotherapeuten, die 1969 in Amerika ein Pseudopatienten-Praktikum in Hospitälern verbrachten; z.T. wurden sie darin selbst psychotisch und mußten durch einen Rechtsanwalt wieder herausgeholt werden. Nachdem sie wieder ihren Beruf ausübten, hat von den 60 Psychiatern und Psychotherapeuten nur einer in den folgenden 5 Jahren eine Hospitalisierung verfügt.²⁶

Wir Frauen müssen uns eine eigene frauenspezifische Therapie und Beratung erarbeiten und aufbauen.

- Sie muß die Fessel der Geschlechtsrollenconditionierung abstreifen;
- Sie muß das Wachstum politischen Bewußtseins über die sozialen Ursachen unserer psychischen Störungen ermöglichen;
- Sie muß eine politische Praxis für die Durchsetzung von Frauenmacht einschließen.

Frauenspezifische Therapie

muß uns erlauben und nötigen

- eine Identität über unsere Geschichte als Frauen zu entwickeln,
- eine Identität über unsere alltäglichen Schwierigkeiten als Frauen zu entwickeln,
- eine Identität über unsere Zuneigung füreinander zu entwickeln,
- eine Identität über unsere Solidarität füreinander zu entwickeln.

Frauenspezifische Therapie und Beratung praktizieren in Ansätzen die BIFF: Beratung und Information für Frauen im Frauenzentrum Berlin die BERATUNGSSTELLE für HOMOSEXUELLE FRAUEN im Lesbischen Aktionszentrum Berlin und die PSIFF: Psychosoziale Initiative für Frauen im Horstweg 27, Berlin 19.

Ich selbst habe anfänglich in der BIFF gearbeitet, arbeite jetzt mit Bärbel, Britta, Chrille, Christine, Daniela, Eva, Heide, Mia und Reinhild

zusammen in der PSIFF. Daniela stellt im folgenden Referat einige Prinzipien unserer Arbeit in der PSIFF dar.

Ingrid Bartsch

Anmerkungen

- 1) Michael Schneider, „Neurose und Klassenkampf“. Materialistische Kritik und Versuch einer Neubegründung der Psychoanalyse. Hamburg 1974. S. 277.
- 2) a.a.O., S. 238
- 3) B. P. Dohrenwend, B. S. Dohrenwend, „Social and cultural Influences on Psychopathology“. Ann. Rev. Psychol. 1975, S. 417ff
- 4) M. Schneider, a.a.O., S. 277
- 5) Phyllis Chesler, „Frauen – das verrückte Geschlecht?“ – Wien o.J. S. 32ff
- 6) Frantz Fanon, „The So-Called Dependency Complex in Colonized Peoples“, S. 277. In: Radical Psychology, ed. by Phil Brown, New York 1973, S. 257–285
- 7) Martha T.S. Mednick, Hilda J. Weissmann, „The Psychology of Women – Selected Topics“. Ann. Rev. of Psychol. 1975
- 8) J. G. Sarason, R. E. Smith, „Personality“. Ann. Rev. of Psychol. 22, 1971, S. 393–446, siehe bes. S. 403
- 9) S. V. Levine, L. E. Kamin, E. L. Levine, „Sexism and Psychiatry“. In: Amer. J. Orthopsychiatry 44 (3), 1974, S. 327–336, siehe bes. S. 333f
- 10) Klaus Holzkamp, „Sinnliche Erkenntnisse – Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung“. Frankfurt/M. 1973
- 11) Inge K. Broverman u.a., „Sex Role Stereotypes and Clinical Judgements of Mental Health“. In: Journal of Consulting and Clinical Psychology 34 (1970).
- 12) a.a.O., zitiert nach Ph. Chesler, S. 67f
- 13) K. Dörner, U. Plog (Hrsg.), „Sozialpsychiatrie“, Neuwied 1972, S. 13
- 14) B. Cooper, in: Soc. Psychiatr. 1, 7 (1966)
- 15) siehe dazu z.B.: A. H. Maslow, „Toward a Psychology of Being“. New York 1962. C. R. Rogers, „Encountergruppen“. Das Erlebnis der menschlichen Begegnung. München 1974. F. Perls, „Gestalt-Therapie in Aktion“. Stuttgart 1974. Wilhelm Reich, „Charakteranalyse“. Amsterdam 1969. Alexander Lowen, „Bioenergetik“. Der Körper als Retter der Seele. o. J. Arthur Janov, „Der Urschrei“. Frankfurt 1973
- 16) Marie-Luise Bödiker, Walter Lange, „Gruppendynamische Trainingsformen“. Hamburg 1975, S. 92
- 17) M. A. Lieberman, I. D. Yalom, M. B. Miles, „Die Wirkung von Encounter-Gruppen auf ihre Teilnehmer – einige vorläufige Hinweise“. In: Gruppendynamik 2, 1974
- 18) Phyllis Parun, „Radical Female Psychology“. In: Rad. Therapy 1/5, 1970/71, S. 5f
- 19) Arthur Janov, „Urschrei“, Echo und Janovs Antwort. In: Psychologie heute, H 2, 1976, S. 74
- 20) Sandra Lipsitz Bem, „Die Harten und die Zarten“. In: Psychologie heute, H 2, 1976. S. 54–59
- 21) Siehe Ph. Chesler, „Frauen – das verrückte Geschlecht?“ Wien o.J.
- 22) a.a.O., S. 44
- 23) Pauline B. Bart, „Depression in Middle-Aged Women“. In: Gornick/Morgan, Women in Sexist Society, New York 1972. S. 163–168
- 24) R. E. Kendell, „Relationship between Aggression and Depression“. In: Archives of General Psychiatry 23, 1970
- 25) siehe dazu: Elena G. Belotti, „Was geschieht mit kleinen Mädchen?“ München 1975
- 26) Hannes Kapuste, „Familientherapie und Psychiatrie“. In: Psychologie heute, Heft 7, 1976, S. 46–52

Referat: Frauen in der Psychologie und Psychiatrie AG Erfahrungen mit männlichen Therapeuten

Das Thema wurde erweitert zur Frage nach der Funktion professioneller Psychotherapie in der heutigen Gesellschaft. Es wurde über positive und weniger positive Erfahrungen sowohl mit männlichen Therapeuten wie mit männlichen und weiblichen Bezugspersonen in Einzel- und Gruppentherapie berichtet. Die Arbeitsgruppe vertrat übereinstimmend die Meinung, daß individuelle Konflikte im Kontext der gesellschaftlichen Situation gesehen werden müssen. Als therapeutische Richtungen, die diesen Zusammenhang wenigstens ansatzweise reflektieren, wurden die progressive Verhaltenstherapie und die Sozialpsychiatrie genannt. Ein dringender Bedarf besteht an einer kritischen Aufarbeitung verschiedener Therapiemethoden und -modelle aus der Sicht der Frau.

In der Gruppe bestand Einigkeit darüber, daß die Frauenbewegung Formen der solidarischen Selbsthilfe entwickeln sollte, die in vielen Fällen an die Stelle einer direkten Therapie treten könnten, so daß die Inanspruchnahme therapeutischer Behandlung nur in sehr gravierenden Fällen notwendig sein würde. Eine Therapie sollte nicht zu einer Flucht vor der konkreten Lebenssituation in den relativen Schutz einer anders nicht zu erreichenden Geborgenheit werden. Gerade für Frauen, deren Sozialisation nicht auf Selbständigkeit zielt, ist die Situation in einer Gesellschaft, deren traditionelle Formen ihren Geltungsanspruch weitgehend verloren haben und in der ein neues Wertesystem sich erst langsam entwickelt, prekär. Eine Therapie, die diesen Gegebenheiten gerecht wird, muß deshalb die individuelle Emanzipation an den allgemeinen Zielen der Frauenbewegung orientieren.

Eva Kramm

Einige Prinzipien von Problemlösungsgruppen

Frauen sind in unserer Gesellschaft objektiv in mehrfacher Weise unterdrückt. Eine – entscheidende – Form ihrer Unterdrückung besteht darin, daß sie (wie analog übrigens auch die Männer) nur bestimmte Anteile ihrer Persönlichkeit entwickeln, andere dagegen unterdrücken. Dies geschieht, indem sie von Kindheit an bestimmte Verhaltensweisen antrainiert bekommen (die sogenannte Geschlechtsrollenkonditionierung), mit deren Anwendung sie ihre objektiv unterdrückende Situation auch je individuell aufrecht erhalten. Solange Frauen nicht durchschauen, inwiefern sie selber durch 'passendes' Verhalten an der Aufrechterhaltung ihrer Situation beteiligt sind, solange werden sie diese ihre Situation auch nicht wirklich verändern können.

Problemlösungsgruppen für Frauen ist ein Konzept, das von Frauen aus der 'Radical Therapy' entwickelt worden ist¹, damit Frauen sich miteinander dieser Unterdrückung bewußt werden können und sie durch *Handeln* aufheben lernen. Das bedeutet aber, daß jede einzelne Frau an ihren konkreten Problemen arbeitet und sie durch konkrete Verhaltensänderungen löst.

Mit diesem Konzept ist eine Alternative zu herkömmlichen Therapieformen intendiert; es unterscheidet sich andererseits auch von Frauenselbsterfahrungsgruppen.

Im folgenden will ich einiges zu diesen Abgrenzungen sagen, außerdem zum Konzept der gegenseitigen Unterstützung, zur Aufhebung des traditionellen Therapeutenverhaltens, und zur 'Zuwendungsökonomie' (stroke economy) als Beispiel dafür, wie Geschlechtsrollenkonditionierung für Frauen aussieht und wie sie aufgehoben werden soll.²

Ich werde mich dabei darauf beschränken, die wesentlichsten Punkte in Stichworten zusammenzufassen.

Abgrenzung der Problemlösungsgruppen (PLG) zu herkömmlichen Therapieformen

- 1) In der PLG sind nur Frauen³
- 2) Die Arbeit an Problemen geschieht grundsätzlich in der Gruppe und nicht in einer Zweiersituation. Wenn sich eine Frau in einer Krisensituation

ation befindet, gibt es durch die Initiative einzelner Frauen die Möglichkeit von Zweier- oder Dreiertreffen zusätzlich zu den Gruppensitzungen. Es gibt auch die Möglichkeit von Einzelgesprächen, bevor eine Frau sich entschließt, in einer PLG mitzuarbeiten.

- 3) Die PLG hat zwei Leiterinnen, die sich – z.B. durch Arbeit in der Frauenbewegung – einen nicht-sexistischen Standpunkt erarbeitet haben. Fachliche Kompetenz, z.B. durch Therapieausbildung, ist wichtig, aber nicht ausreichend.
- 4) Männer sind aufgrund ihrer anderen gesellschaftlichen Situation grundsätzlich nicht in der Lage, sich in die Situation der Frau einzufühlen (z.B. Angst vor Vergewaltigung zu empfinden) und deshalb als Leiter ungeeignet. Das gilt für konservative Therapeuten ebenso wie für die liberalen, die die Gleichheit von Mann und Frau proklamieren, ohne zu berücksichtigen, daß beide aufgrund ihrer unterschiedlichen gesellschaftlichen Situation auch unterschiedliche Voraussetzungen haben. Dadurch entsteht für die Frauen u.U. ein zusätzlicher Druck, alles das schon können zu müssen, was sie ja gerade nicht gelernt haben.
- 5) Nicht nur die Leiterinnen, sondern die Gruppe insgesamt ist Partnerin für die an einem Problem arbeitende Frau. Die Beziehungen der Gruppenmitglieder untereinander werden deshalb wichtig (das unterscheidet die PLG von Einzeltherapie in der Gruppe, wie z.B. der Transaktionsanalyse oder Gestalttherapie), aber sie sind nicht das alleinige Vehikel von Lernprozessen (wie z.B. bei den gruppendynamischen Verfahren). Der Beziehungsaspekt in der PLG ist aus mehreren Gründen wichtig:
 - a) nicht jede Frau kann bei jeder anderen gleich großes Interesse und Verständnis für ihr Problem erreichen (überspitzt formuliert: nur wer sich mag, kann sich erfolgreich weiterhelfen!), aber mit ihrem Problem spricht sie auch die Probleme einiger anderer Frauen an, die von ihrer Art, daran zu arbeiten, lernen können;
 - b) die Klärung der Beziehungen innerhalb der Gruppe ist ein Prüfstein für die gesamte Gruppenarbeit: wenn dabei Offenheit möglich ist, erleben wir ein Modell für solidarische Frauenbeziehungen – im Abtasten weitergehender Beziehungsmöglichkeiten, im offenen Austragen von Konflikten und im Gewähren von Unterstützung, die der anderen nicht die Verantwortung für ihre Handlungen abspricht;
 - c) das Bewußtmachen der Beziehungsstrukturen in der Gruppe verhindert auch, daß die Leiterinnen so etwas wie ein therapeutisches und ein Zuwendungsmonopol erhalten.
- 6) Ziel eines erfolgreichen Arbeitens in der PLG ist es, die Kontrolle über das eigene Leben und seine eigenen Entscheidungen zu gewinnen, und im Zusammenhang damit zu beginnen, die Veränderung der Lebensum-

stände voranzutreiben, was sich in politischer Organisation im weitesten Sinne ausdrückt.⁴

Dabei gehen wir davon aus, daß keine Frau ohne Probleme ist, aber auch keine Frau ohne die Fähigkeit, andere Frauen bei der Bearbeitung ihres Problems zu unterstützen und die Gruppensitzungen zu strukturieren.⁵

Abgrenzung der PLG zu Frauenselbsterfahrungsgruppen

- 1) Es gibt kein gemeinsam vorgegebenes Thema.
Jede Frau, die eine PLG machen will, gibt zu erkennen, daß sie aktiv an der Veränderung eigener konkreter Verhaltensweisen arbeiten will. Dazu formuliert sie im Laufe der ersten Phase der PLG einen *Vertrag* mit sich selber vor der Gruppe, in dem sie in klarer Form ein eingrenzbares Problem oder Verhalten benennt, an dessen Veränderung sie arbeiten will: z.B. ich will daran arbeiten, nach Zuwendung zu fragen, wenn ich sie brauche.
- 2) Die Gruppe hat zwei Leiterinnen, die für diese Funktion auch kompetent sind.
- 3) Jede Frau ist für sich selbst verantwortlich und nicht mit der anderen identisch.
Ausgangspunkt der Gruppe ist also nicht, daß alle Frauen in der gleichen Situation sind und von daher Verschiedenheiten ausgeklammert werden können, und auch nicht die Annahme einer gleichen Entwicklungsrichtung. Gelernt werden soll vielmehr gerade die Wahrnehmung individueller Verschiedenheit, ihre Abgrenzung und Akzeptierung, ohne gleich mit Wertungen bei der Hand zu sein, die nur die eigene Entwicklungsrichtung für alle anderen Frauen als einzig richtige postulieren. (Sätze wie: 'ich bin *noch nicht* mit Frauen oder *immer noch* mit Männern zusammen' sind Ausdruck eines solchen wertenden Gruppendrucks, der abgebaut werden sollte.)
- 4) Es müssen erkennbare Schritte angegeben werden, an denen die erarbeiteten Veränderungen sichtbar werden und das Erreichen selbstgesetzter Ziele kontrolliert werden kann.
- 5) Es wird eine Verpflichtung zur Mitarbeit über einen bestimmten (auch begrenzten) Zeitraum gefordert.

Was heißt: sich gegenseitig Unterstützung geben?⁶

Beachte:

- 1) Die Frau, die sich als Opfer einer Situation fühlt und darstellt, nicht in diesem Gefühl bestärken, sondern sie z.B. durch Nachfragen dazu er-

muntern, sich klarzumachen, inwieweit sie selbst durch ihr Verhalten an der Aufrechterhaltung dieser Situation beteiligt ist und was sie stattdessen erreichen will!

- 2) Keine Ratschläge erteilen, auch wenn danach gefragt wird!
- 3) Keine Wertungen aussprechen, sondern sich in die Situation der Frau und ihren eigenen Anspruch hineinversetzen, wenn ich mich dazu in der Lage fühle! Mitteilen, was ich dabei empfinde!
- 4) Klarmachen, daß die Frau selber eine Entscheidung treffen kann und auch selbst dafür verantwortlich ist; positive Anerkennung geben, wenn die Frau eine Entscheidung getroffen hat, das zu tun, was sie tun will, bei der aktiven Durchführung dieser Entscheidung Unterstützung durch Handeln geben, wenn sie das will!

Regeln, die das herkömmliche Therapeutenverhalten abbauen: 7

Die Beachtung dieser Regeln hindert daran, in das Retter-Opfer-Verfolger-Spiel (vgl. dazu Anm. 6) zu verfallen, für das die professionelle Therapeutenrolle besonders anfällig macht.

- 1) 50 % des Engagements bei der geleisteten Arbeit an dem Problem einer Frau muß von der oder den Frauen kommen, die mit dieser Frau arbeiten, nicht mehr und nicht weniger;
nicht mehr: weil ich sonst signalisiere, daß ich der Frau nicht die Kraft zutraue, selbstverantwortlich an ihrem Problem zu arbeiten, nicht weniger: weil ich sonst signalisiere, daß ich ihr Problem nicht ernst nehme.
- 2) Glaub niemals, daß eine Person hilflos ist, außer wenn sie bewußtlos ist!
- 3) Achte darauf, ob die Frau an ihrem Vertrag arbeitet, den sie mit sich selbst geschlossen hat, oder ob Du ihr jetzt etwas unterschiebst, an dem sie Deiner Meinung nach arbeiten *mußte!*
- 4) Tu niemals etwas, was Du nicht tun willst! Auch nicht, weil Du meinst, daß die andere es sich ja wünscht oder nötig hat.
- 5) Laß nicht negative Gefühle sich in Dir anstauen, sondern sprich sie direkt an, auch wenn sie Dir paranoid (d.h. jeglicher realen Grundlage entbehrend) vorkommen mögen!
- 6) Stelle Dich selber nie eine Stufe höher oder eine Stufe niedriger als die andere Frau;
höher, indem Du ihr z.B. vorwirfst, daß sie dies und das *noch* nicht kann (was Du ja schon kannst),
niedriger, indem Du sie für die Gefühle verantwortlich machst, die sich

in Dir abspielen, Du Dich z.B. rechtfertigst oder Schuldgefühle entwickelst.

Ein Beispiel für die Geschlechtsrollenkonditionierung und deren Abbau: die Zuwendungsökonomie (= stroke economy)⁸

Strokes (im folgenden mit 'Zuwendung' übersetzt) sind Einheiten positiver menschlicher Anerkennung. Sie können verbal sein, z.B. Lob, Versicherung der Zuneigung, oder körperlich ausgedrückt werden, z.B. durch Streicheln, Umarmen, Lieben.

Zuwendung geben und empfangen ist eine menschliche Fähigkeit, und gleichzeitig ein Bedürfnis und ein Recht.

Die Erziehung der Kinder in unserer Gesellschaft basiert nun darauf, daß das Austeilen von Zuwendung an Bedingungen geknüpft wird, die erst erfüllt werden müssen. Dies ermöglicht eine wirksame Art der verdeckten Kontrolle über die Handlungen des anderen, der auf positive menschliche Anerkennung in irgendeiner Form angewiesen ist, um zu überleben, diese aber nicht ohne weiteres bekommt.

Die Erziehung zur Frau schließt zusätzlich ein, daß sie für die Austeilung von Zuwendung zuständig gemacht wird, d.h. daß von ihr erwartet wird, mehr Zuwendung zu geben als zu empfangen.

Dadurch werden Frauen zu einem ungleichwertigen Tauschhandelsprinzip erzogen, um überhaupt für sich etwas an Zuwendung zu gewinnen. Nach diesem Prinzip tauschen sie z.B. die Verfügung über ihre Sexualität für die Sicherheit einer materiellen Versorgung in der Ehe ein, leiden dabei aber unter einem permanenten *emotionalen* Zuwendungsdefizit.

Zur Aufrechterhaltung dieses Defizits tragen sie ständig selber bei, im Extremfall durch Anwendung der folgenden fünf – ihnen nicht bewußten – Regeln, die sie schon in der Kindheit gelernt haben⁹ und mit denen sie ständig gegen sich selber handeln:

- 1) Zeig Deine Zuwendung nicht, auch wenn Du sie hast!
- 2) Frag nicht nach Zuwendung, auch wenn Du sie dringend brauchst!
- 3) Nimm Zuwendung von anderen nicht offen entgegen, auch wenn Du sie Dir wünschst!
- 4) Weise Zuwendung von anderen nie zurück, auch wenn Du sie gar nicht willst!
- 5) Erlaube Dir nicht, Dir selber Zuwendung zu geben!

Durch die Arbeit in der PLG sollen Frauen lernen, sich entgegengesetzt zu verhalten:

- 1) Gib spontan und offen Zuwendung, wenn Du Dich danach fühlst!

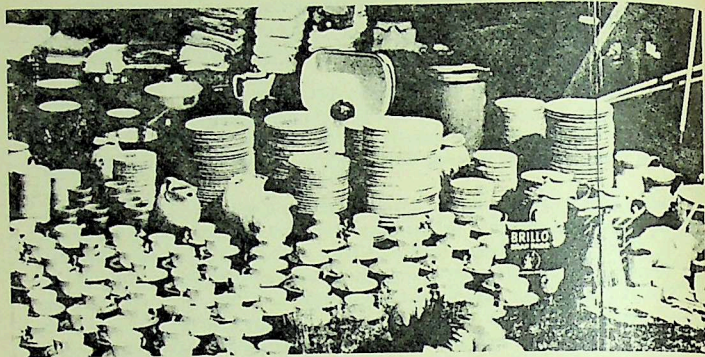
- 2) Frag nach Zuwendung, gerade dann, wenn Du sie brauchst!
- 3) Nimm die Zuwendung von anderen entgegen, wenn Du sie wünschst!
- 4) Nimm keine Zuwendung an, wenn Du sie nicht willst!
- 5) Lerne Dir selber Zuwendung zu geben!¹⁰

Daniela Dilthey

Anmerkungen

- 1) Die *Radical Therapy* ist ein Ansatz, der in den USA von Claude Steiner, Hogie Wykoff u.a. entwickelt worden ist, als Alternative zur herkömmlichen Psychiatrie und Therapie. Sie hat den Anspruch, therapeutische Veränderung nicht losgelöst zu sehen von politischem Handeln. Das gilt für 'Therapeuten', die als 'facilitators' bezeichnet werden, wie für 'Patienten' gleichermaßen. Die vorherrschende *Methode*, mit der in der RT therapeutische Veränderung initiiert wird, ist die Transaktionsanalyse. Zur RT siehe vor allem: Claude Steiner u.a.: *Readings in Radical Psychiatry*, Grove Press Inc. New York 1975, wo die Theorie und Praxisentwicklung dieser Bewegung skizziert wird. *Problemlösungen für Frauen* wurden von Hogie Wykoff entwickelt, aus der Erfahrung heraus, daß keine herkömmliche Therapie frei ist von der Ausrichtung auf die Geschlechterrollenkonditionierung, und daß deshalb Frauen unter sich mit entsprechenden Leiterinnen an ihren Problemen am wirkungsvollsten arbeiten können. Siehe dazu: *Ansätze einer feministischen Therapie*, hrsg. von BIFF, Berlin 1975
- 2) Ich beschränke mich hier darauf, einige Prinzipien anzugeben, die für alle unsere PLGs gleichermaßen gelten. Im konkreten Fall gibt es aber je nach Gruppenzusammensetzung und Voraussetzungen der Leiterinnen durchaus unterschiedliche Arbeitsformen, z.B. bei der Vertragsschließung, bei der Frage, inwieweit die Leiterinnen selber ihre Probleme einbringen, ob überhaupt und welche therapeutische Kompetenz vonnöten ist, oder nicht vielmehr einfach PLG-Erfahrung usw. Aus der Diskussion unserer Erfahrungen mit diesen variierten Bedingungen erhoffen wir uns eine Weiterentwicklung unseres Konzeptes einer feministisch orientierten Therapie.
- 3) In der RT gibt es entsprechende Gruppen auch für Männer. Wichtig ist dabei die Idee, daß die Arbeit an der Aufhebung der Geschlechterrollenkonditionierung besser gelingt, wenn Männer mit Männern und Frauen mit Frauen sich zeitweise ausschließlich auseinandersetzen und verändern.
- 4) vgl. dazu Anmerkung 1), vor allem die „Principles“ und das „Manifesto“ von Claude Steiner, auch abgedruckt in: *The Radical Therapist*, ed. von Jerome Agel, 1971
- 5) Wir gehen davon aus, daß eine Klassifikation nach neurotisch und psychotisch, oder krank und weniger krank irreführend ist. Entscheidend ist für uns allein die Bereitschaft, in die Arbeit an den eigenen Problemen einzusteigen und die Fähigkeit zur Unterstützung zu entwickeln bzw. wiederzuentdecken.

- 6) Dieser Punkt scheint mir deshalb besonders wichtig zu sein, weil die Forderung, Unterstützung zu geben, sonst zu Mißverständnissen führen könnte, weil sie verwechselt wird mit der Forderung nach einer Helferrolle, die gerade nicht gemeint ist. Das Bedürfnis, helfen zu wollen, kann leicht zu einem Retter-Opfer-Verfolger-Spiel führen (vgl. dazu: Eric Berne, *Spiele der Erwachsenen*, Rowohlt: Reinbek 1964, darin das Spiel: „Ich versuche nur, dir zu helfen“, S. 19ff. Eine Beschreibung findet sich auch an einem Beispiel von Hogie Wykoff in der BIFF-Broschüre). Dieses Spiel besteht darin, daß ich der anderen helfen will, weil ich ihr nicht die Verantwortung zugestehe für das eigene Tun, und infolgedessen für die andere die Entscheidungen treffe, mich als Retter gegenüber einem Opfer fühle, das daraufhin nicht seinen eigenen Anspruch aufstellt, sondern meinen erfüllt. Diese Situation kann dann dazu führen, daß sie mich nicht mehr als Retter, sondern als Verfolger erlebt, für den sie bestimmte Leistungen erbringen muß, damit ich mich wohlfühle. Ich wiederum fühle mich über kurz oder lang in der Rolle des Opfers, das immer für die andere handeln muß, die mir dann wie eine Verfolgerin erscheint, indem sie immer mehr Ansprüche an mich stellt, statt selber zu handeln, so daß beide in einem Kreislauf gefangen sind, in dem die Rollen austauschbar sind, und Veränderung nicht mehr stattfinden kann.
- 7) vgl. dazu: Claude Steiner, *Skripts people live*, Random House Inc. New York 1974, S. 241/2
- 8) vgl. Claude Steiner, a.a.O., das Kap. „The Stroke Economy“, S. 110–14
- 9) vgl. Claude Steiner, a.a.O., Kap. „The Stroke Economy Rules“, S. 114–117, und Kap. „Breaking Down the Stroke Economy“, S. 271 ff.
- 10) z.B. sich selber vor anderen loben („bragging“ genannt). Übungen zum freien Austauschen von Zuwendung finden sich bei Steiner, a.a.O., S. 277 ff. und bei Hogie Wykoff, a.a.O.



Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus

Dieser Beitrag ist das Ergebnis und trägt die Spuren unserer Arbeit in zwei geographisch und chronologisch weit voneinander entfernten historischen Spezialbereichen: die USA seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und Preußen bzw. Europa im 17. und 18. Jahrhundert. Wir sind uns der Probleme eines derart weit abgesteckten Bezugsfelds gerade im Bereich der Sozialgeschichte bewußt, sowohl bezüglich der Sprünge zwischen Detailforschung und allgemeinen Hypothesen wie bezüglich derer in Raum und Zeit. Dennoch glauben wir, daß wir in der Perspektive einer neu zu schreibenden Geschichte der Frauen diese Sprünge vorläufig in Kauf nehmen und Hypothesen wagen müssen und daß im übrigen die Distanz unserer Arbeitsbereiche angesichts des Themas schrumpft: nicht, weil wir die Frauen immer und überall als gleichermaßen Unterdrückte finden, sondern weil die Entstehung und Entwicklung des Kapitalismus überregionale Gemeinsamkeiten ihrer Situation hervorgebracht hat, denen die Internationalität der alten und neuen Frauenbewegung Rechnung trägt.

Von einer Geschichte der Frauenarbeit als Hausarbeit zu sprechen, ist ungewöhnlich. Hausarbeit war fast nie Gegenstand der Wissenschaft und schon gar nicht der Wissenschaft von der Geschichte. Zwei Gründe scheinen dafür ausschlaggebend. Zum einen liegt es daran, daß die Hausarbeit als Arbeit unsichtbar bleibt. Was die Frauen tun und hervorbringen, wird als selbstverständlich genommen und, obwohl sie eine Jugend lang dafür trainiert, „sozialisiert“ werden, als unqualifizierte Tätigkeit angesehen. Dies hat seine Wirkung auf die Frauen selbst: Meine Mutter – und gewiß nicht nur sie – pflegte zu sagen, ihr größter Stolz als Hausfrau sei, daß man sie nie arbeiten gesehen habe, daß sie die Hausarbeit immer in Abwesenheit ihres Mannes erledigt habe. „Strümpfe stopfen“, empfiehlt 1881 ein Autor, „Wäsche ausbessern und andere gröbere Handarbeiten sind am besten in den Morgenstunden oder doch stets so abzumachen, daß anderen nicht der Einblick in diese gewissermaßen inneren Familienangelegenheiten gestattet wird.“ Das heißt: Ihre Arbeit ist wohl für die Frauen selbst sichtbar, nicht aber für den Mann, die Gesellschaft und die Wissenschaft.

Was die letztere betrifft, so gibt es in der Tat recht viel Literatur zum Thema „Frauenarbeit“ oder „Frau und Arbeit“, vor allem seit Beginn der neueren Frauenbewegung und vor allem in den USA, wo sie in den sechziger Jahren ihren Ausgang nahm. Was mit dem Gegenstand „Frau und Arbeit“ gemeint ist, muß allerdings problematisiert werden. Eine Broschüre von 1970 aus der Neuen Linken der USA – das Beispiel ließe sich ohne weiteres durch ein deutsches ersetzen – trägt als Titel: „Women Workers“, und beginnt mit der Frage: „Wieviele Frauen arbeiten?“ Wir erfahren, daß 1980 von allen Frauen über 16 Jahren 18 % gearbeitet haben, 1900 waren es 20 %, zehn Jahre später 23 %, 1930: 24 %, 1940: 19 % usw., bis schließlich 1969 43 % der Frauen arbeiteten. Unerklärt bleibt, womit die anderen 82–57 % ihre Zeit verbrachten – offenbar, so scheint es, nicht mit Arbeit.

Die Selbstverständlichkeit, mit der die Hausfrau hier aus der Zahl derer, die arbeiten, ausgeklammert wird, findet sich nicht nur in der Linken, sondern auch in einem großen Teil der Frauenbewegung und der *women's studies*, Frauenstudien, wie sie sich in den USA während des vergangenen Jahrzehnts durchgesetzt haben. „Frauen in der Arbeitswelt“ heißt zum Beispiel ein programmatischer Aufsatz im ersten Band der Zeitschrift *Women's Studies*: Hausarbeit kommt darin nicht vor. Ganz offiziell wird dies schließlich von der Bundesregierung in Washington dokumentiert: in

einer Jubiläumsbroschüre des Arbeitsministeriums wird die Hausfrau als Nicht-Arbeitende ausdrücklich zusammen mit Kindern, Invaliden, Alten und sogenannten Geistesgestörten gruppiert.¹ Eine solche Zuordnung ist nicht neu und gehört zum stereotypen Bild der Frau, wie es von der älteren wie der neueren Frauenbewegung erforscht worden ist.

Diese Ausgrenzung der Frau aus der gesellschaftlichen Produktion und ihre Zuordnung zu jenen „nicht-produktiven“ Gruppen wird institutionalisiert dadurch, daß die Hausarbeit im Brutto sozialprodukt bekanntlich nicht aufgeführt wird; dies nimmt niemanden mehr wunder, da doch – so lauten die unterschiedlichen und zum Teil widersprüchlichen Erklärungen – ihr Wert weder gemessen wurde, noch exakt meßbar sei, da ihr gar kein Wert zukomme, oder auch, da dieser unermesslich sei. Vergegenwärtigt man sich allerdings, daß die Widersprüchlichkeit dieser Erklärungsversuche nur der einen Gemeinsamkeit Raum läßt, nämlich daß Hausarbeit nicht bezahlt wird und deshalb die Bestimmung ihres Werts uninteressant oder eine rein akademische Frage ist; daß außerdem Schätzungen ihres Werts sehr wohl schon seit Jahrzehnten vorgenommen werden und zuweilen von den gleichen Autoren, die sie aus dem Brutto sozialprodukt ausschlossen² – so verstärkt sich der Eindruck, daß der springende Punkt nicht die analytische, theoretische oder gar ideologische Frage ihres Werts, sondern das Faktum ihrer Unbezahltheit ist. In die gleiche Richtung weist eine noch weit wirksamere institutionelle Verfestigung dieser Sicht (besser: Unsichtbarkeit) der Hausarbeit, nämlich die Sprache selbst – heißt doch „arbeiten“, wie auch das englische *work*, heutzutage schlicht: erwerbstätig sein, Geld verdienen, gegen Bezahlung arbeiten („Arbeiten Sie? Nein, ich bin Hausfrau“). Dieser täglich anzutreffende Sprachgebrauch legt die Vermutung nahe, daß die Unsichtbarkeit der Hausarbeit nicht so sehr dem Ausschluß der Frauen von der *gesellschaftlichen* als ihrem Ausschluß von der *bezahlten* Arbeit zuzuschreiben ist: Die Unsichtbarkeit der Hausarbeit ist eine Funktion ihrer Unbezahltheit. Wenn in den Sozialwissenschaften zuweilen dennoch ein Stück von dieser Arbeit sichtbar wird, so geschieht es deshalb meist hinter soziologischen Kunstbegriffen wie „Rolle“ – etwa der Hausfrau – oder „Funktion“ – etwa der Familie. Für die moderne Ökonomie jedoch, die denjenigen Gesellschaftsbereich untersucht, wo Geld gegen Arbeit getauscht wird, bleibt unbezahlte Arbeit notwendig unsichtbar. Gelegentlich versteckt sie sich hier hinter dem Begriff der „Konsumtion“, bleibt aber unkenntlich: denn beim Konsumieren wird ja Geld nicht gegen Arbeit getauscht, sondern gegen Genuß, gegen Nicht-Arbeit. Im übrigen ist für die Politische Ökonomie der bürgerlichen wie der linken Variante die Sphäre des Haushalts erst einmal tabu; mit anderen Worten: sie gilt als „privat“.

Es gibt jedoch zur Zeit Anzeichen für eine Veränderung dieses Sprachgebrauchs, sowohl in offiziellen Verlautbarungen wie in der Presse der USA, und Ähnliches scheint auch in Deutschland der Fall zu sein. Eine solche Veränderung des Sprachgebrauchs ist sicherlich beeinflusst von der neueren Frauenliteratur und Frauenwissenschaft³; vor allem aber ist sie ein Resultat der Frauenbewegung: eben jener historischen Bewegung, mit der die Frauen selbst ihre herkömmliche „Rolle“ in Frage stellten und verweigerten und damit sowohl auf ihren Charakter als Arbeit wie auf ihren ökonomischen Wert hinwiesen. Dies läßt sich selbst noch an einem Buch wie demjenigen von Helge Pross erkennen, das, 1975 erschienen, unter dem Titel „Die Wirklichkeit der Hausfrau“ die Zufriedenheit der Frauen mit ihrer Hausarbeitsexistenz soziologisch zu beweisen sucht; es beginnt nämlich mit dem Satz: „Die Hausarbeit ist problematisch geworden.“ Genau dies ist der Fall, und deshalb wurde das Buch geschrieben – wenngleich es dieser Problematik nicht eigentlich nachgeht, sondern sie zu leugnen sucht. Und schließlich ist in allerjüngster Zeit und im Kontext der Frauenbewegung das Thema „Hausarbeit“ in Ansätzen auch zum Gegenstand historischer Forschung geworden⁴, wenn auch keineswegs so respektiert und reputierlich wie die „Arbeit“ im Sinn von Erwerbsarbeit.

Ihr bisheriges Fehlen im Themenkatalog der Geschichtswissenschaft, die ansonsten so manche historische Banalität in den Rang dicker Wälzer zu erheben pflegt, hat noch einen zweiten Grund: Hausarbeit galt und gilt der Wissenschaft ebenso wie der Volksmeinung und einem großen Teil der Frauenbewegung als unhistorisch. Hausarbeit sei, so unterstellt man, so alt wie die Menschheit selbst, bzw. wie der biologische Unterschied zwischen Mann und Frau bzw. wie die Unterdrückung der letzteren; sie sei immer die gleiche, ihrem Wesen nach eine naturgeschichtliche Konstante, hierin am ehesten der Sexualität vergleichbar. Beide hängen in der Tat engstens zusammen: gilt doch Hausarbeit als *labor of love*, „Arbeit aus Liebe“, „Liebesdienst“, nicht als *work (for money)*. In der herkömmlichen Institution der Ehe und Familie übereignet die Frau neben der physischen Arbeitskraft auch ihre Sexualität dem Mann auf die Zeit des Lebens bzw. der Ehe⁵; ihre Tätigkeit entstammt der Liebe und wird durch Liebe entlohnt – auch wenn die Fakten oft eine bitterere Sprache sprechen und wenn auf dem Heiratsmarkt nicht nur Liebe gegen Liebe, sondern Liebesarbeit gegen Unterhalt getauscht wird. Umgekehrt empfinden Frauen oft Sexualität mehr als Hausarbeit denn als Lust⁶. Emotionale Zuwendung, körperlicher Kontakt und der Hände Arbeit sind im Arbeitstag einer Frau untrennbar vermengt⁷. All dies, und schließlich das Gebären als „natürliche“ Entäußerung des Weibs, rückt die Hausarbeit in einen

Schein von Naturhaftigkeit. Aber dieser Schein ist trügerisch, für die Sexualität ebenso sehr wie für die übrige Hausarbeit. Immer deutlicher zeichnet sich in der neueren Sozialgeschichte ab, daß Sexualität eine Geschichte hat⁸ – und zwar keineswegs bloß eine ihrer äußerlichen Formen bei ansonsten gleichbleibendem Inhalt, sei er Liebe oder Libido. Ähnlich liegt der Fall bei der Hausarbeit.

Wir wollen im folgenden einige Grundzüge einer Geschichte der Frauenarbeit als Hausarbeit andeuten. Das Thema ist Neuland, und weiße Flecken auf seiner Landkarte sind deshalb unvermeidlich. Methodisch ist es angesiedelt zwischen Frauenstudien im engeren Sinn – d.h. einfach „Gegenstand Frau“ – und der neueren Sozialgeschichte, vor allem der historischen Familienforschung, die seit Beginn der sechziger Jahre ebenfalls neue Fragen stellte. Unsere These ist folgende: Hausarbeit ist relativ neuen Ursprungs, sie hat ihre Anfänge im 17./18. Jahrhundert mit den Anfängen des Kapitalismus und entfaltet sich, ungleichzeitig in verschiedenen Ländern und Regionen, in dem Zeitraum nach der industriellen Revolution. In dieser Zeit scheint sich fast alles, was Hausarbeit heute ausmacht, verändert zu haben: was es ist, wer sie tut, wie sie getan wird; die Einstellung zu ihr, ihre sozioökonomische Bedeutung, ihre Beziehung zur gesellschaftlichen und natürlichen Umwelt. Selbst der Begriff Hausarbeit scheint vor dieser Zeit nicht zu existieren, wie auch der moderne Begriff der Familie erst mit dem Aufkommen der bürgerlichen Familie im Europa des 17./18. Jahrhunderts entsteht. Der Zeitraum, in dem dieser Familientypus sich von einem kleinen Teil der Bevölkerung, dem städtischen Bürgertum, in der gesamten Bevölkerung, also auch in der Arbeiterklasse ausbreitet, nämlich im 19./20. Jahrhundert, ist der Zeitraum der Entstehung derjenigen Hausarbeit, gegen die die heutige Frauenbewegung revoltiert – bei aller Heterogenität ihrer sonstigen Ziele und Motive. Sie ist nicht ein zeitloses biologisches Schicksal der Frau, sondern ein historisch bestimmtes und bestimmbares Phänomen, das einer ebenso historisch bestimmten Epoche der kapitalistischen Gesellschaft zuzuordnen ist. Da sie, im Gegensatz zum Begriff „Arbeit“, in den gängigen Lexika wie Brockhaus und Meyer nicht zu finden ist, definieren wir sie so, wie sie im Kontext der Frauenbewegung – nicht zuletzt in ihren Selbsterfahrungsgruppen und vor allem in ihren Kämpfen – erfahren und diskutiert, aber auch, gleichsam von oben, in der Familiensoziologie als „Funktion“ von (normaler, d.h. „funktionierender“) Frau und Familie bestimmt wurde: nämlich als die Arbeiten, die grundsätzlich das weibliche Geschlecht und im besonderen die Ehefrau und Mutter für sich und die übrige Familie, d.h. Mann und Kinder, verrichtet, und für die sie im Unterschied zur sogenannten produktiven Arbeit nicht bezahlt wird, stattdessen aber in Abhängigkeit vom Mann und seinem Einkommen Kost und Logis

erhält. Inhalt dieser Arbeit ist die Produktion und Reproduktion der gesellschaftlichen Arbeitskraft in physischer, emotionaler und sexueller Hinsicht. Daß sie Frauenarbeit ist, hat tiefgreifende und vielfältige Auswirkungen auf die gesellschaftliche Stellung auch derjenigen Frauen, die sich ihren unmittelbaren Anforderungen entzogen haben oder entziehen wollen: in ihrer Beurteilung durch die Umwelt, im Inhalt ihrer Arbeit, in der Niedrigkeit ihrer Bezahlung – Kehrseite der Tatsache, daß Hausarbeit als Natur, als Wesen der Frau gilt.

Die Vorstellung, Hausarbeit sei in jenem Zeitraum entstanden, klingt gewiß erst einmal befremdlich. Sie steht nämlich nicht nur im Gegensatz zu der Vorstellung, Hausarbeit habe es als älteste aller Arbeiten, als mehr oder weniger natürliche Konstante immer gegeben, sondern außerdem auch im Gegensatz zu der gängigen anderen Meinung, sie sei ein rückständiges Relikt aus dem Mittelalter, anachronistische Restform einer noch naturmahen Produktionsweise, die mit dem technischen Fortschritt, der zunehmenden außerhäuslichen Arbeit der Frauen und der Modernisierung der Gesellschaft allmählich überflüssig werde; die sozialistische Version hiervon hieß, daß die Entwicklung des Kapitalismus mit ihrer zunehmenden industriellen („produktiven“) Arbeit die Frauen von ihrer jahrtausendlangen feudalen Fron der Hausarbeit und der Vormundschaft des Mannes befreie. Beide Meinungen sind falsch. Stattdessen läßt sich zeigen, daß – mit regionalen Unterschieden – kein einziger Bestandteil der genannten Hausarbeitsdefinition für die Zeit vor dem 17. und selbst noch dem 18. Jahrhundert zutrifft, und erst recht nicht alle Bestandteile zusammen. In der Folgezeit trifft eine größer werdende Zahl dieser Bestandteile auf eine begrenzte gesellschaftliche Schicht zu. Erst seit der Wende zum 20. Jahrhundert wird in den USA – in England schon zwei Generationen früher – die Gesamtheit der Definition für das Bild und die Realität der Hausarbeit der Frau, d.h. grundsätzlich aller Frauen, gültig. Im folgenden wollen wir summarisch und mit den in diesem Rahmen unerläßlichen Verkürzungen einige Charakteristika der Frau in der alten Gesellschaft und erste Ansätze moderner Hausarbeit zeigen (II), dann einen historischen Angelpunkt der Entwicklung im 19. bzw. um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert am Beispiel der USA umreißen (III) und schließlich versuchen, einige grundsätzliche Thesen zu formulieren, die sowohl für die an den Frauen orientierte Wissenschaft wie für die politische Praxis der heutigen Frauenbewegung relevant sind (IV).

Als Carl Friedrich Pockels, Beamter am herzoglichen Hof in Braunschweig, in seinem „Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts“ 1797 mit Abscheu über die Ungebundenheit adliger Frauen und die lieblose, unverbündliche Eheführung des Adels räsonnierte, so tat er dies, um sogleich zu einem besseren Bild überzugehen: „Wir wollen unsere Augen auf einen liebenswürdigen Gegenstand, auf das gute, häusliche, edlere Weib im frohen Zirkel ihrer Kinder, in den schönen Wirkungskreise ihrer mütterlichen Geschäfte, in dem vertraulichen Umgange mit ihrem Gatten richten, und hier ein Geschlecht innig verehren lernen, ohne welches uns oft die wirksamsten und dauerhaftesten Antriebe zum Guten fehlen würden. Ich möchte fast behaupten, daß es rings um uns her im geselligen Lebenszirkel kein einladenderes, freundlicheres, belehrenderes und edleres Bild des Menschen geben kann, als das Bild einer sanften, guten und erleuchteten Hausmutter. Wohin euer Auge diese liebevolle und würdige Familiengöttin begleitet, findet ihr überall, und zwar ohne allen Aufwand von Kunst und Künstelei, häusliche Ordnung, häusliche Einfalt, häusliche Harmonie und stillen, aber desto frohern und unschuldigeren Lebensgenuß. Alle ihre schönen Handlungen als Mutter und Gattin, als Regentin ihres Hauswesens, verbreiten Frohsinn und Liebe um sie her; . . . Sittsamkeit und Stille bezeichnen jeden ihrer Schritte; . . . Sittsamkeit und Stille leitet das Herz und die Sprache des edeln Weibes selbst in den zärtlichen Umarmungen, oder in den stürmischen Launen des Gatten und ihrer Kinder.“

In diesem Rasonnement haben wir eines aus einer Fülle teils nüchterner, teils idyllisierender Überlegungen zur Natur und Bestimmung der Frau vor uns, die in Deutschland ab 1770, in England ein Jahrhundert früher, von einer puritanischen und aufklärerischen Öffentlichkeit formuliert wurden. Hier entwarf die Intelligenz der sich entwickelnden bürgerlichen Gesellschaft – Pfarrer, Ökonom, Ärzte, Lehrer – ein weibliches Idealbild, das der Frau Haushalt und heimischen Herd als natürliches und einziges Tätigkeitsfeld vorschrieb. Hausfrau, Gattin und Mutter – das sollte die „natürliche Bestimmung“ des Weibes sein. Eine Ideologie wurde geschaffen, die die Privatsphäre des Bürgers als intime, heimelige Häuslichkeit glückverheißend um die Frau zentriert, deren Arbeit als „schöne Handlungen“ im Liebedienst an Mann und Kindern beschrieben werden: eine Ideologie, die dann von Kant über Fichte bis Hegel in den Rang einer Philosophie erhoben wurde. Hausarbeit als „schöne Handlung“ sollte direkt aus der Natur der Frau entspringen, einer „Natur“ die deutlich triebverzichtende, unterwürfige Züge trägt und unmittelbar, bis in die Formulierungen hinein,

identisch ist mit den Attributen von Häuslichkeit, die, abgegrenzt von der als feindlich begriffenen Außenwelt, ein Leben in „Sittsamkeit, Stille, Abgeschiedenheit“ bedeutet. Für bürgerliches Denken – und später für männliches Denken überhaupt – gilt in der Folgezeit die Ineinssetzung von weiblicher Natur und „Tugend“ mit Häuslichkeit und Hausarbeit der Frauen. Um zu verstehen, wie eine bestimmte und noch dazu unbezahlte Arbeit für ein ganzes Geschlecht zur einzig möglichen Existenzform erklärt und diese Existenzform mit dem Kapitalismus neu geschaffen wird, müssen wir ein Bild von der Situation der Frauen gegen Ende des 18. Jahrhunderts geben. Erst vor diesem Hintergrund können wir sehen, daß die Bestimmung, der Frau als „Hausfrau, Gattin, Mutter“ zunächst die Norm einer bestimmten neuen, der bürgerlichen Schicht ist; ihr steht eine ganz andere soziale Realität und ein anderer Kulturcharakter der Frauen der „alten Gesellschaft“ entgegen. Im folgenden werden wir uns auf vier Punkte konzentrieren: die Arbeit der Frau und ihre Stellung in der Ökonomie der alten Gesellschaft; das Fehlen einer Mutterrolle; die soziale Macht der Frauen und schließlich ihr Verhältnis zum Mann in der Ehe.

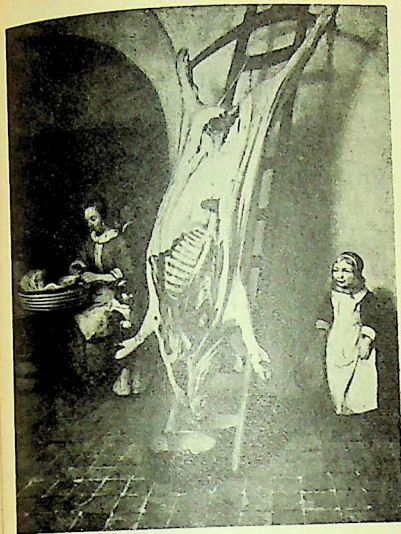
Frauenarbeit ist nicht Hausarbeit

Die Produktionsweise der „alten Gesellschaft“ beruhte primär auf der Familienwirtschaft, das heißt auf der Gesamtarbeit von Mann, Frau und Kindern, von Alten und Jungen, von Blutsverwandten und Nicht-Blutsverwandten im gemeinsamen Haushalt. Das gilt für die Bauernwirtschaft und die unterbäuerliche ländliche Verlagsindustrie ebenso wie für das städtische Gewerbe: Erwerbstätigkeit und Hausarbeit waren eine räumliche und wirtschaftliche Einheit, oder, um es noch schärfer zu fassen: es gab keine voneinander isolierte Erwerbstätigkeit und Hausarbeit, denn es gab keine Trennung von „Produktion“ und „Konsumtion“, keine zwischen Herstellung und Konsum der Produkte und damit keinen abgetrennten „privaten“ Haushalt unter der Leitung der Frau. Alle Familienmitglieder – und dazu gehörten auch Knechte und Mägde, Lehrlinge und Gesellen, der Handelsdiener im Haus des Kaufmanns, der Postillion im Haus des Postmeisters leisteten ihren unterschiedlichen Beitrag zur Wirtschaft des „ganzen Haushaltes“. Innerhalb dieses familialen Gesamthaushaltes ergänzten sie sich nach Geschlecht und Alter: waren keine Kinder da, mußten Dienstboten eingestellt werden, starb die Frau, so mußte die älteste Tochter einspringen oder der Sohn sich eine Frau suchen. Mann und Frau bildeten die grundlegende Arbeitseinheit, um die sich je nach Besitz und Arbeitserfordernis Kinder und Dienstboten scharten. Alle beteiligten sich an der gemeinsamen Erwirtschaftung von Gebrauchswerten, sei es für den unmittelbaren Eigen-

bedarf, für den Markt, für den Verleger oder den Grundherrn.

Wir wollen dieses Verhältnis an einem Beispiel illustrieren: Anfang des 18. Jahrhunderts erschienen im Gebiet Seine/Marne in Frankreich vor dem zuständigen Kirchengenicht zwei Leute: Jean Plicque, Weinbauer in Ville-noy und Catherine Girardin, seine Frau: sieben Monate vorher hatten sie wegen absoluter Unverträglichkeit mühsam eine Trennung von Tisch und Bett durchgesetzt. Jetzt kommen sie wieder und erklären, daß es für sie nicht nur besser, sondern vor allem „viel vorteilhafter und nützlicher sei, sich zusammen zu tun, als getrennt zu bleiben.“ Die Einsicht dieses Paares ist typisch für sämtliche ländlichen und städtischen Wirtschaften: Mann und Frau waren aufeinander angewiesen, weil und solange es jenseits der familialen Gesamtarbeit keine Nahrungs- und Erwerbsmöglichkeiten gab. Dabei wurden unterschiedlichste und komplementäre Formen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern entwickelt, nur eine Form der Arbeitsteilung gab es nicht: die zwischen bezahlter außerhäuslicher Lohnarbeit des Mannes und unbezahlter Hausarbeit der Frau.¹⁰

In der übergroßen Mehrzahl der Haushalte, den bäuerlichen Wirtschaften, waren die Frauen keineswegs auf die Arbeit im Haus beschränkt. Erntearbeiten ließen sie ebenso häufig auf den Feldern erscheinen wie die Männer. Die Gartenarbeiten waren ihre Domäne, der Anbau von Kartoffeln, Bohnen, Erbsen und Rüben und die Besorgung von Tieren. Keine Frau, keine Kühe, keine Milch, kein Käse, kein Geflügel, keine Eier, hieß die einfache Rechnung. Frauen verrichteten Drescharbeiten und trugen ihre Erzeugnisse auf die lokalen Märkte. Die Arbeit und Mitarbeit der Frau war unabdingbar in sämtlichen Bereichen der Bauernwirtschaft, bei der Herstellung und Weiterverarbeitung der Produkte, wobei es gleichgültig ist, ob diese direkt in den Eigenbedarf eingingen oder für den Markt bestimmt waren: Spinnen, Weben und Nähen, wieviele komplizierte Arbeitsgänge von Frau und Kindern waren notwendig vom Anbau des Flachses bis zum fertigen Bettlaken! Der Rindertalg verwandelte sich nur unter mühseligen Prozeduren in ruhig brennende Kerzen. Dem fertigen Brot sah man nicht an, daß zu seiner Herstellung weite Wege zum Müller und bissige Auseinandersetzungen um seine Betrügereien am Mehl vorausgegangen sein mochten. Ein wesentlicher Teil der Frauenarbeiten betraf den Bereich des Aufbewahrens und Sparens, der in einer Situation allgemeinen Mangels ebenso bedeutsam war wie das Produzieren. Bei der Wäsche zum Beispiel, die wegen der langwierigen Arbeitsgänge nur 2–4 Mal pro Jahr gewaschen wurde, bedurfte es einiger Sorgfalt, um sie „vor Fäulniß, Mäusen und anderem Schaden“ zu verwahren. Die Wirtschaftsauffassung der Zeit bewertete diese Arbeiten nicht anders als das Produzieren: „Darumb, wie es gleich löblich ist, erworben gut erhalten, und etwas von newem erwerben,



Das geschlachtete Schwein
Gemälde von Pieter de Hooch
(1629–1684)

also ist auch eine redliche Hausmutter, so das erworben gültin zusammenhelt, nicht geringer ehren und lobes werd, denn der hauswirt, der es erwirbet.“¹¹

Diese „Frauenarbeiten“ haben im familialen Gesamthaushalt des 18. Jahrhunderts einen wichtigen Stellenwert, sie sind nicht „privat“. So gehört zum Beispiel das Kochen in einem bäuerlichen oder handwerklichen Haushalt auf die Kostenseite eines „Betriebes“, ebenso wie die Licht- oder Seifenherstellung. Hier kocht die Frau nicht als private Dienstleistung an Mann und Kindern, sondern sie besorgt die sichtbare Ernährung von Arbeitskräften, deren Kosten unmittelbar in die Rechnung des Gesamthaushaltes eingehen. Wenn die Frau des Meisters den Lehrlingen und Gesellen nur billigste Grützen auftischte und im Herbst mit den Speckseiten geizte, dann hatte das für die Ökonomie den gleichen Nutzen, wie wenn der Meister mehr Arbeit aus den schlecht ernährten Gesellen herausholte. Die Kunst der Frauen bestand darin, Kosten und Nutzen gegeneinander aufzuwiegen. Auf dem Lande regelten ausgeklügelte und traditionell festgelegte Speisenfolgen den Anspruch jedes Arbeiters bis ins Detail: der Schmitter des Getreides erhielt besseres Essen, z.B. Branntwein und eine Vorsuppe,

die fester war als die des Schnitters von Gras. Wer Heu rechte, bekam mittags weniger als wer das Gras schnitt. Die Kosten der Herstellung wurden in ein genaues Verhältnis zum Nutzen gebracht: eine kalte Suppe war billiger als eine warme, weil die Feuerung gespart wurde, ob sie aber die gleiche Kraft für den Arbeiter gibt? Alles spielte eine Rolle: wieviel Holz für das Kochen, wieviel Schrot für die Grütze, wieviel und welches Brot für die Brotsuppe verbraucht wurde. Dabei war eines sicher: „Was sie (die Frau) täglich davon erspart, ist wahrer Gewinnst.“¹²

In städtischen Haushalten konnte die Arbeitsteilung so geregelt sein, daß der Mann im Haus, die Frau außerhüßlich tätig war. Die meisten Städte des 18. Jahrhunderts hatten Ackerflächen und Wiesen in ihren Mauern und es waren Frauen und Kinder, die sie bewirtschafteten, während der Mann das Gewerbe betrieb. Wie selbstverständlich die Mitarbeit der Frau auch im Handwerk war, zeigt der Bericht eines Geistlichen aus Frankreich Ende des 17. Jahrhunderts:

„Überall finden wir sie. Auf den Straßen, in den Vorstädten, in den Gasen: die kleinen Handwerkslädchen, hinter denen gearbeitet wird. Die Frauen sind dort die eigentlichen Arbeitgeber, sie beherrschen die doppelte Buchführung, sie verkaufen die Ware feil, zeigen die Auslagen, zählen das Geld, halten es zusammen und passen drauf auf. Die Frauen haben gewöhnlich den Schlüssel zum Geldkasten, den sie mit anderen Schlüsseln an einem Gürtel aus Leder oder einer Silberkette tragen. Kurz, die Ehemänner und die Väter, sie sind tatsächlich nichts andres, als Gesellen und Lehrlinge des Handwerksgeschäfts.“¹³

Frauen verhökerten und verkauften nicht nur die Produkte des Ehemannes, sondern auch die eigenen: aus England und Frankreich wissen wir, daß Frauen vieles verkauften, Fisch, Gemüse, Eier, Milch aus ihrem Stückchen Land, Getränke und Bier, und daß sie Kneipen und Gaststätten betrieben. In den Städten arbeiteten Frauen als Schneiderinnen, Näherinnen, Korsettmacherinnen, Bandmacherinnen und Handschuhmacherinnen. Die gesamte frühkapitalistische Heimarbeit – bezahlte „häusliche“ Arbeit – ist undenkbar ohne die Mitarbeit der Frauen und Kinder, wie zum Beispiel in den Weberfamilien, wo die Kinder zum Streichen und Hecheln der Wolle, angestellt wurden, die Frauen spannen und dem Mann am Webstuhl halfen oder die Gänge auf den Markt oder zum Verleger übernahmen. Zusätzlich wurden je nach Absatz und Arbeitsmöglichkeiten Arbeiten im Haus übernommen: Waschen und Nähen, Weidenkörbe- und Strohmatteflechten, Knopflocherfertigen, Stricken und Stickereiarbeiten. Nicht zuletzt beruhte die gesamte Spitzenklöppelei auf der Fingerfertigkeit der Frauen, und die Seidenindustrie lebte davon, daß Frauen die Raupen fütterten und das Gespinnst fertigten. In den Städten verrichteten Frauen der Unterschicht



Die Pfannkuchenbäckerin Gemälde von Jan Steen (1626–1679)

die übelsten und schmutzigsten Arbeiten: sei es – wie in Berlin – die Kloake nachts in die Spree zu tragen, sei es Lumpensammeln, Aschesieben, Lastenschleppen, Tontreten für die Ziegelherstellung und Bausteineschleppen.¹⁴

Zuerwerb der Frauen war unabdingbar für das Überleben der Familie. So waren die Frauen, die im 17./18. Jahrhundert immer weniger Zugang zu bezahlter Arbeit hatten, deren Verdienstmöglichkeiten seit jeher beschränkter waren als die der Männer und die auch damals für geringeren Lohn arbeiten mußten, darauf angewiesen, zusammenzuraffen und zu kratzen, wo etwas zu holen war, z.B. durch Ährenlesen und Holz sammeln und durch die Aufzucht des berühmten Familienschweines des 18. Jahrhunderts, das auf den Gemeindewiesen und im kommunalen Wald durchgefüttert wurde. In guten Erntejahren konnten Frauen mit dem Ährenlesen einen erheblichen Teil des Brotgetreides der Familie sammeln. Nicht zuletzt kannten die Frauen der Ärmsten, der vagabundierenden Unterschichten, Ende des 18. Jahrhunderts alle Tricks, sich ein Stück vom allgemeinen Kuchen zu sichern: Frauen praktizierten z.B. eine ihnen vorbehaltene Form des Klaus, das sogenannte Schottelfellen: unter ihren Röcken hatten sie Taschen, um das Diebesgut auf den Märkten zu verstauen, und eine Leine, an der sie ziehen konnten, wenn sie erwischt wurden, so daß alles zu Boden fiel und es so aussah, als sei die Ware „nur versehentlich heruntergestoßen worden“.¹⁵ In vielen Fällen mochten sie gerade dadurch die Balance zwischen Mangel und Hunger sichern. Gebrauchswertmäßig machte es für die Ernährung der Familie keinen Unterschied, ob sie durch Lohnarbeit, Eigenproduktion oder Klau und Schmuggel zustande gekommen war. Um es zugespitzt zu formulieren: in einer Gesellschaft, die erst zum Teil auf der durch Geld vermittelten Reproduktion über den Markt basierte und deren Bewußtsein von der „Nahrung“ geprägt war, konnte der Beitrag an gesammelten Taubnesseln, gestohlenem Holz ebenso wichtig sein, wie das durch Lohnarbeit verdiente Geld des Mannes.

Dieselbe Bedeutung kommt der Frauenarbeit im gesellschaftlichen Zusammenhang zu. Bisher hatten wir die Produktionsweise der alten Gesellschaft wesentlich nach ihrer Gebrauchswertseite betrachtet, in der die Arbeit der Frau eine unverzichtbare und mit der des Mannes gleichrangige Rolle spielte. Die alte Gesellschaft ist aber nicht einfach als Summe von gebrauchswertproduzierenden Familienwirtschaften zu denken, sondern sie ist im 18. Jahrhundert noch weitgehend durch eine bestimmte Ausbeutungsform geprägt: die der feudalen Rente. Dieser Auspressung waren die Frauen ebenso unmittelbar unterworfen, wie der Mann und die Kinder. Der Gutsherr forderte die Mehrarbeit der gesamten Familie: die Männer wurden zu Spanndiensten und schweren Erntearbeiten herangezogen, wäh-



Das allgemeine Chaos in der „Verrückten Wirtschaft“, Gemälde von J. Steen

Bauernfamilie Gemälde von Adriaen Brouwer (1605–1638)



rend die Frauen Handdienste wie Mistfahren, das Harken, Binden und Zusammenbringen des Getreides, das Wenden, Trocknen und Einbringen des Heues verrichteten. Ihre Arbeitskraft wurde vom Gutsherrn genauso verwendet wie die der Kinder, die zum Viehhüten, Vogelscheuchen und zu Gesindediensten herangezogen wurden. War die Familie zur Abgabe von Produkten wie Eier, Geflügel, Flachs und Leinen verpflichtet, so enthielten auch diese die Arbeit der Frauen. In der adeligen bzw. landesherrlichen Berechnung wurden Frauen und Kinder voll eingeplant. Starb der Bauer, so konnten seine erwachsenen Töchter die Spanndienste – z.B. das Pflügen – nicht durch vermehrte Handdienste wettmachen, die Frauenarbeit wiederum konnte auch durch mehrere Söhne nicht ersetzt werden. Gutsherrliche Voranschläge über verfügbare Personen Ende des 18. Jahrhunderts in Preußen rechneten damit, daß die Bauersfrau in Zeiten der Ernte voll auf dem gutsherrlichen Hof arbeiten konnte, ohne daß – wie in der historischen Forschung vermerkt wurde – „ein Abzug wegen einer zusätzlichen Belastung durch den Haushalt gemacht wurde“. Die Bedeutung der Frauen beim Ableisten der feudalen Auflagen war gleichwertig mit der des Mannes, weil die feudale Abschöpfung des Mehrproduktes auf der Familienwirtschaft beruhte, an der jedes Mitglied seinen spezifischen und wechselseitig nicht ersetzbaren Anteil hatte.¹⁶

Gegenüber diesem essentiellen Anteil der Frauen an der Erarbeitung des gesellschaftlichen Mehrproduktes und der „Nahrung“ der Familie war die „Hausarbeit“ im rein technischen Sinne von untergeordneter Bedeutung. Sie spielte – vor allem bei den Familien der städtischen und ländlichen Unterschichten – keine Rolle: das Kochen zum Beispiel beschränkte sich im wesentlichen auf das Anrühren von Brotsuppen und Grützen, die häufig kalt gegessen wurden, um Feuerung zu sparen. Wo bis zu 60 und 70 % des Einkommens der ärmeren Familien für Getreide ausgegeben wurden, wie bei den steigenden Getreidepreisen Ende des 18. Jahrhunderts, konnte von raffinierter und arbeitsintensiver Nahrungszubereitung kaum die Rede sein. Ebenso ist es mit dem Saubermachen: die laxen Hygiene- und Reinlichkeitsvorstellungen der alten Gesellschaft, die Enge der Wohnungen, das Ineinander von Werkstatt, Kochstelle und Schlafraum – hier gibt es kein Aufräumen, kein „home-making“ der Frauen. Was sie zu tun hatten, war allenfalls das Vieh aus den bewohnten Räumen zu halten, die Hunde und Katzen von den Töpfen zu scheuchen, den Boden von ärgstem Schmutz frei zu halten. Vor allem war das ja nicht „ihr Reich“, ein privater Haushalt, sondern das zumeist notdürftigste Dach über einem gemeinsamen Schlaf- und Arbeitsraum. Die Mehrzahl der Bevölkerung lebte und arbeitete in äußerster Enge, verfügte selten über mehr als ein, maximal zwei Zimmer, in dem das gemeinsame Bett der Familie den größten Raum

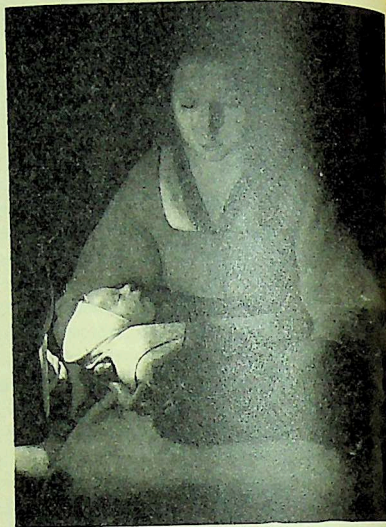
einnahm und in dem sich neben den Arbeitsgeräten kaum weitere Möbel befanden. Erst mit der Trennung der Wohnbereiche und der auch materiellen Ausbildung eines familialen Hausstandes wurden Dinge angeschafft und Reinlichkeitsvorstellungen entwickelt, deren Besorgung zur „natürlichen Bestimmung“ der Hausfrau werden sollte.¹⁷

Kinder und Frauen

Wir haben gesehen, daß die Frauen der Unterschichten in der gemeinsamen Werkstatt, auf den Feldern, auf der Straße arbeiteten. Ein Arbeitsplatz kam dabei nie vor: die Kinderstube. Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts hatte es selbst in den bürgerlichen Schichten eine von der Erwachsenenwelt abgetrennte Sphäre des Kindes nicht gegeben. Junge Menschen waren früh „erwachsen“, mit 8, 10 Jahren wurden sie in andere Familien zur Lehre gegeben, noch früher waren sie als Arbeitskraft in der eigenen Familie voll eingeplant. Sie lebten selbstverständlich zwischen den Erwachsenen, von denen sie sich nur durch ein geringeres Maß an Erfahrung und Kenntnissen unterschieden. Eine „Mutterrolle“ in unserem Verständnis gab es nicht. Solange Kenntnisse der Geburtenverhütung noch nicht oder nicht mehr vorhanden waren, brachten die Frauen im statistischen Durchschnitt alle 2 1/2 Jahre ein Kind zur Welt. Die Säuglingssterblichkeit war – bedingt durch die hygienischen Verhältnisse – hoch, bis zu 25 % der Neugeborenen wurden nicht ein Jahr alt. Der erforderliche Kompromiß zwischen den Bedürfnissen der Kinder und den wirtschaftlichen Zwängen, unter denen die Frauen standen, wurde in den ersten Jahren unterschiedlich gelöst, zumeist allerdings zugunsten der Kinder: in Frankreich schickten die Frauen ihre Kinder aufs Land zu bezahlten Ammen, wenn sie Arbeit und Kinderaufzucht nicht verbinden konnten, Frauen der bürgerlichen Schichten holten sich eine Amme ins Haus.¹⁸ In Krisenzeiten stieg die Anzahl ausgesetzter Kinder rapide an. Aussetzung von Kindern war, zumal in Hungerjahren, ein Phänomen, das sozial nicht geächtet wurde.

Die traditionelle Form der Säuglingsaufbewahrung war bis ins 19. Jahrhundert hinein das Wickeln: die Säuglinge wurden nach der Geburt von Kopf bis Fuß in Stoffbänder eingebunden und ungefähr 9 Monate in diesem Steckkissen behalten. Dadurch konnten sie herumgetragen und abgelegt werden, ohne in Gefahr zu geraten, sich zu verletzen. Reformistische Mediziner des frühen 19. Jahrhunderts berichten, daß durch das Wickeln Frauen in der Lage waren, ihre Kinder viele Stunden allein zu lassen, weil sie sich in den festen Bandagen nicht von allein rühren konnten. Sobald sie laufen konnten, lebten sie wie selbstverständlich zwischen

Das einbandigierte Neugeborene. Ausschnitt aus dem Gemälde 'Das neugeborene Kind' von Georges de La Tour (1593–1652)



den Erwachsenen und lernten das notwendige Produktionswissen und soziale Verhaltensweisen durch die allmähliche Einbeziehung in die Arbeit des Familienhaushaltes. Es gab jenseits der Aufbewahrung des Säuglings durch die Mutter oder die bezahlte Amme, die etwa zwei Jahre stillten, keine Sozialisation, die allein Aufgabe der Frauen als Mütter gewesen wäre. Es gab keine bewußten Erziehungspraktiken, kein reflektiertes „kindgemäßes“ Verhalten, kein „mütterliches Eingehen“ auf das Kleine, kein Reinlichkeitstraining. Es gab keine „Kinderspiele“, die nicht auch von den Erwachsenen gespielt wurden, denn Kinder waren faktisch kleine Erwachsene.¹⁹ Erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts änderten sich diese kulturellen Muster zunächst in den bürgerlichen Schichten, die als „Pioniere“ der modernen Kleinfamilie gelten können. In dieser Zeit setzte eine massive bürgerliche Reformbewegung gegen die alten Arten der Kinderaufzucht ein, und in dem Maße, wie sie sich durchsetzte, entstand die „Mutterrolle“. Es entstand die Kinderstube und mit ihr die Mehr-Arbeit der Frauen in der Kinderstube. In der reformerischen Kleinkindpädagogik des 18. Jahrhunderts war die Mutter die zentrale Figur, ihr wurde die Aufgabe zugewiesen, die neuen Erziehungs-

Praktiken der bürgerlichen Schichten zu leisten, die in einem sich herausbildenden familialen Binnenraum in einem „kindgemäßen“ Zusammenleben auf Liebe und Liebesentzug basierten. Kinder sollten nicht mehr gewickelt werden, die Mütter sollten ihre Kinder selbst stillen, sie sollten vor allem das frühkindliche Reinlichkeitstraining überwachen und den geforderten Kampf gegen die Onanie der Kinder führen.²⁰

Um diese neue Aufgabe der psychischen Zurichtung der nächsten Generation leisten zu können, mußten allerdings die Frauen daheim selbst „sozialisiert“ werden, und es bedurfte einer riesigen Propagandabewegung des 19. Jahrhunderts, um die Mutterrolle als „natürliche Bestimmung“ der Frauen durchzusetzen.

Die Macht der Frauen

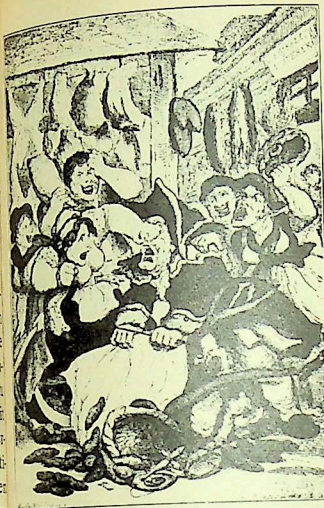
Da die Frauen der Mittel- und Unterschichten einen sichtbar gleichwertigen Anteil an der „Nahrung“ der Familie und am Ableisten des feudalen Mehrproduktes hatten, beteiligten sie sich auch an allen Widerstandsaktionen der alten Gesellschaft. Einerseits war die Frau im häuslichen Bereich und in der gesellschaftlichen Hierarchie dem Mann untergeordnet, andererseits hatte sie durch ihre „Nicht-Geschäftsfähigkeit“, dadurch daß sie nur eine eingeschränkte „Rechtsperson“ war, Handlungsmöglichkeiten, die den Männern verschlossen waren. Außerhalb des Hauses, auf der Straße, den lokalen Gewalten gegenüber, konnte sie sich in einer Weise wehren, die geschickt die Unverantwortlichkeit und Schwäche des weiblichen Geschlechtes in eine Stärke wendete, in eine Aggressivität und Leidenschaftlichkeit des Aufbegehrens, die den Männern so ungestraft nicht möglich war. Diese Frauen gleichen in nichts dem züchtigen, sittsamen, in Sprache und Bewegung reduzierten Frauenbild des 19. Jahrhunderts: die Zeitgenossen beschreiben sie als wild, frech, aufrührerisch und ungebärdig. Daß diese Beurteilung richtig ist, haben historische Forschungen aus England und Frankreich nachgewiesen.

Frauen wehrten sich zunächst da, wo der Besitzstand der Familie durch Übergriffe bedroht war: sie beteiligten sich bei Streitigkeiten um Pacht, Zins und Grenzverläufe. Frauen verteidigten ihre Habe gegen polizeiliche Übergriffe durch Beschlagnahme oder Pfändung und verhöhnten Zehntenträger und Steuereinnehmer. Ein Beispiel: Am 2. August 1742 wurde in der Nähe von Vienne im Lyonnais in Frankreich der Steuereinnehmer ermordet. Als die Suche nach den Schuldigen lange ohne Erfolg blieb, wies der Erzbischof von Vienne die Exkommunikation gegen alle die aus, die „wissen, aber nichts sagen“. Die Pfarrer der umliegenden Dörfer verlasen diesen Beschluß in ihren Kirchsprengeln. Überall

folgte ein riesiger Tumult: „Die Menge, vor allem die Frauen der Schiffsleute und Weinbauern, bedrohten die Priester, rissen ihnen die Kreuze aus ihren Händen, vernichteten die Kerzen, zerrissen die Anschläge dieser Exkommunikation und verprügelten die Gendarmen, die zur Unterstützung der Verlesung anwesend waren.“ Wahrscheinlich waren mehrere Schiffsleute in die Affaire verwickelt und hatten den Betroffenen geholfen, sich in Sicherheit zu bringen. „Die Frauen wußten alle davon . . . aber die Justiz konnte nichts herausbringen.“ 21

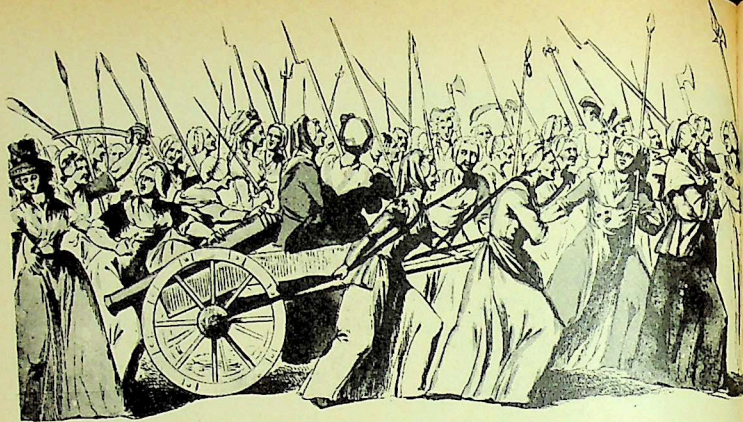
Bei sogenannten „kriminellen“ Delikten konnten Frauen sich weite exponieren als der Mann, konnten den gefährlichen Part übernehmen, wenn sie wahrscheinlich eine geringere Strafe zu erwarten hatten: sie übernahmen das Verstecken oder den Vertrieb von Diebesgut und beteuerten im Ernstfall, von nichts gewußt zu haben, wie jene Bäuerin im Languedoc, die eine Krankheit vortäuschte und sagte, „sie hätte im Bett gelegen und könne deshalb nicht wissen, was sich im Haus zugetragen hatte.“ Kohlenklau und Holzdiebstahl – überall waren Frauen beteiligt, und sie leisteten damit einen wesentlichen Teil des Kampfes gegen die Durchsetzung der bürgerlich-kapitalistischen Eigentumsverhältnisse auf dem Lande. Mit der Privatisierung allen Bodens durch die Gutsherren und den Staat wurden die alten traditionellen Rechte der Unterschichten des Holz sammelns, Ährenlesen und der gemeinsamen Weide, deren Nutznießer vor allem Frauen und Kinder gewesen waren, abgeschafft. So häufen sich im 18. und frühen 19. Jahrhundert die Fälle, wo Frauen wegen Holzdiebstahl vor Gericht gestellt wurden und dort auf ihrem Recht bestanden, wie z.B. Ann Osborn in Surrey, England, die 2 Tage vor Weihnachten 1762 verhaftet wurde, als sie trockenes Holz zusammenraffte, und vor Gericht beteuerte, sie „wisse nicht, daß das verboten sei“. 22 Die Aggressivität, mit der Frauen ihre Interessen verteidigten, die entwaffnende Form, die dieser weibliche Widerstand und der Kampf um die Nahrung nehmen konnte – aus Südfrankreich wird berichtet, daß Frauen vor allem das Mundwerk gebrauchten, um sich zu wehren, daß sie singen und tanzen, den Gegner verhöhnern und ihrem Sieg in einer triumphierenden und ungezügelter Form Ausdruck verleihen –, zeigt sich vor allem in den Aufständen des Ancien Regime, in den Hungerrevolten und Brotunruhen.

Hungerrevolten sind eine wesentliche Form sozialen Protestes in der alten Gesellschaft, und sie sind keineswegs auf die Unterschichten beschränkt. Auch die „alte Gesellschaft“ kannte Krisen, Zeiten äußerster Mangels und bitterer Not für die Mehrzahl der Bevölkerung. Diese Krisen hatten allerdings einen anderen Grund als im Kapitalismus. In Jahren von Naturunbilden, Hagel, Kälte und Nässe, wenn die Ernte gering ausfiel, wurde gewöhnlich im Frühjahr, wenn das alte Brotgetreide verbraucht



Die Marktpolizei in Nöten. Szene von einer Marktrevolte in England. Kupfer von Rowlandson 1814

war und das neue noch grün auf den Feldern stand, die Nahrung knapp. Der Preis für Getreide, das Hauptnahrungsmittel, stieg, während die Nachfrage nach gewerblichen Produkten stockte, weil die meisten Leute ihr Geld für Getreide ausgeben mußten. Auch die Gewerbetreibenden, Handwerker und Händler gerieten in Not, weil sie ihre Erzeugnisse nicht mehr verkaufen konnten. Die Roggen- und Weizenpreise sind deshalb ein zentraler Faktor im gesellschaftlichen Zusammenhang. Die alte Gesellschaft hatte ausgeklügelte und traditionell gesicherte Maßnahmen, um dem Mangel zu steuern und eine ungerechtfertigte Bereicherung der Großbauern und Gutsherren zu verhindern: Die Marktordnungen regelten den Verkauf des Getreides bis ins Detail, alles Korn mußte auf den Markt gebracht, nichts durfte ohne Aufsicht verkauft werden, die Verbraucher hatten ein Erstkaufrecht vor Aufkäufern und Wiederverkäufern. Brottaxen und Mahltaxen begrenzte die Gewinnspanne der Bäcker und Müller. Die lokalen Verwaltungen betrieben in guten und schlechten Zeiten Vorratswirtschaft und gaben Getreide zu niedrigeren Preisen ab oder verteilten es kostenlos an die Ärmsten. Diese Markt- und Versorgungsordnungen, die „moral economy“ der alten Gesellschaft, wurden im Prozeß der „ursprünglichen Akkumulation“ aufgelöst: eine kapitalistisch orientierte



„Auf nach Versailles“. Pariser Frauen am 5. Oktober 1789

Landwirtschaft, die allerdings in Mitteleuropa noch in feudalen Restformen wirtschaftete, brachte freien Warenverkehr, Getreideexport, Aufkauf, Hortung und Wucher. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stieg der Getreidepreis in nie gekanntem Maß. Der Abwehrkampf gegen die Durchsetzung kapitalistischer Wirtschaftsformen spielte sich wesentlich in der Auseinandersetzung um den Markt und seine Ordnung ab. In den Auseinandersetzungen um die überhöhten Getreidepreise – und das sind die Hungerrevolten – hatten die Frauen aber eine entscheidende, wenn nicht sogar führende Rolle.²³ Sie zwangen die reichen Bauern auf den lokalen Märkten, die Preise zu senken und das Getreide zum üblichen, dem „gerechten“ Preis zu verkaufen. Sie stritten mit dem Bäcker wegen der Verschlechterung und damit Verteuerung des Brotes. Einige Beispiele: Am 24. Mai 1740 versuchte eine Frau in der Nähe von Durham in England, die Leute gegen die hohen Getreidepreise aufzuhetzen. Mit einem Stock und einer Trompete zog sie durch die Stadt. Unter Schreien und Schimpfen ob man sie denn so verrecken lassen wollte, verfluchte sie die Obrigkeit und brachte viele Leute hinter sich.

Im Herbst behinderten erbitterte Frauen in Paris tagelang die Getreide Transporte an der Durchfahrt und beschwerten sich lauthals über die Unverschämtheit der Bäcker. Am 5. Oktober wurde der Aufstand durch ein kleines Mädchen ausgelöst, das aus einer der Vorstädte losgezogen war, „eine Trommel schlug und die Leute gegen die Brotknappheit aufrief“. Ihr schloß sich eine aus Frauen bestehende Menge an, die sich rasch vergrößerte. Frauen aller gesellschaftlichen Schichten beteiligten sich „Fischweiber und Marktweiber, Arbeiterinnen aus der Vorstadt, gut-

kleidete Bürgerinnen und „des femmes a chapeau“, der Zug nach Versailles begann. Frauen haben die großen Volksbewegungen der Französischen Revolution mitgetragen, wenn nicht gar angeführt, nicht nur 1789, sondern auch 1792, 1793 und 1795, und die Erhebung der Handwerker und kleinen Geschäftsleute folgte dem Aufstand der um Brot kämpfenden Frauen.

Die Ereignisse der Französischen Revolution sind jedoch kein Einzelfall, wenn sie auch am besten erforscht sind. Auf dem Land und in den kleineren Städten in Frankreich und England revoltierten die Frauen in den Hungerjahren. Sie blockierten die Durchfahrt von getreidebeladenen Schiffen, brachten die Karren, die mit Getreide durch ihre Stadt fuhren, zum Halt und forderten den „gerechten Preis“ immer mit einem ähnlichen Handlungsmuster: 1795 hielten Frauen in Handborough, Oxfordshire, eine Wagenladung mit Weizen an. Sie holten die Säcke von den Wagen, boten dem Händler 40 Shilling den Sack Mehl und bestanden darauf, ihn zu diesem Preis zu bekommen. Mehr wollten sie auf keinen Fall geben. Wenn das nicht ausreichte, würden sie sich das Mehl mit Gewalt nehmen.²⁴

Eine ähnliche Beteiligung der Frauen gab es bei den Bauernaufständen in Frankreich im 17. und 18. Jahrhundert, die sich gegen die erhöhte Auspressung, gegen neue Steuern und höhere feudale Auflagen richteten, wie sie vom Adel, Bürgertum oder dem Staat mit seinen Steuereinnehmern erhoben wurden.

Die Revolten dieser Zeit waren Abwehrkämpfe gegen die Durchsetzung kapitalistischer Prinzipien. Der Wucherer, der Aufkäufer, der das knappe Getreide hortete und mit dem Weiterverkauf wartete, bis es im Jahreszyklus teurer geworden war, der Müller, der sein Mehl überteuerte, waren die Figuren, die hier angegriffen wurden im Namen der alten Ordnung, die eine Sicherung des Elends kannte. Die Frauen – städtische wie ländliche Frauen der Unter- und Mittelschichten – haben diese Kämpfe getragen, „sei es, daß sie die Initiative ergreifen, sei es, daß sie die Masse der Revoltierenden ausmachen“. Die „Ursprüngliche Akkumulation“ hatte, was die Enteignung der Massen von ihren „Lebensmitteln“ durch die Privatisierung kommunaler Rechte und die Kapitalisierung der „Nahrung“ betraf, einen Gegner: Frauen, die an ihren legitimen Rechten festhielten und sie in einer leidenschaftlichen und aggressiven Weise verteidigten. „Frauen sind daher anfällig für Aufstand“, schrieb ein Beobachter in England 1807, „sie haben weniger Angst vor dem Gesetz, teils durch ihre Unkenntnis, teils weil sie mit dem Privileg ihres Geschlechtes spielen, und deshalb sind sie die ersten in allen öffentlichen Tumulten, unübertroffen an Gewalt und Wildheit.“²⁵

Diese Verkörperung der „alten Ordnung“ durch die Frauen und ihr

Wie ein deutscher Zeichner sich die Pariser Frauen vorstellt: „Revolutionäre Hallendamen“. Um 1792



Recht auf Widerstand scheint derart im kollektiven Bewußtsein der Zeit verankert gewesen zu sein, daß es in Abwehrkämpfen gelegentlich auch von Männern benutzt wurde. In Frankreich, England und Irland gab es vom 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Bauernaufstände, in denen Männer sich als Frauen verkleideten. 1770 überfielen im Beaujolais Bauern in Frauenkleidern die Landvermesser, die ihre Äcker taxierten. 1829–30 im „Krieg der Demoisellen“ zogen die Bauern im Département Ariège in den Pyrenäen lange weiße Kleider an, setzten sich Frauenhüte auf und verteidigten so ihr hergebrachtes Recht auf Altholz und freie Weide in den Wäldern. Diese Männer spekulierten ganz offenbar auf die Widersprüchlichkeit eines Frauenbildes, das durch die Dialektik von Stärke und Schwäche geprägt war. Schon in den brauchümlichen Festen, im Karneval, waren Frauenfiguren dazu benutzt worden, die Verkehrung der Welt, die Rechtmäßigkeit eines Widerstandes darzustellen. „Frau Närrin“ redete nicht nur Unsinn, sie sagte zugleich die Wahrheit über Unterdrückung und Unrecht.²⁶

In einem letzten Teil soll gezeigt werden, daß diese Widerspenstigkeit der Frauen auch in der Ehe, im Verhältnis zwischen Mann und Frau, ihre Spuren hinterließ.

Der „Kampf um die Hosen“

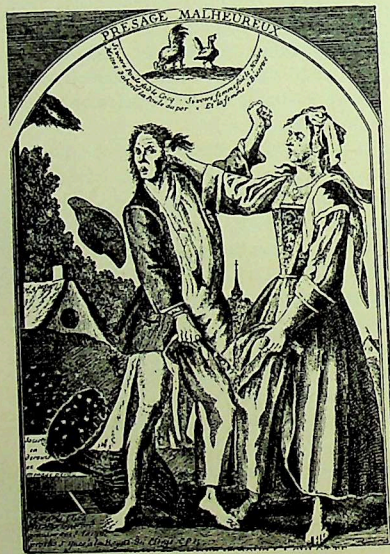
In einer Gesellschaft, die noch kaum freie Lohnarbeit kannte und in der die Arbeit vorwiegend in familiären Zusammenhängen organisiert war, gab es jenseits der Familien keine oder fast keine Lebens- und Ernährungsmöglichkeiten. „Isoliert zählt der Mensch nichts“, also mußte man verheiratet sein beziehungsweise in einem Familienverband leben. Die Ehe war ein wirtschaftliches Unternehmen und eine Heirat nur dann möglich, wenn die materielle Basis, sei es Grundbesitz, Bodenbewirtschaftungsmöglichkeiten oder die Mittel zu einer gewerblichen Produktion vorhanden waren. Das Heiratsalter der alten Gesellschaft war hoch, so daß die meisten Jugendlichen viele Jahre nach ihrer Pubertät warten mußten, bis sie an eine Ehe denken konnten. In der Wahl des Zeitpunktes und der Wahl des Partners folgten sie dann wesentlich wirtschaftlichen Erwägungen.

Die Heirat von Blutsverwandten wurde durch die katholische Kirche verboten. Gesuche um kirchlichen Dispens Ende des 18. Jahrhunderts aus der Normandie zeigen die traditionellen Eheerwartungen: da wird noch wenig mit Glück, Liebe und persönlicher Erfüllung argumentiert, viel dagegen mit wirtschaftlichen Zwängen, mit Streitigkeiten zwischen Familien um Vieh, Ackerbegrenzungen, Wegerechte und feudale Abgaben, die durch eine Eheschließung beigelegt werden sollten. Was aus allen Heiratsgesuchen spricht, ist das Wissen, daß ohne Heirat keine Subsistenz möglich ist. In einem Gesuch vom 28.1.1788 heißt es:

Guillaume Chauvet, fliegender Händler, bittet darum, Jeanne Chauvet aus dem gleichen Ort und blutsverwandt heiraten zu dürfen mit folgender Begründung: er sei 44 Jahre alt, während des Jahres müsse er 8 Monate herumfahren, um seinen Handel zu betreiben. Er brauche eine Frau, um seine kleine Wirtschaft zu führen, die siebzehnjährige Mutter zu pflegen und um ein Stück Land zu beackern, auf dem Renten und Schulden lasten. Das zu erwartende Erbe der zukünftigen Frau grenze an das seine, verschiedenste Streitigkeiten und Auseinandersetzungen hätte es zwischen den Eltern der Beteiligten gegeben, die durch diese Heirat zu einem veröhnlichen Schluß kommen würden. Im übrigen sei das Mädchen die älteste von drei Schwestern, die alle noch unverheiratet seien, sie sei 30 Jahre alt und hätte deshalb keine Aussicht auf eine andere Ehe, wenn sich diese Ehemöglichkeit zerschlagen würde.²⁷

In vielen Ehen waren „ungleiche“ Partner zusammengespannt: die junge Frau, die aus Versorgungsgründen einen Alten heiratete, die Meisterswitwe, durch deren Hand der Geselle endlich in den Besitz des Handwerksbetriebes kam.

Ehe und Liebe waren bis ins 18. Jahrhundert strikt getrennt. Eine Analyse der Beichterläuterungen der katholischen Kirche in Frankreich zeigt, daß „Liebe“ für eine Ehe als unangemessene, wenn nicht sogar hinderliche Gefühlsregung verstanden wurde. Es genügte eine emotionale Indifferenz. Wenn die Kirche ermahnt, sich zu „lieben“, so meinte sie damit, daß die Eheleute sich nicht offen hassen sollten. Das Wort „Liebe“ auf die Ehe bezogen bedeutet in der alten Gesellschaft lediglich, sich nicht so sehr zu hassen, daß ein Zusammenleben völlig ausgeschlossen war. Angesichts der hohen Sterblichkeitsraten wären die Aussichten auf ein lebenslanges „Glück“ ohnehin Illusion gewesen. Bis zu 30% aller Ehen waren solche, in denen mindestens einer der beiden Eheleute das zweite oder dritte Mal verheiratet war. Die Hast, mit der nach einem Sterbefall eine neue Ehe eingegangen wurde, lag in dem Zwang der gemeinsam zu führenden Ökonomie. In vielen Familien ging der 2 1/2-jährige Rhythmus der Geburten unverändert weiter, auch wenn inzwischen einer der Ehepartner gestorben und eine neue Ehe geschlossen worden war.²⁸



Vergeblicher Widerstand im Kampf um die Hosen. Französischer Kupfer. Um 1690

Mit der Eheschließung, deren ökonomischer Zweck allen Beteiligten bewußt war, begann der „Kampf um die Hosen“. Was sich zusammengefaßt hatte, waren Menschen mit bestimmten Erwartungen an die Arbeitsleistung und nicht mit der Disposition, sich wechselseitig glücklich zu machen. Keiner leistete daher eine psychisch vorweggenommene, „freiwillige“ Unterordnung. Allerdings waren die kulturellen Normen eindeutig: die „natürliche Ordnung der Dinge“ war die unbedingte Unterordnung der Frau unter den Mann; genauso sicher war aber, daß diese gegen erheblichen Widerstand durchgesetzt werden mußte. Die katholische und protestantische Morallehre und die zeitgenössischen Staatstheoretiker lassen keinen Zweifel, wer wen zu „gubernieren“ habe. Das herrschende Selbstverständnis dieser Gesellschaft, deren Zusammenhang in der Aneignung des feudalen Mehrprodukts auf der Anwendung unmittelbarer Gewalt beruhte, benutzte das Verhältnis der Geschlechter als symbolischen Ausdruck für das Verhältnis zwischen Autoritäten und Untergeordneten überhaupt. Seit dem Mittelalter wurde das Verhältnis der latent widerspenstigen Frau zu ihrem Mann als besonders sinnreich angesehen, das Verhältnis aller Untergeordneten zu ihren Herren auszudrücken. Der Mann sollte die „actiones“ der Frau „dirigieren“, er hatte ein – allerdings im 18. Jahrhundert zunehmend eingeschränktes – Züchtigungsrecht, das nur dann „exediret“, wenn er die Frau gar zu sehr „an den Haaren rauft, sie braun, blau oder blutrünstig“ schlägt. Beobachter des 19. Jahrhunderts, Volkskundler, Ärzte, Pfarrer, beschreiben die Eheführung der unteren Schichten als Herrschaft des Mannes von offener Brutalität, wobei sie allerdings die moralischen Standards der eigenen Schicht zugrunde legen.²⁹

Hinter dieser offenen Herrschaft des Mannes wird aber das Widerstandspotential der Frauen sichtbar. Ehe war ein Platz von Kampf, von Auseinandersetzungen der Streitenden: der Mann mußte seinen Willen gegen den Widerstand der Frau erst durchsetzen. Wenn auch die Realität meist die gewesen sein mochte, daß der Mann die Frau schlug und mißhandelte, so war zugleich der Widerstand der Frauen derart handgreiflich, daß Gerichte und öffentliche Meinung sich damit auseinandersetzen, wie im Fall jener Susannah Hill, die sich 1738 in Surrey vor Gericht verantworten sollte, weil sie ihren Ehemann angegriffen und verletzt, ihn „in Gefahr um Leib und Leben“ gebracht hatte. Der Volksaberglauben kannte tausend Tricks der Frauen, sich die Macht schon vor Beginn der Ehe zu sichern: bei der Hochzeit soll sie sich den Ring nicht weiter als bis zum ersten Knöchel des Fingers streifen lassen, bei der Trauung soll sie die Hand oben behalten, dann bekommt sie in der Folge die „Meisterschaft in der Ehe“. Sprichwörter spiegeln den Streit um die Hosen. „Eine Frau,

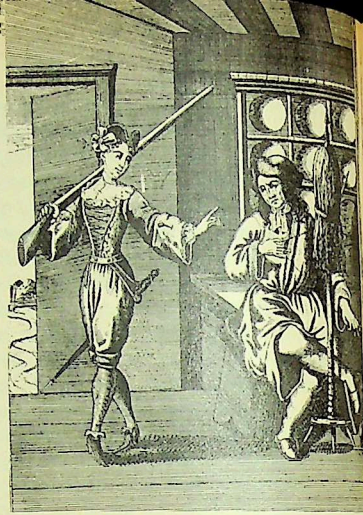


Wer sich mit einem alten Weib verpflücht wolle den heßlich mit weislicher Arbeit -
 Ort muß oft zumeist hören und Schmecken wie ein armer gealter vom die fern
 lobet

Der gescholtene Ehekrüppel, der die Haspel drehen muß.
 Deutscher Kupfer 1599

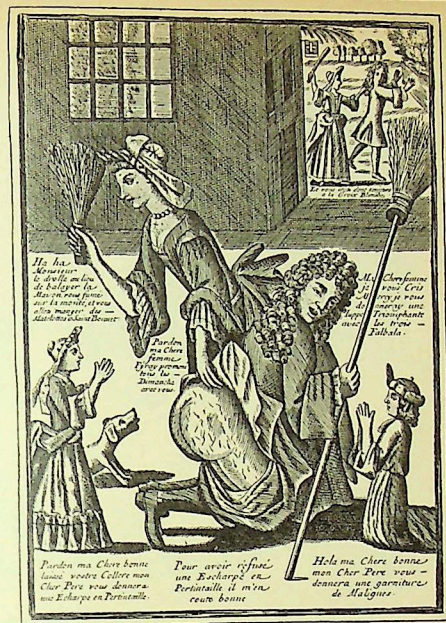
die spricht wie ein Mann, und ein Huhn, das kräht wie ein Hahn, mit denen ist nicht gut leben“ (Frankreich, 15. Jh.) oder: „Eine Frau will jederzeit Herrin sein in ihrem Haus“ (Frankreich, 16. Jh.).³⁰ Der „Widerpenstigen Zähmung“ war ein „debitum conjugale“. Wie Herrschaft an sich durch die Macht des Mannes ausgedrückt wurde, so wurde die Umkehrung von Herrschaftsverhältnissen, Widerstand und Unordnung als Verkehrung des Geschlechtsverhältnisses, als „Weiberherrschaft“ symbolisiert.

Der Grund für die geforderte Unterordnung der Frauen war nach den medizinischen Theorien der Zeit in einer besonderen „Schwäche“ der Frau begründet, ihrer Sexualität. Die Frau sei ihren Trieben mehr ausgeliefert als der Mann, hieß es, sie sei lustfähiger und begehlicher als er, Denken und Rationalität wären durch die Einflüsse eines unstillen Temperamentes, unvorhersehbare Gefühle dauernd gefährdet. In der Frau als Verkörperung einer nicht-restriktiven und daher zu unterdrückenden sexuellen Potenz war die Unordnung sozusagen schon physiologisch begründet. So wurden Frauen oft als widerspenstig beschrieben in der frauenfeindlichen Literatur des 16./17. Jahrhunderts wie in Flugblättern und Grafiken, auf denen dargestellt wurde, wie Frauen mit Kochtöpfen und Stuhlbeinen den Männern das häusliche Leben zur Hölle machen. In England beklagen die puritanischen Moralprediger mit ihrem Ideal der abhängigen und sittsamen Ehefrau die „Ungebärdigkeit und Unabhängig-



Verkehrte Welt. Die Frau zieht in den Krieg, der Mann muß spinnen.
 Deutscher Kupferstich um 1750

Fransösisches Flugblatt 1705



Weibermacht in einem Kupferstich von Vischer 1610

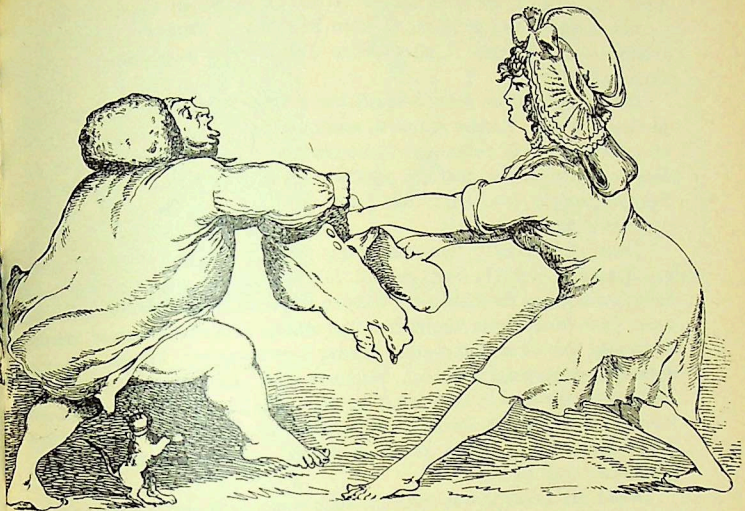




Radierung 14. Jahrhundert



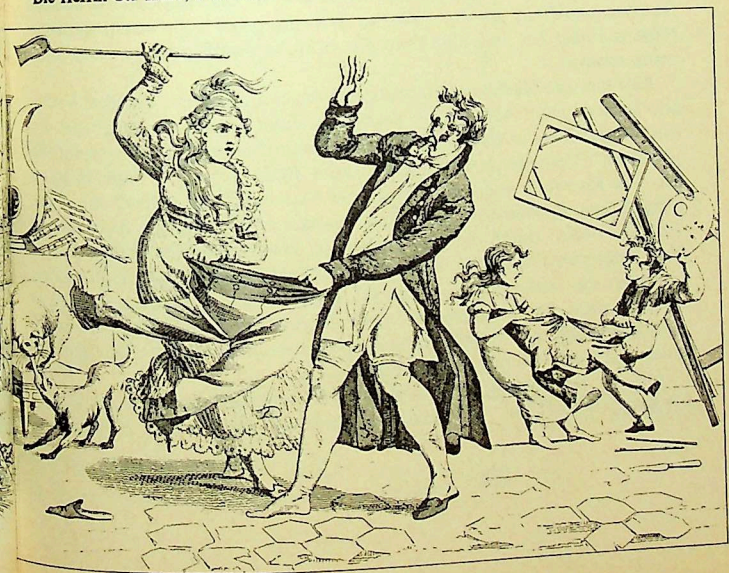
Kupferstich 15. Jahrhundert



„Wem gehören die Hosen?“ Englischer Kupfer 1798

Die Herrin der Hose, Französische Karikatur um 1818

Symbolische Spielkarte



keit“ der Frauen, nie seien sie „so verächtlich gewesen wie in dieser Zeit ... mit ihren bloßen Brüsten, nackten Bäuchen ... lüsternen Blicken und schamlosem Betragen ... allen eitlen Zeichen der Lüsterheit und des Ehebruchs“.

Die Hauptwaffe in diesem häuslichen Kampf scheint ihre spitze Zunge gewesen zu sein. Frauen schreien, schimpfen und keifen. Die katholische Morallehre des 16. Jahrhunderts bescheinigt den Frauen diese Züge der Megäre, wenn sie sich über die negativen Züge ihres Geschlechtes mit den Formulierungen beschwert: die Frau sei „enflée d'orgueil, querelleuse, rioteuse et impatiente“.³¹

„Weiberherrschaft“, Verstöße gegen die „natürliche Ordnung“ waren so verbreitet, daß bis weit ins 18. Jahrhundert ritualisierte, kollektive Sanktionen gegen sie praktiziert wurden, sogenannte „charivaris“, die erst unter dem Druck eines kirchlichen und staatlichen Verbotes und mit der Auflösung der alten kulturellen Muster verschwanden. Männer, die von ihren Frauen verprügelt wurden, bekamen eine „Katzenmusik“: lärmende Jugendliche des Dorfes oder Stadtviertels zogen mit Schellen, Töpfen und Rasseln vor das Fenster des Pantoffelhelden, oder der Ehemann mußte sich einem Eselsritt unterziehen. In einem Bericht aus dem Department Lot in Frankreich heißt es:

„Wenn die Leute sowas merken, suchen sie nach einem Esel, und der Ehemann muß rückwärts darauf steigen, bewaffnet mit einem Spinnrocken. Er muß den Schwanz des Tieres als Zügel halten. So wird er durch das ganze Dorf geführt. Wenn sich der Ehemann versteckt hat, wird der nächste Nachbar gegriffen, um ihn dafür zu bestrafen, daß er in seiner nächsten Nähe geduldet hat, daß eine Frau die Achtung vergißt, die sie ihrem Ehemann schuldet.“

Daß hier der Nachbar stellvertretend für den Ehemann den Esel besteigen mußte, zeigt, wie soziale Kontrolle funktionierte. In der Enge des Zusammenlebens in den Städten und auf dem Dorf gab es keine eigentlich „privaten“ Verhaltensweisen, wie es auch kein „privates“ Familienleben gab. Die Kontrolle von außen durch die Nachbarn leistete hier, was in der bürgerlichen Gesellschaft in einem langsamen Prozeß der Aufrichtung des „Über-ichs“ durch die Verinnerlichung sozialer Normen ersetzt wurde. Wo „jeder jeden kannte“, bewirkte die öffentliche Mißbilligung von Fehlverhalten das, was später durch die jahrelange Arbeit der Frauen als Mütter ersetzt wurde, die in der neuen frühkindlichen Sozialisation den Verinnerlichungsprozeß der gesellschaftlich geforderten Triebgewohnheiten in jedem Einzelnen übernehmen mußten.³²

Mit der Darstellung dieser Widerstandsformen der Frauen sollte keine Idyllisierung offener Herrschaftsverhältnisse, noch eine nostalgische

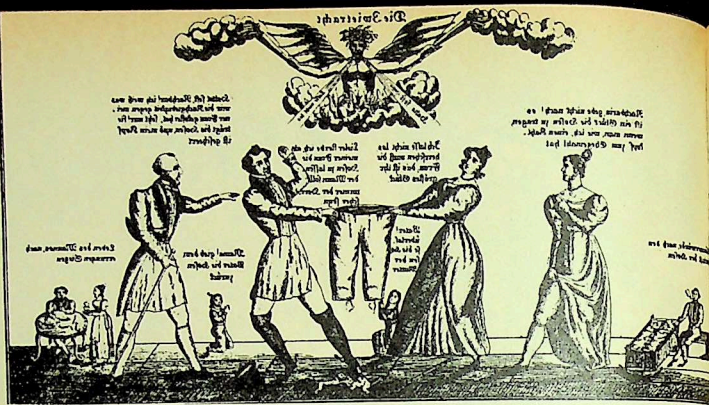


Hausrecht, Französ. Kupfer, Um 1700



Die Schlüsselgewalt der Frau. Englisches Flugblatt 1794

Unterlocks-regiment, Englischer Kupfer 1800



Bamberger Kupfer. Um 1820. Zu sehen, wie es der Männerwürde nach dem Verlust der Hosen geht.

Identifikation mit vermeintlich befreiten „wilden“ Frauen bezweckt werden. Worauf es uns ankommt, ist der Hinweis auf einen andersgearteten Kulturcharakter der Frauen in der „alten Gesellschaft“, der äußerst widersprüchlich, aber keineswegs der modernen Hausarbeiterin vergleichbar ist. Bei aller offenen Unterdrückung der Frauen in einem patriarchalen Geschlechtsverhältnis verfügten sie durch ihren *sichtbaren* Anteil an der gesellschaftlichen Arbeit über aggressive Widerstandsformen, in denen sich unmittelbar ein Stück gesellschaftlicher Macht von Frauen zeigt.

Gegenüber diesem Frauenbild setzte sich seit dem 17. Jahrhundert das anfänglich beschriebene Ideal der passiven, sanften und freundlichen Ehefrau, Hausfrau und Mutter durch, das erstmals vom englischen Puritanismus formuliert wurde. Von nun an brauchte die Unterordnung der Frauen nicht mehr offen erzwungen werden, weil sie schon in einem normativ verankerten „Wesen der Frau“ begründet sein sollte. Das grundsätzlich Neue an diesem Frauentypus war seine psychische Dimension: Frauen wurden tendenziell zur Verkörperung von Triebregulierung, zum Muster von Triebverzicht gemacht.

Die gesellschaftlichen Ursachen dieser moralischen Festschreibung eines weiblichen Geschlechtscharakters und die Formen seiner Durchsetzung sind noch weitgehend unerforscht. Anzeichen deuten auf eine Zurückdrängung der Frauen seit dem 17. Jahrhundert aus den expandierenden Bereichen des Handels und des Handwerks, wo Frauen aus der Teilnahme an der vorher gemeinsamen „Handlung“ ausgeschlossen wurden. Zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert verschlechterte sich in Frankreich die Rechtsposition der Frauen, sie verloren die Verfügungsmöglichkeiten

über Mitgift und Besitzungen und das Recht, selbständig eine Farm, einen Handel führen zu können. Gleichzeitig brachte ein „zivilisatorischer Schub“ eine Milderung des brutalen Geschlechtsverhältnisses und der offenen Herrschaft des Mannes mit der Forderung nach einer Humanisierung des Verhältnisses der Eheleute in den bürgerlichen Schichten. Zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert konzidierte die katholische Kirche in Frankreich bei Streitigkeiten immer häufiger das Recht zu einer Trennung von Tisch und Bett, in England besserten sich die Appellationsmöglichkeiten von geprügelten Frauen vor den kirchlichen Konsistorien. Der Puritanismus in England brachte zuerst die Vorstellungen eines familialen Glücks, eine Neubewertung und Hochstilisierung der Frau als Gattin, Hausfrau und Mutter, und die Forderungen nach der Liebesheirat, die in ähnlicher Form ein Jahrhundert später in Deutschland formuliert wurden. Für das Selbstverständnis der bürgerlichen Frauen hatte dieses Frauenbild Ende des Jahrhunderts offenbar schon derart Geltung, daß eine französische Feministin 1785 die abhängige Situation der Frauen der Mittelschichten gegenüber der Unabhängigkeit der Frauen der Unterschichten bemerkte. Während Frauen des „alten Typs“ die Revolution in Frankreich trugen, wurden bürgerliche Frauenklubs geschlossen mit der Begründung: die Frau gehöre ins Haus. Condorcet, einer der ersten Frauenemanzipationstheoretiker, vermerkte gleichzeitig, die geschlechtsspezifische Unterdrückung sei eine neue Entwicklung, sie sei nicht das „traditionelle Los der Frauen“.

In dem Maße, wie sich die Erwartungen an ein persönliches Glück in der Familie, die bürgerliche Familienideologie durchsetzten, verschwanden die Kategorien von Arbeit. Hausarbeit wurde fortan als Erscheinungsform von Liebe definiert, gegenüber der außerhäuslichen, Gehalt einbringenden Arbeit des Mannes. Ende des Jahrhunderts hatte sich diese Bewertung von Hausarbeit bereits derart durchgesetzt, daß eine französische Zeitung 1786 schreiben konnte: „Bei uns arbeiten die Männer und die Frauen tun nichts.“

Ein letztes spätes Beispiel soll nochmals auf den Zusammenhang zwischen Kulturcharakter der Frauen und gesellschaftlich bewerteter Arbeit hinweisen. In einem medizinischen Untersuchungsbericht über die Lage der Landarbeiterinnen in England 1864 heißt es: „Das, was Sitte und Anstand der Landmädchen vor allem zerstört, scheint mir in ihrem Gefühl der Ungebundenheit zu liegen. Und das haben die Frauen dadurch, daß sie eine bezahlte Arbeit haben, sei es als Feldarbeit oder zuhause als Strohpflätterin ... Alle Verdienstmöglichkeit gibt den Frauen einen vulgären Charakter, in ihrer Erscheinung und in ihren Verhaltensweisen, während Ab-

hängigkeit im Unterhalt von dem Mann die Quelle allen bescheidenen und freundlichen Umganges ist.“^{32 b}

Gemessen an der bürgerlichen Norm vernachlässigten die Frauen der Unterschichten ihr Haus, ihre Kinder, ihren Ehemann. Sie waren keine „Frauen“.

III

Von dem neuen Bild des Weibes, Norm und Realität erst nur für die Frauen der Oberschicht im Frühkapitalismus, kehren wir nun wieder zurück zur großen Mehrzahl der Frauen. Die endgültige, massenhafte Durchsetzung der Hausarbeit, deren Entstehungsprozeß als funktionales Moment des kapitalistischen Gesellschaftszusammenhangs sich erst mit ihrer Verallgemeinerung und Ausdehnung auf alle Frauen vollendet, soll im folgenden am Beispiel der USA umrissen werden, und zwar anhand von drei modellhaften Stationen: es handelt sich hier also nicht etwa um eine vollständige Rekonstruktion der historischen Kontinuität seit dem 18. Jahrhundert, sondern um die beispielhafte Skizzierung einiger entscheidender Mechanismen jenes Prozesses und Funktionszusammenhangs in ihrer historischen Dimension. Die Stationen sind: die weiblichen Dienstboten und ihre Arbeit; die Immigration in die USA; der Komplex, der von den Zeitgenossen als *Scientific Management in the Home*, als Rationalisierung der Hausarbeit bezeichnet wurde.

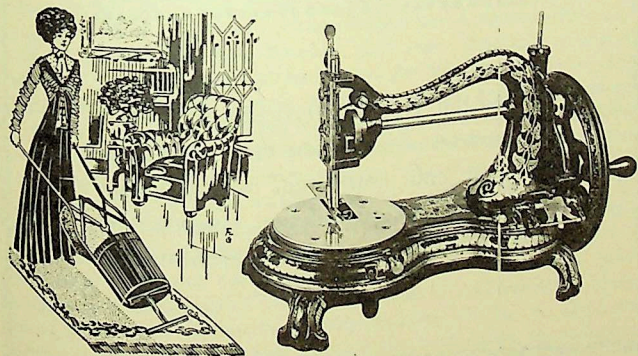
Hausherrin, Hausmädchen, Hausfrau

Um die Arbeit der Dienstboten – in ihrer übergroßen Mehrheit Frauen – im Sinn unserer Fragestellung zu beurteilen, müssen wir von der meist wenig beachteten Tatsache ausgehen, daß während der frühen Industrialisierungsperiode und lange danach für die meisten Frauen die Grenze zwischen häuslicher unbezahlter Arbeit und außerhäuslicher bezahlter Arbeit fließend blieb. Die Kategorie der häuslichen oder haushaltsnahen, aber trotzdem bezahlten Arbeit war sehr verbreitet. Zu dieser Kategorie gehörte im 19. Jahrhundert und zu Anfang des 20. der Beruf der selbständigen Näherin und Wäscherin, dann vor allem die Einkünfte aus der Untermiete von *boarders* und *lodgers*, Kostgängern und Inwohnern, für die Frauen Hausarbeit gegen Geld verrichteten. Eine weitere wichtige häusliche Einkommensquelle der Frauen waren die verschiedenen Formen von lohnabhängiger Heimarbeit, die in den USA erst seit den zwanziger Jahren in der Folge zahlreicher Frauenstreiks gegen die miserablen Arbeits-

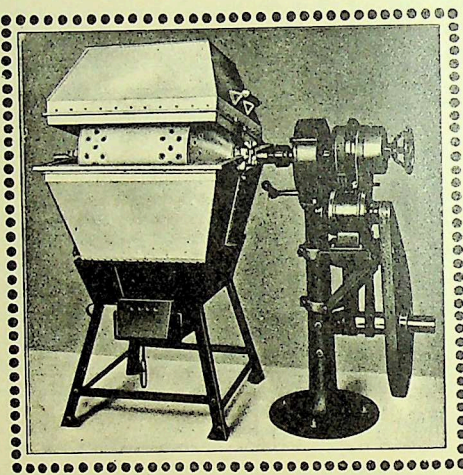
bedingungen abgebaut wurden. Die Veränderung in der Familien- und Arbeitssituation der Frau im 19. und 20. Jahrhundert ist also keineswegs nur die oft zitierte Verschiebung von unbezahlter Arbeit zuhause zur zusätzlichen bezahlten Arbeit außer Haus, sondern außerdem finden sich zwei weitere einschneidende Verschiebungen: diejenige von bezahlter Arbeit im Haus zur bezahlten Arbeit außer Haus, und schließlich diejenige von bezahlter Arbeit im Haus zu unbezahlter Arbeit im Haus.³³ Diese beiden letzteren Verschiebungen und ihre Konsequenz für die Geschichte der Hausarbeit und vor allem der Hausarbeiterinnen zwischen dem Ende des 19. und dem Anfang des 20. Jahrhunderts lassen sich gut am Beispiel der entlohnten Hausarbeit der Dienstboten verdeutlichen, und zwar im Zusammenhang mit der beginnenden Mechanisierung des Haushalts.

Die Mechanisierung des Haushalts machte seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in den USA einschneidende Fortschritte; für eines der wichtigsten arbeitsparenden Geräte, die Waschmaschine, gab es in den 1860er Jahren bereits fast 2000 Patentanmeldungen. Ihre Wirkung bestand aber keineswegs, wie häufig angenommen wird, darin, daß nun die zuvor hart arbeitende Hausfrau zur *idle woman*, zur „müßigen Hausfrau“ wurde, oder auch, wie es in der Sprache der Arbeitsmarktplaner heißt, daß sie „frei“ gesetzt wurde für die außerhäusliche Lohnarbeit. Vielmehr befanden sich die meisten mechanischen Haushaltsgeräte bis hin zur Jahrhundertwende in den Händen einer relativ kleinen Gruppe von Wohlhabenden. In diesen Haushalten wurde ein großer Teil der Arbeit ohnehin den Dienstboten übertragen, und die Hausherrin hatte nicht so sehr mit der Hausarbeit

Staubsauger von 1909 und Nähmaschine von 1890



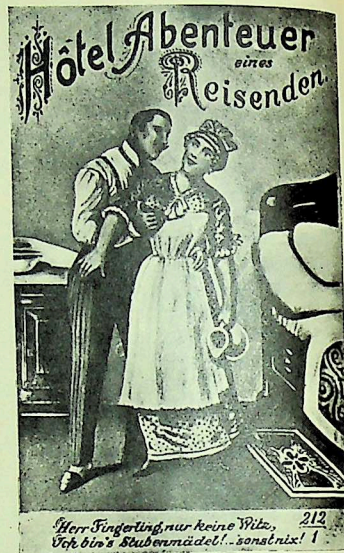
Elektrische Hauswäscherei



schon die Wäsche, verrichtet die Arbeit in kürzerer Zeit, ist um etwa ein Drittel billiger und damit ein willkommener Ersatz für den veralteten, langwierigen und kostspieligen Handwäschbetrieb.

selbst, als mit ihrer Planung und der Aufsicht über die meist eingewanderten oder schwarzen Dienstmädchen zu schaffen. Die mechanischen Geräte der Frühzeit – in den USA etwa im letzten Viertel des 19. und im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts – ersparten also meist nicht die Arbeit der Hausfrau, d.h. der Hausherrin, sondern die Arbeit jener Hausangestellten, die ein ganz anderes Verhältnis zu dieser Arbeit hatten: sie führten sie aus. Der Übergang bestand allerdings normalerweise nicht darin, daß die Herrschaft den Dienstmädchen die Arbeit maschinell zu erleichtern suchte, sondern sie pflegte sogar darüber zu klagen, daß die Dienboten ungeschickt und destruktiv mit den neuen Maschinen umgingen (– eine Form von Sabotage?). Vielmehr verringerten sich Angebot und Zahl der Dienstmädchen bis in die 1920er Jahre drastisch, was in den USA wie auch in Europa zu dem *servant problem*, dem „Dienbotenproblem“ führte, und in immer mehr Haushaltungen mußte man nun die Hausarbeit ohne Hilfe verrichten, wenn auch mit besseren Geräten als zuvor. Dies aber war der Übergang von der Hausherrin zur Hausfrau, von der Aufsicht über bezahlte Hausarbeit anderer zur eigenen unbezahlten Hausarbeit.

Und die Dienboten selbst? Aus ihrer Perspektive war, wie ein Zeitgenosse 1906 schrieb, das *servant problem* auch ein *servant's problem*³⁴, ein Problem nämlich nicht nur für die Herrschaft, sondern für die Dienboten: das hieß niedrige Löhne, zum Teil in Naturalien bzw. Kost und Logis ausbezahlt, lang ausgedehnte und vor allem nicht festgelegte Arbeitszeiten, Abhängigkeit von der Herrschaft auch im persönlichen Bereich, und damit zusammenhängend auch eine hohe Zahl unehelicher Geburten. Gegen diese Existenz, deren Sozialprestige das niedrigste unter allen Berufen war, verfügten sie im wesentlichen über zwei Mittel: entweder wichen sie in einen anderen Beruf aus – und praktisch stand ihnen nur Fabrikarbeit und Prostitution offen –, oder sie leisteten offenen oder versteckten Widerstand an ihrem Arbeitsplatz, dem Haushalt. Daß hier tatsächlich eine große Widerstandsbewegung stattfand, von der wir heute – ähnlich wie bei vielen anderen Frauenkämpfen – kaum mehr etwas wissen, zeigt unter anderem das Buch zweier Schwestern aus wohlhabendem, also mit Dienstmädchen versehenem Haus, Catherine E. Beecher und Harriet Beecher Stowe, deren letztere auch bei uns als Autorin von *Onkel Toms Hütte* bekannt ist. Unter dem Titel *The American Woman's Home* schrieben sie 1869³⁵ über dem Titel *The American Woman's Home* „resistance which democracy inspires in the working class“, womit sie die „Aufsässigkeit der Dienboten meinten: „Das Leben wurde zu einer Art die häuslichem Zank und Kampf zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern, und ein gängiges Unterhaltungsthema in amerikanischen Frauenkreisen wurde der allgemeine Dienbotenkrieg, der in der einen oder anderen Form in ihren Familien vor sich ging – ein Krieg, der so unlösbar



war wie der Kampf zwischen Aristokratie und gemeinem Volk.“ Die mechanischen Haushaltsgeräte boten nun den Hausherrinnen eine Lösung dieser Form von Klassenkampf, oder mit anderen Worten: die Mechanisierung des Haushalts erfolgte nicht so sehr im Zug eines gleichsam automatisch wirksamen und eigenständigen wissenschaftlich-technischen Fortschritts, sondern als eine Antwort auf das Verhalten der Dienstboten zu dieser Zeit. Dies läßt sich unter anderem daran erkennen, daß die betreffenden Maschinen meist schon lange vor ihrer Einführung in den Haushalt in der arbeitsteilig-industrialisierten Form von „Haus“-Arbeit eingesetzt worden waren (Restaurants, Großküchen, Wäschereien, Reinigungsunternehmen)³⁶. Die Frauen, die in den zwanziger Jahren Staubsauger in Fabrik- und Fließbandarbeit herstellten, mochten zuweilen die gleichen sein, die kurz zuvor noch für die Herrschaft gefegt hatten. Ihre Löhne waren nun zwar höher als zuvor, reichten jedoch für eine anständige Existenz kaum aus. Aber Fabrikarbeit und später die Ehe eröffneten ihnen jetzt die Möglichkeit, einen selbständigen Hausstand zu gründen, eine eigene Privatsphäre zu haben und von der Herrschaft unabhängig zu

sein: Dies aber war der Weg von der entlohnten Hausarbeit im Familienbetrieb zur nicht entlohnten Hausarbeit in der eigenen Familie, vom Hausmädchen zur Hausfrau.

Was sich an diesem Beispiel des Verhältnisses von Mechanisierung und Dienstbotenwiderstand zeigt, ist also ein Prozeß, in dem sowohl aus der Hausherrin wie aus dem Hausmädchen eine Hausfrau wird, die im eigenen Heim unbezahlte Hausarbeit aus Liebe verrichtet. Dieser Prozeß läßt sich beschreiben als eine Angleichung, Nivellierung, Homogenisierung der Situation von Frauen ganz unterschiedlicher Position in Bezug auf die Hausarbeit, und zwar im Kontext ganz bestimmter sozialer Konflikte, Antagonismen und Kämpfe – auch unter Frauen.

Die Immigrantinnen

Von einer anderen Seite läßt sich diese Homogenisierung – oder auch Demokratisierung – am Schicksal der eingewanderten Frau und Familie zeigen, der zweiten Station dieser Darstellung. Ganz allgemein ist hier vorauszuschicken, daß Wanderungsbewegungen, Immigrationen und Emigrationen, für die Geschichte der Frauen von besonders großer Bedeutung sind. Denn neben der Gebärfähigkeit der Frau als unmittelbarer Quelle von Arbeitskraft sind diese Migrationen für das Kapital ihre wichtigste mittelbare Quelle; die Geschichte beider bedingt sich oft gegenseitig und steht im Zusammenhang einer meist staatlichen Arbeitsmarktpolitik, die gerade heute immer bewußter geplant wird und durch gezielte Abtreibungsliberalisierung, Abtreibungsverbot oder (Zwangs-) Sterilisation Frauen international gegeneinander ausspielt: während in einem Land Mittel zur Senkung der Geburtenzahl eingesetzt werden, werden sie in einem andern dazu angehalten, zukünftige Gastarbeiter zu produzieren.³⁷ Die USA wären heute nichts, hätte man nicht im 17. und 18. Jahrhundert mit dem Sklavenhandel Millionen von Menschen aus Afrika entführt und der Arbeit in Amerika zugeführt, und wären nicht zwischen 1820 und 1920 über 35 Millionen Menschen eingewandert – eine wahre Völkerwanderung von Arbeitskraft. Mit ihnen haben wir einen zentralen Sektor der im übrigen entlang von ethnischen und nationalen Zugehörigkeiten vielfach gespaltenen nordamerikanischen Arbeiterklasse vor uns, der in der ungeheuren industriellen Expansion der USA um die Jahrhundertwende besonders die ungelernnten und ausgebeuteten Arbeiter stellte: bis zu über 50% in den Schlüsselindustrien der Montan- und Textilbranche. Die Frauen unter ihnen aber waren doppelt betroffen: sie waren sowohl wandernde, mobile Arbeitskraft wie auch Produzentinnen neuer Arbeitskraft.



Wohnung einer italienischen Lumpensammlerin

Die Situation dieser Einwanderinnen konnte in den USA um 1900, vereinfacht gesprochen, eine von zwei Alternativen sein. Die erste war, daß die Ehefrau und Mutter in der Fabrik oder in einem fremden Haushalt für Geld arbeiten ging, meist arbeiteten auch Mann und Kinder. In der überbelegten Wohnung wurde Hausarbeit vernachlässigt oder auf ein Minimum reduziert und von einem Familienmitglied erledigt, das gerade arbeitslos war oder am wenigsten verdiente – zwar vorwiegend, aber keineswegs ausschließlich von Frauen. Sehr häufig war der Mann arbeitslos, und allein die Frau(en) brachte(n) Geld nach Hause. Die Löhne gingen in einen gemeinsamen Topf, und ihre Summe war so niedrig, daß die Frage der Verwendung des Übriggebliebenen gar nicht aufkam. Die zweite Möglichkeit der Einwanderinnen war die, daß die Frau ganztägig den Haushalt einschließlich der zahlenden Kostgänger versorgte. Die Einkünfte

aus Untermiete und Löhnen wurden in der Regel der Frau abgeliefert, der Mann erhielt ein oder zwei Dollar als Taschengeld (*spending money*) pro Woche. Welche von den beiden Alternativen sich für die Frau ergab, hing ab von den vorhandenen Möglichkeiten der Lohnarbeit – z.B. in der Stahlproduktion und in Bergwerken wurden keine Frauen eingestellt –, von der kulturellen Herkunft der Einwanderer und von der Höhe der Löhne. So arbeiteten etwa süditalienische Frauen in Buffalo, im Nordosten der USA, nur selten außer Haus, auch wenn es dazu Gelegenheit gab. In New York dagegen arbeiteten jüdische und italienische Einwanderinnen zu Zehntausenden als Näherinnen in den berühmten *sweatshops*, „Schwitzbuden“, einer besonders ausbeuterischen Form hausindustrieller Kleinbetriebe. In den Textilfabriken schließlich gab es etwa zur Hälfte Männer und Frauen aus über zwei Dutzend Herkunftsländern.

Welchen Anteil nun die Bedürfnisse der Frauen selbst bei diesen Entscheidungen hatten, läßt sich – entgegen den gängigen Verallgemeinerungen – schwer ermitteln. Es sind Fälle bekannt, wo Frauen die Fabrikarbeit mieden, wenn es die finanzielle Situation zuließ, oder heirateten, um der Fabrik und Dienstbotenexistenz zu entgehen, und umgekehrt auch solche Fälle, wo die Fabrikarbeit als Chance eines unabhängigeren Überlebens erschien oder als Möglichkeit, die Heirat hinauszuschieben.

Das Verhältnis zwischen Familie und beginnender Industriearbeit wurde in der Geschichtswissenschaft bis vor kurzem als „Zusammenbruch der Familie“ beschrieben, insbesondere für die Neueingewanderten, deren traditionelle Familienstrukturen – dieser These zufolge – dem Ansturm von moderner Rationalität, Disziplin und Arbeitsstreß nicht mehr standhalten konnten. Dagegen setzt sich neuerdings die Meinung durch – gestützt vor allem auf die Zählung von Haushaltsmitgliedern –, daß die Familie weder kurz- noch langfristig zusammengebrochen sei: die These vom „break-up of the family“ wurde ersetzt durch diejenige von der „persistence of the family“, oft in problematischer Nähe zur Vorstellung von der Kernfamilie als überzeitlich-natürlicher Struktur. Beide Thesen sind jedoch problematisch: die erste, weil sie beim Zusammentreffen älterer Familientypen mit moderner Industriearbeit nicht den beiden Tatsachen Rechnung trägt, daß jene Familienstrukturen durchaus im Sinn von modernster Arbeitseffizienz instrumentalisiert werden konnten und daß sie – umgekehrt, aber gleichzeitig – auch eine Basis für den Widerstand der Immigranten gegen die neue Arbeitsdisziplin bilden konnten³⁸; die zweite, weil ihre quantifizierenden Methoden nicht ermöglichen, diejenigen Machtverhältnisse, Glück und Leid innerhalb der Familie zu beurteilen, die ihren Zusammenbruch bedeuten können, ohne daß dieser sich notwendig in Zahlenverhältnissen niederschlug. Stattdessen kommen wir

der Realität am nächsten, wenn wir sie als Einheit von drei Momenten beschreiben: eine relative Vielfalt von Familienstrukturen und Arbeitsformen für Frauen, die allerdings meist Armut und harte Arbeit gemeinsam hatten; zweitens eine Präponderanz der *community*, des Lebenszusammenhangs im Stadtteil, über den Bereich der Betriebsarbeit, in ihrer Bedeutung für das Leben der Immigranten, und schließlich ein sehr hoher Anteil der Frauen am (nicht nur betrieblichen) Gelderwerb.

Nun fanden etwa zwischen den 1880er und den 1920er Jahren in dieser Ausländer-*communities* Prozesse statt, die die Haushalte in einer Weise veränderten, daß man auch hier von einer Homogenisierung der Familienstruktur und Frauenarbeit und von einer Entstehung der modernen Hausarbeit sprechen muß: möglicherweise ein zentraleres Moment im Zusammentreffen von traditioneller Familie und moderner Industriearbeit als

Heimarbeit von Einwanderinnen



wohl „Zusammenbruch“ wie „Dauerhaftigkeit“. Diese Prozesse umfaßten 1. gravierende Veränderungen in der Art der Arbeit im Haushalt; 2. die ausschließliche und massenhafte Zuweisung dieser Arbeit an die Frau im Rahmen der Kernfamilie; 3. die bewußte Einbeziehung der unbezahlten weiblichen Arbeit in die wirtschaftlichen Erfordernisse einer modernen Industriegesellschaft, die aus ihren Kinderschuhen herausgewachsen war. Insgesamt bedeutete dies die endgültige Schaffung der Hausarbeit und ihre Unterwerfung unter das Kapital, unter seine Notwendigkeit, Profite zu machen und zu akkumulieren.

Zur Veränderung in der Art der Hausarbeit: die Immigranten sahen sich allerlei neuen Arbeiten gegenüber, die mit der Verstärkung und der Überfüllung in den Slums und *tenement houses* (Mietskasernen) verbunden waren: Wasser mußte herbeigehtolt werden, Kanalisation und Müllbeseitigung gab es nicht, Putzen und Waschen war neu und dringlicher als in den ländlichen Herkunftsregionen, sei es wegen der Überfüllung, sei es wegen der beginnenden Umweltzerstörung, z.B. durch Ruß und Rauch aus Fabrikschornsteinen, der sich auf Wäsche und Wohnung absetzte. Industriearbeit, Urbanisierung und Monetarisierung des Lebens brachten vor allem zwei gewaltige Neuerungen mit sich: das Einkaufen und das Aufziehen der Kinder. In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wurde in einer ganzen Reihe von Untersuchungen – zum Teil im Auftrag der Bundesregierung – die städtische und ländliche Hausarbeit analysiert; aus ihnen geht hervor, daß die maschinell ermöglichte Reduzierung der einstmals zeitaufwendigsten Arbeiten, nämlich Waschen und Wohnungsreinigung, jetzt bei weitem aufgewogen wurde durch jene zwei neuen Hausarbeiten, Einkaufen und Kindererziehung. Das war die Arbeit, um überhaupt konsumieren und sich reproduzieren zu können, und die Arbeit, die andere zum Arbeiten überhaupt erst befähigt: „Konsumtionsarbeit“ und die Erziehung. Erinnern wir uns in diesem Zusammenhang an die oben erwähnten Anfänge dieser Entwicklung im 17. und 18. Jahrhundert, so drängt sich die Vermutung auf, daß es sich damals tatsächlich nicht nur oder nicht so sehr um die Entstehung und Ausdifferenzierung der Kindheit gehandelt haben mag, sondern ebenso um die Entstehung und Ausdifferenzierung des modernen Erwachsenseins als spezifische Arbeitsexistenz, auf die hin die Kinder durch weibliche Hausarbeit trainiert wurden (während im psychischen Schulstreß der 1970er Jahre das moderne Erwachsensein wiederum auf die Kindheit zurückgreift, bis hin zum Konzept der „baby school“).

Die endgültige Fixierung der Frauenrolle auf die Hausarbeit und ihre bewußte Einbeziehung in die Mechanismen der kapitalistischen Entwicklung geschah für die Immigranten im Zusammenhang einer Politik der

„Amerikanisierung“ von Ausländern durch Zwang, Ideologie und materielle Anreize, auf die wir hier nicht eingehen können. Sie war jedoch Teil einer Bewegung, die auch die Arbeit der einheimischen Frauen betraf und uns schließlich zur dritten der eingangs genannten Stationen führt: *Scientific Management in the Home*, „Wissenschaftliche Betriebsführung im Haushalt“ oder „Rationalisierung der Hausarbeit“, wie ähnliche Tendenzen kurze Zeit später in Deutschland genannt wurden.

Rationalisierung der Hausarbeit

Die Bewegung zur Verwissenschaftlichung der betrieblichen Arbeitsorganisation, nach ihrem bekanntesten Vertreter und Theoretiker, Frederick Winslow Taylor, auch Taylorismus genannt, legte seit den 1890er Jahren mit ihrer Rationalisierung von Produktionsprozeß und Betriebshierarchie den Grund für die enorme industrielle Produktivitätssteigerung zwischen der Jahrhundertwende und der Weltwirtschaftskrise von 1929. Diese Rationalisierungsbewegung und ihr Slogan *efficiency* blieb nicht auf die Fabrikorganisation beschränkt, sondern der „Effizienzwahn“³⁹ betraf Bereiche, die dem grob-materiellen Fabrikbereich ferner zu liegen schienen: die Moral – vor allem die Arbeitsmoral –, die Psyche und die Emotionen. Überall sollte „Verschwendung“ ausgeschaltet werden zugunsten höchster Effizienz aller Arten von Investition und Produktion. In diesem Zusammenhang wurden Haushalt, Heim und Familie zu einem beliebten Tummelplatz und Gegenstand produktivitätsorientierter Reformen und Wissenschaftler. Die Prinzipien der wissenschaftlichen Betriebsführung suchte man möglichst getreu und analog zu übernehmen: sowohl die berühmten Zeit- und Bewegungsstudien, die erst mit der Stoppuhr, dann mit den frühen Photo- und Filmtechniken durchgeführt wurden – also eine Arbeitsplatzanalyse des Haushalts –, wie auch die Trennung zwischen Planung der Arbeit und ihrer Ausführung, zwischen Denken und Tun. Zu diesem Zweck stellte man zum Beispiel der Frau einen Schreibtisch in die Küche, staffelte sie mit Ordnern, Schreibzeug und (möglichst sparsamen) Budgetplänen aus und suchte damit Taylors These zu verwirklichen, es gebe „one best way of doing anything“ – nämlich den wissenschaftlichen. Rationalität und Funktionalität sollte nun auch Küche und Architektur ergreifen: das „Bauhaus“ ist nicht nur ein ästhetisches Phänomen, sondern auch eines der funktional-effizienten Haushaltsführung.

Für Einzelheiten ist hier nicht der Raum, aber es muß betont werden, daß diese Bestrebungen in der Tat eine wahrhafte Bewegung darstellten, die im übrigen noch wenig erforscht ist. Titel wie „Wissenschaftliche Betriebsführung im Haushalt“, „Die Verschwendung der privaten Haus-

halte“, „Effizienz im Heim“ erschienen in zahlreichen wissenschaftlichen, politischen, populären und Frauenzeitschriften und haben ihre Wirkung sicher nicht verfehlt. Die quantitativen und qualitativen Dimensionen dieser Bewegung lassen sich vielleicht anhand einiger ihrer Träger verdeutlichen. Dazu gehörten in erster Linie überzeugte und sendungsbewusste Fabrikplaner wie Frank B. Gilbreth und seine Frau Lillian⁴⁰, die das auch in Deutschland bekannte Buch „Im Dutzend billiger“ – d.h. bei zwölf Kindern, gleichsam am Fließband, vermindern sich die Pro-Kopf-Unkosten – schrieben. Vor allem aber muß hier das *domestic science movement* (Haushaltswissenschafts-Bewegung) oder *home economic movement* (Hauswirtschaftsbewegung) genannt werden. Diese Bewegung entstand in den 1890er Jahren, als Ellen Richards, Chemikerin und Absolventin des Massachusetts Institute of Technology, die Home Economics Association gründete. Sie setzte sich zum Ziel, vor allem für die Mittelschicht neue technische und Effizienz-Standards zu setzen und die Hausarbeit selbst als höhere und erfüllende Aufgabe der Frau zu propagieren: „Die Welt sauber zu halten – das ist eine der großen Aufgaben der Frau“, schrieb eine ihrer Anhängerinnen, keineswegs nur auf die Wohnung, sondern auf die gesellschaftliche Moral des *right living* bezogen⁴¹. Diesen Tendenzen ist auch ein Teil der Frauenbewegung zuzurechnen, und zwar sowohl der seit Ende des Jahrhunderts erstarkenden konservativen Strömungen, die die Familie zu reformieren und den Frauen dadurch einen gesellschaftlichen Rang zuweisen wollten, wie auch solcher, die sich als sozialistisch verstanden und familienfeindlich gesonnen waren (was bekanntlich keineswegs für die Sozialisten insgesamt galt). So war zum Beispiel die zentrale Kategorie von Charlotte Perkins Gilman, die seit kurzem als eine der wichtigsten sozialistischen Theoretikerinnen der Frauensituation wiederentdeckt wurde, keineswegs „Frauenbefreiung“, sondern „Effizienz“: die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frauen müsse darin bestehen, zu möglichst produktiven und effizienten ökonomischen „Faktoren“ zu werden, um hinter den Männern, auf deren Kosten sie parasitär und „over-sexed“ leben, nicht zurückzustehen und um den ökonomischen Fortschritt, dessen höchste Stufe die Vereinigten Staaten verkörpern, durch deren Stärkung im Ausland abzusichern und auszuweiten⁴². Auch sie will die Verwissenschaftlichung und Professionalisierung der Hausarbeit, aber außerhalb der häuslichen Sphäre, im Bereich der industriell organisierten „Arbeitswelt“, die die Funktionen von Haushalt und Familie übernehmen soll. Progressive Reformen und Sozialarbeiter, deren Beruf gerade damals entstand – und zwar hauptsächlich als Frauenberuf und im Zusammenhang der Frauenbewegung – wandten sich in ihren Slum- und Stadtteilinitiativen der weiblichen Hausarbeit zu: sie

lehrten die vom Land oder Ausland stammenden Frauen Reinlichkeit, Kinderaufzucht, Kochen, Einkaufen und vor allem die effiziente Verrichtung all dieser Arbeiten. Diese Frauen, unter denen Jane Addams die bekannteste wurde, verrichteten gleichsam eine Form vergesellschafteter Hausarbeit: *social housekeepers* („Haushälterinnen der Gesellschaft“) oder „Putzfrauen der Nation“ wurden sie nicht unzutreffend genannt (Ryan). Bundes- und Länderrregierungen schlossen sich an, und zu Anfang dieses Jahrhunderts schickte das Department of Agriculture in enger Zusammenarbeit mit der Home Economics Association Tausende von Frauen aus, die – teils umsonst, teils gegen Bezahlung – andere Frauen in den Prinzipien moderner Haushaltsführung unterweisen sollten. Was schließlich die Unternehmer betrifft, so sei das Beispiel Henry Fords genannt, das Schule machte: in seiner Autofabrik in Detroit richtete er ein „Sociological Department“ ein mit der Aufgabe, in den Arbeiterfamilien nach dem Rechten zu sehen und Moral, Arbeitsfreude und Effizienz im Haushalt aufrechtzuerhalten. Diese Kriterien waren Voraussetzung dafür, daß die Fabrikarbeiter den berühmten 1914 eingeführten 5-Dollar-Lohn erhielten.

IV

Um das Ausmaß der Umwälzung zu begreifen, die während dieser ein bis zwei Generationen für die Frauen vor sich ging, ist es nötig, der Beziehung zwischen der Rationalisierung in der Industrie und der Rationalisierung im Haushalt – mit anderen Worten: dem Verhältnis von Kapitalismus und Hausarbeit – noch weiter auf den Grund zu gehen. Hier handelte es sich durchaus nicht nur um eine mehr oder weniger getreue und ideologisierte Übertragung der Mechanismen der Industrie auf das Heim und nicht so sehr um eine technisch-organisatorische Analogie, als um eigenständige und wesentliche Erfordernisse des Bereichs der Hausarbeit und der Hausarbeiterinnen, um eine soziale Eigendynamik, die in engem Zusammenhang mit der Geschichte der Frauen und ihrer Kämpfe und außerdem in einem besonderen Zusammenhang mit den übrigen Klassenkämpfen stand. Im folgenden soll diese Eigendynamik in einigen zentralen Punkten benannt werden, und zwar in Form von verallgemeinernden Hypothesen, die auch über die Vereinigten Staaten hinaus Bedeutung haben mögen.

Die gesellschaftliche Fabrik

Die Produktivität im Haushalt wurde ausdrücklich dahingehend geplant, die Produktivität der Lohnarbeiter zu fördern, zu sichern, ja zu schaffen. Das war neu. Wenige Generationen zuvor, beim Entstehen der Fabrik, konnte die – männliche wie weibliche – Arbeitskraft, oft im Zuge der Landflucht und Migration beschafft, noch einfach verheizt werden. Die Pauperisierung der englischen Arbeiter im 19. Jahrhundert und das Elend der USA-Immigranten waren das Resultat; Resultat waren aber auch ihre Kämpfe, die sich in England seit den 1840er Jahren, in den USA ab der Jahrhundertwende verschärften. Sinkende Leistungsfähigkeit und wachsende Kämpfe ebenso wie die Weigerung der Frauen, als Gebärmaschinen zu funktionieren – unter anderem abzulesen an der sinkenden Geburtenrate – machten neue Mittel erforderlich, Arbeitsfähigkeit und Arbeitswilligkeit zu garantieren. Dies hieß in erster Linie, neben der Quantität auch die Qualität der Arbeitskraft zu fördern. Effiziente und leistungsorientierte Kinderaufzucht wurde nun zum breit und wissenschaftlich diskutierten Thema, das, wie alle Wissenschaft, hauptsächlich von Männern behandelt wurde. Freud und seine Theorie der kindlichen Entwicklung hatten ihre ersten großen Wirkungen ab 1909 in den USA; bald überschwemmte eine Flut von Anleitungen zur Kindererziehung – abwechselnd autoritärer und liberaler Prägung – die Mütter, die für die Überlebensfähigkeit und Realitätstüchtigkeit ihrer Kinder verantwortlich gemacht wurden. Was im übrigen die Produktivität der Fabrikarbeit betrifft, so muß man sich die tiefgreifende Umwälzung des Arbeitsprozesses vergegenwärtigen, die gleichzeitig unter dem Ansturm der genannten Rationalisierungsoffensive vor sich ging: Monotonie und Tempo des Fließbandes und andere Formen gesteigerter Arbeitsdisziplin erforderten eine neuartige und extreme physische und psychische Zurichtung der Arbeiter. Eine der Erfindungen der Rationalisierungsingenieure war die systematische Arbeitsvorbereitung und planvolle Auswahl der Arbeiter als Teil einer lückenlosen, fließenden Produktion gewesen. Dieses umfassendere Fließband verlängerte sich jetzt gleichsam in die Küche und ins Schlafzimmer, wurde von der Endmontage der Autofabriken bis in die Primärmontage der Arbeitskraft im Haushalt vorgeschoben.

Dies darf nicht nur als bildlicher Vergleich, sondern muß als gesellschaftliche Transformation verstanden werden, die von vielen Zeitgenossen höchst unterschiedlicher Provenienz wahrgenommen wurde: „Das Heim ist Teil einer großen Fabrik für die Produktion von Bürgern“, hieß es 1912 in einem Buch über „Home Efficiency“, und der Soziologe Talcott Parsons formulierte 1955, um die Familie des 20. Jahrhunderts zu charakterisie-

ren: „Familien sind ‚Fabriken‘, die menschliche Persönlichkeiten produzieren.“ Das Fabrikssystem griff auf die außerbetriebliche Gesellschaft über – wir können hier von gesellschaftlicher Fabrik⁴³ sprechen – und unterwarf sich in erster Linie die Hausarbeit und durch sie die Frauen. Ebenso wenig taugte jetzt in der Küche die bloße Erfahrung, sondern eine wissenschaftliche Behandlung von Hausarbeit, Hygiene, Krankenpflege, Freizeitgestaltung usw. wurde erforderlich. In einer repräsentativen Zeitschrift heißt es 1916: „Wenn ein Unternehmer wissen will, warum ein Arbeiter dauernd Kopfweh hat und deshalb für seine Arbeit nicht fit ist – wer kann sein Recht bezweifeln, zu dem Arbeiter nach Hause zu gehen, um die Tatsachen zu erfahren, die es ihm möglich machen, das Kopfweh auszumerzen und den Arbeiter zu behalten? Er weiß, daß er, indem er das Kopfweh ausschaltet, dazu beiträgt, bessere Arbeiter zu schaffen.“⁴⁴ Der Handelsminister in Washington, begeisterter Anhänger der gesellschaftlichen Rationalisierung, schrieb 1913: „Ein Arbeiter, der morgens schlecht gefrühstückt den Betrieb betritt, arbeitet bedeutend weniger effizient als einer, dem – wie den Amerikanern im Unterschied zu den Immigranten – seine Frau vor der Arbeit ein kräftiges Frühstück zubereitet hat.“⁴⁵ Man begann, in Dollar und Cent das „Kapital“ an Kindern zu kalkulieren und, ob Frauen in der Fabrikarbeit oder in der Hausarbeit einen größeren Kapitalzuwachs bedeuteten. Ein Zeitgenosse schrieb dazu: „Früher wurde die Arbeitskraft als Ware behandelt, die unerschöpflich war wie die Rohstoffe der Natur; jetzt wird die Arbeitskraft als Produktionsmittel gesehen, das selber produziert werden muß; ... die Arbeitskraft kann nicht mehr als bloße käufliche Ware, als Maschine, sondern muß als menschliche Maschine gesehen werden.“⁴⁶ Die moderne Hausarbeit, die die Produktion dieser „menschlichen Maschine“ (einschließlich der dazu nötigen Sexualität) ebenso umfaßt wie ihre Reproduktion (einschließlich von Konsumarbeit und unmeßbaren Liebesdiensten) war neu und lag weit jenseits von feudalen oder gar „naturhaften“ Relikten. Sie wurde durch die Industrialisierung nicht etwa tendenziell aufgehoben, sondern überhaupt erst erforderlich gemacht.

Die Kernfamilie: Organisationsform der unbezahlten Hausarbeit

Hausarbeit, die vorher nicht von allen Frauen ausgeübt worden war, entstand jetzt als massenhaft-weibliche, als Arbeit grundsätzlich aller Frauen. Wir sahen das an der Immigrantin, die jetzt „natürlicherweise“, wie die einheimische, dem Arbeiter sein „Effizienzfrühstück“ zubereiten sollte, wie auch am Verhältnis von Hausherrin und Hausmädchen. Wenn gleichzeitig oder wenige Jahrzehnte zuvor das Familienideal von Privatsphäre,

Häuslichkeit und Intimität sich auch im einheimischen Teil der Arbeiterklasse verbreitete – auf Kosten kollektiver oder zumindest vielfältigerer Lebensformen –, so darf dies nicht als ein mechanisch-passives „Absinken“ älterer „Werte“ von den begüterten Klassen (Männern) in die Unterschichten verstanden werden. Vielmehr wurde hier, jenseits bloßer Ideologie, die Herausbildung einer Sphäre durchgesetzt, die gegenüber der bedrohlichen industriellen Rationalität, die den Menschen zunehmend zum Anhängsel der Maschine degradierte, Selbstbestimmung und Erholung zu versprechen schien, auch wenn sie tatsächlich nur gerade Entspannung und Abreagieren ermöglichte. Was immer sie bot – sie bot es nicht für die Frau: für sie wurde gerade Häuslichkeit und Intimität zu einer neuen Form von Arbeit und Entäußerung. Die Beschreibung der modernen Familie als Instanz für die Reproduktion „der“ Arbeitskraft vermeidet in ihrer vorgeblichen und vorgeblich wissenschaftlichen Geschlechtsneutralität systematisch nicht nur die Frage, wer denn eigentlich wen reproduziert sondern auch die weitere, wer denn eigentlich die Arbeitskraft der Frau reproduziert. Suchte der Fabrikarbeiter zuhause die Macht und die Entspannung, die ihm „draußen“ in der Maschinenwelt versagt war, so wurde unversehens die Frau zur Maschine, die für ihn produzierte. Ein einheimischer Arbeiter vermochte dies 1873 immerhin noch in ein Gedicht mit dem Titel „Die Nähmaschine“ – sie war kurz zuvor erfunden worden – zu fassen:

*Mine is not one of those stupid affairs
That stands in the corner with what-nots and chairs...
Mine is one of the kind to love,
And wears a shawl and a soft kid glove...
None of your patent machines for me,
Unless Dame Nature's the patentee!
I like the sort that can laugh and talk,
And take my arm for an evening walk;
And will do whatever the owner may choose,
With the slightest perceptible turn of the screws.
One that can dance – and possibly flirt –
And make a pudding as well as a shirt;
One that can sing without dropping a stitch,
And play the housewife, lady, and witch . . .
What do you think of my machine,
Ain't it the best that ever was seen?
'Tisn't a clumsy, mechanical toy,
But flesh and blood! Hear that my boy.*

Deutsche Übersetzung

Ich habe nicht eine von diesen dummen Dingen / mit unsinnigen Schnörkeln und Sitzen ... / Ich habe eine der Sorte, die man liebt, / die ein Umschlagtuch trägt und weiche Handschuhe ... / Keine von euren patentierten Maschinen will ich, / es sei denn, die Natur hat sie selbst patentiert! / Mir gefällt die Sorte, die lachen und reden kann, / meinen Arm nimmt auf einem Abendspaziergang; / Und die tut, was immer der Besitzer wollen mag, / auf seinen leisesten Wink hin. / Eine die tanzen kann – und möglichst auch flirten – / und einen Pudding machen kann ebenso wie ein Hemd; / eine die singen kann, ohne eine Masche fallen zu lassen, / und Hausfrau, Dame und Hexe spielen ... / Was hältst du von meiner Maschine, / ist sie nicht die beste, die man je gesehen hat? / Das ist nicht ein schwerfälliges mechanisches Spielzeug, / sondern Fleisch und Blut! Merk dir das, mein Junge. 47

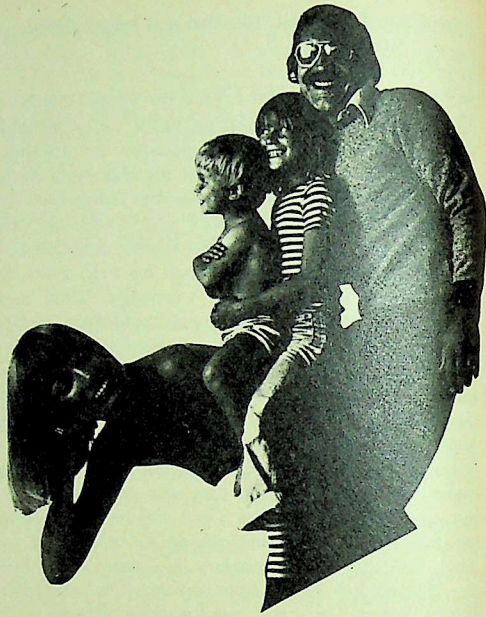
Bei all dem handelte es sich keineswegs allein um Gehirnwäsche und Propaganda, der die Frauen erlagen; keineswegs, wie die Linke aller Varianten bis heute behauptet, um Familie und Hausarbeit als „Überbauphänomen“ und Produkt von Ideologie, das damit – falls überhaupt – auch nur einer ideologischen Kritik zu unterziehen wäre.

Sondern es handelte sich zum Teil um rohe, wenn auch wissenschaftlich-medizinisch verbrämte Gewalt: angefangen von den Hexenverfolgungen des 17./18. Jahrhunderts mit ihren Millionen von Opfern in Europa bis hin zu den USA, wo man im 19. und bis ins 20. Jahrhundert Tausenden von Frauen, wenn sie sich dieser neuen Arbeit nicht fügten, die Klitoris ab- oder beschnitt (Klitorodektomie) und somit die weibliche Sexualität verstümmelte, standardisierte und dem unterwarf, was die heutige Frauenbewegung als „kapitalistische Funktion des Uterus“ anklagt. 48 In krassem Gegensatz zur linken Ideologie und zu der sich damals durchsetzenden These vom Funktionsverlust der Familie vollendete sich jetzt die moderne Familie als Organisationsform der unbezahlten weiblichen Hausarbeit, der Hausarbeit als natürlicher und damit natürlich unbezahlter Arbeit der Frau, und diese, wie das bundesrepublikanische „Gleichberechtigungsgesetz“ von 1957 scheinbar so poetisch sagt, als das „Herz der Familie“. Die Rationalisierungsbewegung zwischen 1900 und den 20er Jahren spielte dafür eine besondere Rolle: mit ihr wurde für alle gesellschaftlichen Schichten eine relativ einheitliche Familienstruktur propagiert und durchgesetzt, unter Parolen wie *efficiency of the family*, *standardization of the family*, *the normal family*.

„Beruf Hausfrau“ oder: Identität und Schizophrenie

Nicht unähnlich den Tendenzen im Verlauf der betrieblichen Rationalisierung, wo man im Gegenzug gegen die Monotonie, Abstraktheit und Entfremdung der Arbeit die Kreativität der Arbeiter ideologisch hervorzuheben begann („every worker an engineer“ 49), so wurde von der Rationalisierungsbewegung auch die Hausarbeit der Frau als höhere Berufung proklamiert, als Ehre und Würde, als Verwirklichung des Geschlechtscharakters der Frau. Prosaischer ausgedrückt hieß dies „Professionalisierung“ der Hausarbeit: Auch die Frau sollte einen handfesten, gesellschaftlich geachteten und wertvollen Beruf haben, auch wenn sie ihn nicht wählen oder ungestraft ablehnen durfte. Ideologische wie geschäftliche Version waren die Kehrseite dessen, was wir zuvor Homogenisierung der Hausarbeit bzw. der Frauenrolle nannten. Aber nicht nur das. Wahrscheinlich waren sie auch Reaktion darauf, daß die Frauen ihre Rolle nicht fraglos akzeptierten und sich im Rahmen der Frauen- und der Frauenklubbewegung ihrer gesellschaftlichen Bedeutung selbst bewußt wurden: „Die Hausfrau ist klassenbewußt geworden, und mit diesem Klassenbewußtsein kam das Bedürfnis, sich zusammenzuschließen, und es hat im ganzen Land eine große Rebellion aller Frauen stattgefunden. Der Hausfrauenverband hat etwas Neues in das Wirtschaftsleben hineingetragen, nämlich die organisierte Hausfrau... Der Beruf des Haushaltens ist wie kein anderer Beruf ausgebeutet worden... Hausfrauen haben dies zuvor nicht wahrgenommen, ... aber ihr neu erwachtes Klassenbewußtsein hat gänzlich die Weise verändert, wie Frauen die Hausarbeit sehen und wie die Öffentlichkeit die Hausfrau sieht. Hausfrauen erkennen nun endlich, daß sie ein wichtiger Faktor im Wirtschaftsleben sind.“ 50

Ideologisierung und Professionalisierung, höhere Berufung oder weltlicher Beruf – diese beiden Formeln, die sich keineswegs widersprechen, sondern derselben moralisch-produktivitätsorientierten Rationalität verpflichtet sind, verbergen eine für die moderne Frauenarbeit entscheidende Widersprüchlichkeit. Die plötzliche soziale Wertschätzung der Hausarbeit durch die Rationalisierungsbewegung konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß dem „Beruf Hausfrau“ das wichtigste Element eines Berufes fehlt: nämlich das Einkommen, der Lohn, die – zumindest relative – wirtschaftliche Unabhängigkeit. Hausarbeit wird aus Liebe verrichtet, und wenn man aus guten Gründen in diesem Zusammenhang von Liebe nicht sprechen mag, so bleibt die Hausfrau gleichwohl ökonomisch abhängig und – will sie sich Unabhängigkeit nicht durch Doppelarbeit



oder bittere Armut erkaufen – ohne Alternativen: wo keine Liebe (mehr) ist, muß sie um des Überlebens willen simuliert werden. Eine Haus- und Ehefrau formulierte dies so: „Ich sage mir immer, ich sei glücklich, sonst drehe ich durch.“ Simulation wird zur Realität. Liebe, Abhängigkeit, Arbeit; Ökonomie, Psychologie und Sexualität sind in der Existenz der Frauen ein ebenso untrennbarer Zusammenhang wie ihr Tageslauf, in dem Arbeit und „Freizeit“, Opfer und Bedürfnis ununterscheidbar verwoben sind. Der Widerspruch zwischen Hausarbeit als einer gemächlichen, eher spielerischen, (noch) nicht entfremdeten Tätigkeit und als einer harten, monotonen, repetitiven, 24-stündigen, alle Lebensbereiche umfassenden Arbeit hat hier seinen Grund. Die subjektiv empfundene Widersprüchlichkeit der heutigen Frauenexistenz und das Leiden der Frauen entstammt nicht einer „Ungleicheit“ von überkommenen, „feudalen“ Relikten und moderner kapitalistischer Wirtschaftsorganisation, sondern dem Widerspruch zwischen ideologischer Wertschätzung

der Hausarbeit und Hausfrau und ihrer gleichzeitigen faktischen Wertlosigkeit – sprich: Unbezahltheit. Dieser Widerspruch ging in das genannte Buch von Helge Pross unreflektiert ein: dem „Ja“ auf die Frage „Sind Sie mit Ihrem heutigen Leben zufrieden?“ folgt die Feststellung: „Als Hausfrau und Mutter muß man mehr geben, als man zurückerhält.“ – klassische Formulierung dessen, was Ausbeutung genannt wird. Der Widerspruch ist eine wesentliche Ursache der psychischen Situation der Frauen heute. Unter ihnen ist ein weit größerer Anteil depressiv, neurotisch oder gar psychisch krank als unter den Männern, wobei der Schizophrenie eine besondere Rolle zukommt. 51

In diesem Zusammenhang wäre zu erwägen, ob nicht das Frauenbild des 19. Jahrhunderts, das noch weit in das zwanzigste hineinwirkt, jenseits seiner Charakteristika „Häuslichkeit, Unterwürfigkeit, Frömmigkeit, Reinheit“ vor allem von einer grundsätzlichen und nicht weniger langfristig wirksamen Widersprüchlichkeit geprägt ist: die Frau wurde nicht nur als schwach und passiv normiert, sondern aktiv und stark mußte sie im Ernstfall auch sein; nicht nur als von Natur aus ohnmächtig und in dieser Ohnmacht „glücklich“, sondern auch als bedrohlich und auf subtile Weise mächtig – was eben ihre immer wieder erneuerte Unterwerfung unter die männlichen Ansprüche erforderlich machte. 52 Hatte die ideologische Propagierung der weiblichen Passivität historisch die Bedeutung, weibliche Aggressivität und Identität zu untergraben, ohne diese Realität von Aggression und Kämpfen offen zu benennen, so geht die Normierung jener Widersprüchlichkeit noch weiter. Sie untergräbt die Autonomie und die Kämpfe von Frauen suggestiver und weit wirkungsvoller noch als durch Strafe von außen: nämlich durch Schuldbewußtsein, durch Drohung mit der Un-Natur, durch Neurose und Schizophrenie.

Jener grundlegende, ökonomische wie psychische Widerspruch zwischen gesellschaftlichem Wert und Unwert schlägt sich in diversen anderen Phänomenen nieder. Unter ihnen sei das „Parkinsonsche Gesetz“ 53 genannt, demzufolge Hausarbeit dahin tendiert, alle verfügbare Zeit auszufüllen, ungeachtet ihrer „objektiven“ Notwendigkeit. Gefolgt wird daraus, daß sie umgekehrt bei gutem Willen und dem entsprechenden Bewußtsein auch auf ein Minimum komprimiert werden könnte. Solange indessen die Anerkennung dieser Arbeit allenfalls in der Anerkennung von Mann und Familie besteht, die Arbeit im übrigen Ausfluß der Liebe und der eigenen Natur ist, – solange tritt das bei Männerarbeit selbstverständliche Bedürfnis nach weniger Arbeit (bei gleichem oder höherem Lohn) oft nur gebrochen zutage: Opferbereitschaft ist wie Neurose eingebauter Mechanismus derjenigen „Liebe“, die sich in Hausarbeit ausdrückt. 54 Zum zweiten hatten die Zeit- und Bewegungsstudien – ein Grundprinzip

der Fabrikationalisierung, getragen von der Notwendigkeit, Lohnkosten einzusparen – im Haushalt nur sehr begrenzten Sinn: denn die Einsparung von Zeit für eine einzelne Tätigkeit fiel bei der Vielzahl der Hausfrauen-tätigkeiten kaum ins Gewicht, und außerdem zahlte sie sich nicht in der Einsparung von Stundenlohn aus. Zeit- und Bewegungsstudien, aber auch der Impuls zu einer vernünftigeren Küchenausstattung traten deshalb, gemessen am Stand der Technologie, auch bald in den Hintergrund gegenüber der rentableren und produktiveren Propagierung des Hausfrauen- und Weiblichkeitswahns seit den dreißiger Jahren. Schließlich zeigte sich jener Widerspruch, ja jene Schizophrenie, an einer weiteren Grenze, an welche die Übertragung der Wissenschaftlichen Betriebsführung auf den Haushalt bald genug stieß. 55 Die tayloristische Trennung von Planung und Ausführung mußte hier notwendig scheitern: Küchenschreibtisch und ähnliche „Hilfen“ konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß für die Hausfrau die Trennung zwischen Management und Arbeit nur eine fiktive ist und sie beides tun muß. Die „Arbeiterinnen-selbstverwaltung“ in der Küche, wo Denken und Tun, hochqualifizierte und ungelernete Arbeiten in der Person der Frau zusammenfallen, setzt der Selbstbestimmung sehr enge Grenzen: nicht viel mehr als die Wahl, ob die Wäsche Dienstag oder Freitag gewaschen wird.

Der Staat als Arbeitgeber der Frauen

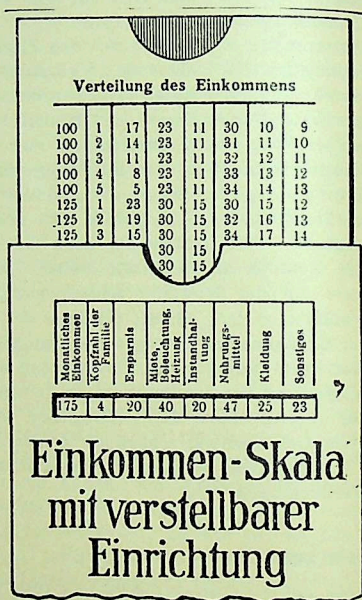
Zwischen 1914 und 1924 ging die Immigration in die USA drastisch zurück. Gesetze gegen die unbeschränkte Einwanderung wurden erlassen, Ergebnis von nationalistischer Kriegshysterie, von wachsendem Rassismus und Fremdenhaß und vor allem Reaktion auf die zwischen 1909 und 1919 immer stärker werdenden Kämpfe der ausländischen, meist ungelerten Fabrikarbeiter, Fabrikarbeiterinnen und im übrigen auch Hausarbeiterinnen. Die amerikanische Wirtschaft, die sich auf der Basis eines unbegrenzten Angebots von Arbeitskräften so rasch entwickelt hatte, mußte sich nun nach einer neuen Grundlage für die Akkumulation umsehen; anstelle der Quantität der Arbeitskräfte mußte nun, wie wir oben sahen, ihre Qualität, selbst ihre Produktion gesichert werden. Derselbe Staat, der mit seinen Gesetzen die freie Immigration, einst der Stolz der amerikanischen Freiheitsliebe, abgeschnitten hatte, übernahm nun diese Aufgabe und wurde zum Regulator des Arbeitsmarktes (gleichsam eine Generalprobe war der erste Weltkrieg: die Bundesregierung übte ein Monopol über den Einsatz vor allem der ungelerten Arbeitskraft aus). In den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts wurde damit der Staat zum Arbeitgeber – allerdings nicht zum Lohngeber –

der Frauen als Hausarbeiterinnen, als Produzentinnen der Arbeitskraft in Familien- und Schulpolitik. Einige Beispiele seien hier genannt. Die Modernisierung und Steuerung der Hausarbeit durch den direkten Eingriff des Department of Agriculture wurde schon erwähnt; in Deutschland finden wir die gleichen Tendenzen zur Rationalisierung der Hausarbeit im Landwirtschaftsministerium und im Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit. 56 Das Fach „Hauswirtschaft“ wurde durch Bundesgesetze von 1914 und 1917 auf allen Ebenen des Schulsystems, von der Grundschule bis zur Universität 57, für Frauen eingeführt – im gleichen Zeitraum, als die Frauen sich den Zugang zu den Bildungsinstitutionen erkämpften. Hier sollten sie ihr *vocational training*, ihre Berufsausbildung, finden, und zwar durch staatliche Intervention: „Das Smith-Lever- und das Smith-Hughes-Gesetz sind Meilensteine in der Geschichte der Hauswirtschaftsbewegung, insofern sie eine feste Verbindung zwischen der Hauswirtschaft und der Bundesregierung herstellen.“ 58 Im gleichen Zeitraum liegt der Beginn der modernen frauenspezifischen bzw. arbeitsmarktorientierten Sozialpolitik. Seit etwa 1910 wurden in den Einzelstaaten – 1930 fehlten nur noch vier – *mother's pensions* eingeführt, d.h. Geld für alleinstehende Mütter. Zwei Momente der Diskussion um diese Art der Sozialhilfe wirkten entscheidend und langfristig auf das Wohlfahrtssystem: erstens wurde es der philanthropischen Privatfürsorge der Großkonzerne entzogen und dem Staat anvertraut; zweitens war dies Müttergeld Resultat der Einsicht, daß die Kindererziehung von Müttern billiger und besser besorgt wurde als von Heimen und anderen Institutionen (einschließlich der Gefängnisse). Ihren vorläufigen Abschluß fand diese Gesetzgebung schließlich in dem Bundes-Mutterschaftsgesetz von 1921, das kaum weniger entscheidend war als die Zulassung des Frauenwahlrechts von 1920.

Lohn und Arbeit

Etwa seit der Wirtschaftskrise von 1903 wird in den USA immer heftiger das Problem des *cost of living*, der steigenden Lebenshaltungskosten diskutiert, und zwar im Zusammenhang der Löhne, Lohnforderungen und Lohnkämpfe in den Fabriken und der Inflation, die mit der Jahrhundertwende beginnt, sich während des Weltkrieges beschleunigt und in der Nachkriegszeit ihren Höhepunkt erreicht. Es waren vor allem Frauen, die mit ihren Organisationen und Aktivitäten – vom Hausfrauen- über den Verbraucherverband bis hin zu Warenboykotts und *food riots*, „Hungerrevolten“ – auf die steigenden Lebenshaltungskosten hinweisen und sie bekämpften. Im Gegenzug dagegen wird nun die im Haus arbeitende Frau

von den Gesellschaftsplanern entdeckt als „diejenige, die fähig ist, das Rätsel zu lösen, wie man die Lebenshaltungskosten senken kann.“ 59 Die weibliche Hausarbeit wird in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in den USA nicht nur allgemein als Generation und Regeneration der Arbeitskraft gesehen, sondern ganz bewußt konzipiert als

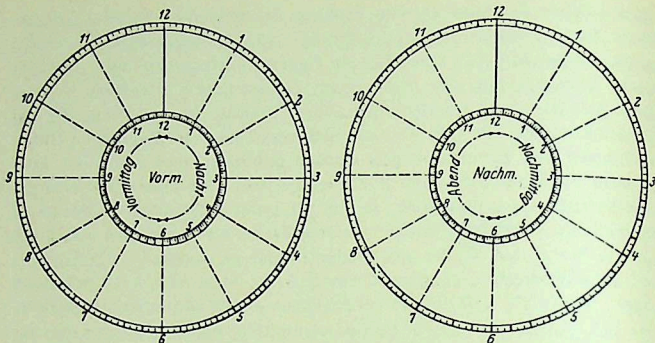


Die Illinois Merchant Trust-Company, die diese Budget-Pläne ausgab, sorgte dafür, daß die Hausfrauen ihre Arbeit den wechselnden Löhnen im Konjunkturzyklus anpassen lernten

Beitrag zum Reallohn des Mannes, um den drängenden sozialpolitischen Problemen abzuwehren, genauer: um auf die Lohnkämpfe der Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen, vor allem auch der schlechtestbezahlten Ausländer, nicht mit allzu großen Lohnerhöhungen antworten zu müssen. „Ein schlecht ausgegebener Dollar ist nur ein halber Dollar“, war der Tenor

einer reichen Literatur zu dem Problem der Erhöhung des Realeinkommens durch effiziente Haushaltsführung. „Das Realeinkommen“, schrieb mitten in der Inflation von 1920 ein Experte in Hauswirtschaft, „schließt auch Elemente ein, die nicht durch Geldausgeben erworben werden. Dies betrifft vor allem die unbezahlten Dienste der Hausfrau, die das Realeinkommen um 100 % zu erhöhen vermögen.“ 60 Zahlreiche Untersuchungen von Familienbudgets wurden publiziert, und schließlich konzipierte die Wirtschafts- und Sozialwissenschaft zum ersten Mal eine politisch wirksame Lohntheorie, in der der Lohn nicht mehr für das bloße individuelle Überleben, sondern dafür gedacht war, auch Kost und Logis der für Mann und Kinder arbeitenden Frauen zu decken. 61 Als Antwort auf die Arbeiterforderung nach einem *living wage* oder auch *minimum wage* wurde ein System von betrieblichen *family allowances* propagiert, das sich gleichzeitig auch in Europa verbreitete: Familienzulagen, die aus Branchen- und Regionalfonds bezahlt wurden, zu denen sich die Unternehmer zusammenschließen mußten, da ja sonst die kinderlosen Arbeiter bevorzugt eingestellt worden wären – zum Schaden der Arbeitskraft von morgen. Ihre Institutionalisierung und Verallgemeinerung fiel zusammen mit der Einrichtung eines differenzierten, nach Familienstand abgestuften Lohnsteuersystems; es machte den Staat zum Garanten einer Familienstruktur und von Hausarbeit, deren finanzielles Entgelt – der Unterschied zwischen den Steuerklassen – dem Ehemann, nicht der Hausarbeiterin selbst zukam. 62

Mit diesen Zuschüssen wurde also weder die Frau noch ihre Arbeit bezahlt, die weiterhin als unbezahlbar galt und gilt, wohl aber ihre besondere Ausbeutung ermöglicht. Denn sie bestand gerade darin, daß die Frau, finanziell vom Mann abhängig, seinen unzureichenden Familienlohn streckte, so die Lebenshaltungskosten senkte und es damit dem Arbeitgeber möglich machte, den Lohn des Mannes niedrig zu halten; umgekehrt vermochte die unbezahlte Arbeit der Hausfrau mehr Geld einzusparsen, als sie durch eine unterbezahlte Berufstätigkeit als „Zusatzverdienerin“ zu erhalten hoffen konnte. Eine der präzisesten zeitgenössischen Formulierungen dieses Zusammenhangs stammt von Ida Tarbell, einer der schärfsten Gesellschaftskritikerinnen ihrer Zeit – allerdings nicht in dieser Sache: „Der Anstieg der Lebenshaltungskosten verschärft sich in der lohnabhängigen Klasse weitgehend proportional zu der Art von Management, mit dem der Lohn verwaltet wird. In der Regel steigen die Preise schneller als der Lohn – und dagegen kann man nur mit einer rationalen Haushaltsführung angehen. Es wäre ein Desaster, wollte man dagegen angehen, indem die Mutter arbeiten geschickt wird. Ihr Lohn kann niemals aufwiegen, was durch die Vernachlässigung des Haushalts verloren wird.“



Tageseinteilungskarte der Hausfrau

Name

Adresse

Wochentag

Datum 192

Jeder kleine Raum zwischen den Stunden der „Uhr“ stellt fünf Minuten dar. Beginne diesen Tagesbericht, indem du in das Zifferblatt „Vormittags“ von dem äußeren nach dem inneren Kreis einen Strich ziehst, der die Zeit des Aufstehens angibt. Nach Beendigung der nächsten Tätigkeit ist ein neuer Strich zu ziehen und in den so entstandenen Zwischenraum ist die verrichtete Tätigkeit einzufügen. Auf diese Weise ist fortzufahren und mittags zum Nachmittags-Zifferblatt überzugehen, wodurch die 24 Stunden voll erfährt werden.

Anzahl der Personen

	Wohnung	Mahlzeiten (einschl. Frühstück außer dem Hauso)		
		Frühstück	Mittagessen	Abendessen
Familie . . .				
Gäste . . .				
Pensionäre u. Mieter . .				
Haushalthilfe				
Landwirtschaftliche Hilfe . . .				
Gesamt				

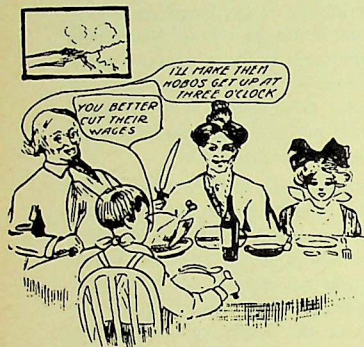
Bemerkungen

Deshalb meine ich, daß wissenschaftliche Haushaltsführung von grundlegender Bedeutung ist, wollen wir mit den hohen Lebenshaltungskosten fertig werden.“ Mit dieser weisen Fügung eines *circulus vitiosus* kam ein Prozeß zum Abschluß, den der bekannte Wirtschaftswissenschaftler John Kenneth Galbraith 1973 unter dem Einfluß der Frauenbewegung folgendermaßen beschrieb: „Die Umwandlung der Frauen in eine auf unsichtbare Weise dienende Klasse war eine ökonomische Leistung ersten Ranges. Dienstboten für gesellschaftlich unterbewertete Arbeiten standen einst nur einer Minderheit der vorindustriellen Bevölkerung zur Verfügung; die dienstbare Hausfrau steht jedoch heute auf ganz demokratische Weise fast der gesamten männlichen Bevölkerung zur Verfügung.“ 63

Dieser Zusammenhang läßt sich folgendermaßen zusammenfassen: der Übergang von der frühen, pauperistischen Phase der Kapitalakkumulation, die sich eines nahezu unerschöpflichen Arbeitskräfteangebots bedienen konnte, zum Reformkapitalismus des 20. Jahrhunderts, der höhere Löhne und Arbeitsmarktregulierung einschloß, war nur möglich auf Kosten der Frauen und als Reaktion auf ihre Kämpfe, die Frauenbewegung, seit der Mitte des 19. Jahrhundert: nämlich durch die Schaffung, Verallgemeinerung und Institutionalisierung der Hausarbeit. Diese Subsumtion der Hausarbeit unter Kapital muß nach zwei Seiten hin begriffen werden: einerseits begann man, den Männern höhere Löhne zu zahlen, gerade so hoch, daß sie eine Frau in ökonomischer und sexueller Abhängigkeit halten konnten; andererseits machte die Unterwerfung der Frau und die Durchsetzung der Familie als Organisationsform unbezahlter Hausarbeit in der Arbeiterklasse es möglich, den Arbeitern geringere Löhne zu zahlen, als es die Klassenkämpfe bis zu den Revolutionen von 1917/1919 erforderlich gemacht hätten. Das Kapital konnte den streikenden Arbeitern gewissermaßen die Frauen als Kompensation anbieten, und die Frauenfeindlichkeit der Arbeiterbewegung hat diesen Handel akzeptiert. Die Senkung des Werts der Ware Arbeitskraft und ihres Preises auf dem Arbeitsmarkt geschah nicht – wie es der Sozialismus bis heute in unterschiedlichen Formen aufrechterhält – durch die „Schmutzkonkurrenz“ der Frauen (die ja im Gegenteil durch die Institutionalisierung eines doppelten Arbeitsmarkts mittels niedriger Frauenlöhne in Schranken gehalten wurde), sondern durch die Ausbeutung der Frauen durch die Männer. Weil die Frauen für die Männer *grundsätzlich* unbezahlte Arbeit verrichten, ist es bis heute möglich, den Männern zu niedrige Löhne zu zahlen, und ist es darüberhinaus möglich Männer (und Frauen) zu teilweise unbezahlter Arbeit zu nötigen, die in Kapital verwandelt wird. Für einen Lohn erhält der Unternehmer bzw. der Staat zwei Arbeitskräfte, das Lohnverhältnis verbirgt die Gratisarbeit der Frau, alle Arbeit

AN IDENTITY OF INTEREST

Industrial Worker, July 16, 1934



Brother Farmer

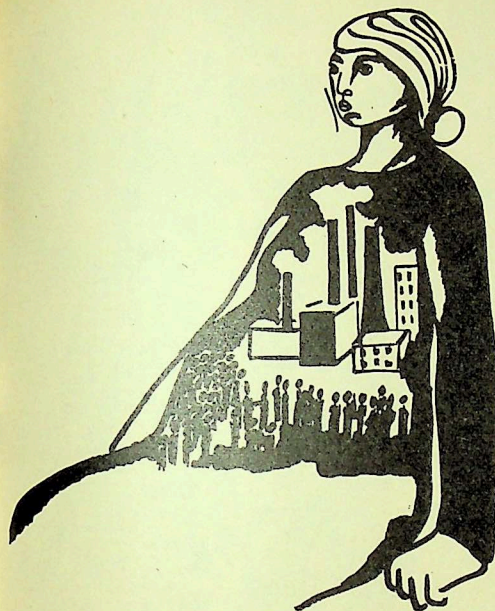
Bauer: „Ich werde diese Wanderarbeiter dazu bringen, früh um drei Uhr aufzustehen!“ – „Zieh ihnen besser noch was von ihrem Lohn ab!“



Brother Farm Hand

Wandernde Tagelöhner: „Jack, wo ist deine Familie?“ „Ich habe keine.“ – „Laßt uns also um höhere Löhne streiken, denn nur durch unsere Arbeit kann sich der Boss eine Familie leisten!“

erscheint als entlohnte bzw. als bezahlte Arbeit, und umgekehrt: was nicht entlohnt wird, erscheint nicht als Arbeit. Die Frauen sind nicht nur das „Herz der Familie“, sondern das Herz des Kapitals. Es steht und fällt damit, sich ihrer Liebe, ihrer „Natur“, ihrer Arbeit umsonst bedienen zu können. Überdeutlich wurde dies in der Zeit vom ersten und zweiten Weltkrieg, in den extremen Situationen von Weltkrise und Weltkrieg: in der ersten wird die Lohnarbeit reduziert und die Gratarbeit immens ausgedehnt, bis sie zum letzten Pfeiler des sozialen Lebenszusammenhangs wird (letztlich ist es also die Unbezahtheit der Hausarbeit, die dem kapitalistischen Krisenzyklus zugrundeliegt) 64 ; in der letzteren werden die Männer in unproduktiv-destruktiver Arbeit eingesetzt, und unbezahlte wie bezahlte Arbeit hinter der Front wird zur Frauensache.



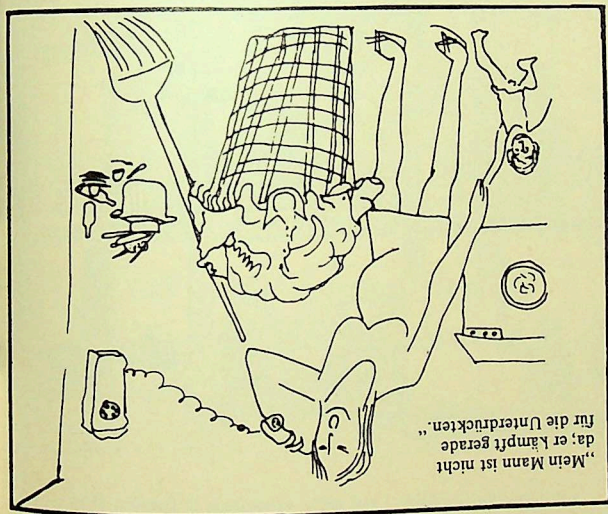
Lohn gegen Hausarbeit

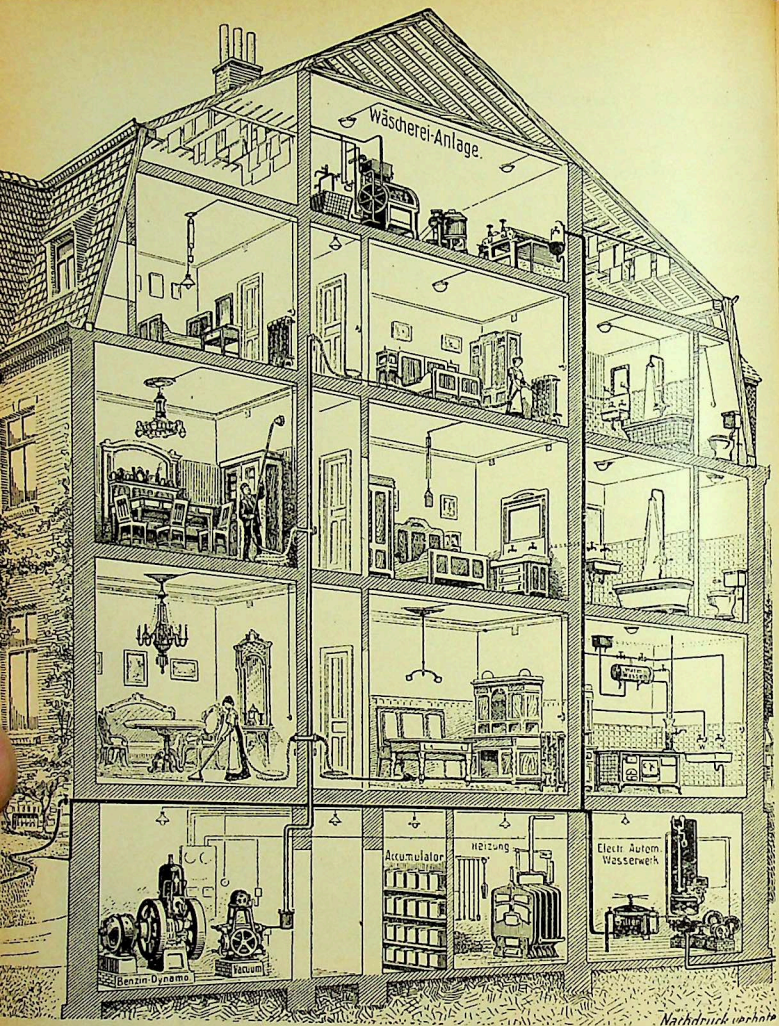
Die Auslagerung vieler Haushaltstätigkeiten und -produkte in die industriell betriebene Produktion auf der Basis von Arbeitsteilung, Kooperation, Lohn und Profit, die üblicherweise Vergesellschaftung genannt wird und den Frauen manche Schwerarbeit abgenommen hatte, war bis ins zweite Jahrzehnt unseres Jahrhunderts beträchtlich vorangeschritten. Dann scheint sie Halt gemacht zu haben, ja, in den zwanziger Jahren scheint eine rückläufige Bewegung eingetreten zu sein, und zwar sowohl in Rußland wie in Mittel- und Westeuropa und in den USA, abzulesen etwa am Rückgang nicht-familiärer oder gar kollektiver Wohnverhältnisse und -experimente: *boarding houses* in den USA, Wohnkommunen in der UdSSR. Da Haushalt und Hausarbeit historisch kaum erforscht sind, ist wenig über diesen Prozeß bekannt; es liegt nahe, ihn mit dem weltweiten



Kämpfe von Hausfrauen in Chicago 1937

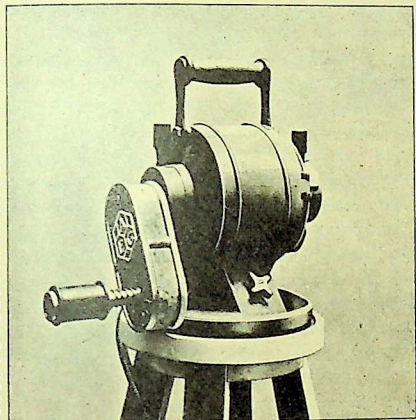
Rückgang der Frauenbewegung und mit der oben angedeuteten Entwicklung der Arbeiterbewegung und des Staats in Verbindung zu bringen. In diesem Kontext läßt sich indessen einer der Gründe dieser Reprivatisierung zuvor vergesellschafteter Hausarbeit noch weiter präzisieren: nämlich gerade die Tatsache, daß sie in ihrer privaten Form unbezahlt blieb. War sie technisch und organisatorisch zwar wenig effizient, so war sie doch wertmäßig effizienter, d.h. billiger und damit rentabler als ihre industrialisierte Form, für die man hätte Löhne zahlen müssen – und seien es auch nur diejenigen von Putzfrauen gewesen. Exemplarisch läßt sich dies am Wäschewaschen zeigen, das bis etwa zum ersten Weltkrieg in den USA wie in Europa immer mehr – oder auch: immer noch – in öffentlichen Waschanstalten abgewickelt wurde, teils von Gemeinden, teils von Unternehmen in Lohnarbeit betrieben; Wäsche gab man aus, und in Europa pflegten die Frauen auch noch gemeinsam im Dorfbecken zu waschen. Erst in den zwanziger Jahren wurden die öffentlichen Waschanlagen durch den Aufschwung der privaten Waschmaschine ersetzt, die offensive Marktpolitik der Waschmaschinenfirmen verstärkte die Auswirkungen der hohen Lohnkosten für Dienstleistungen. 66 Technologisch wurde dieser Prozeß ermöglicht durch die Vervollkommnung des kleinen





„Ein modernes Landhaus“ auf einer Ausstellung in Dresden 1911

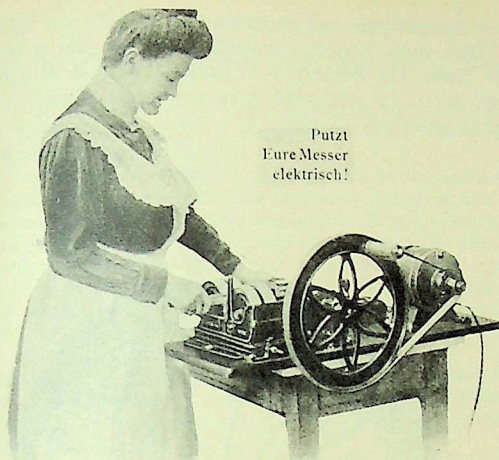
Elektrische Kraft im Küchenbetrieb



ist immer arbeitsfertig,
unermüdlich und absolut
zuverlässig.

Elektromotors, der, anders als die dafür ungeeignete Dampfmaschine, mit der Elektrifizierung der Haushalte erlaubte, gleichsam die Fabrik ins Haus zu verlagern – und zwar ohne ihre Löhne, Lohnprobleme, Lohnkämpfe. Doch auch hier haben wir es nur am Rand mit einem rein und echt technischen Fortschritt zu tun, sondern wiederum mit einer im weitesten Sinn politisch-ökonomischen Entscheidung für eine geeignete Technologie unter vielen, wie überhaupt die Frage der Zentralisierung und Dezentralisierung, der „großen“ und der „kleinen“ Fabrik, der Agglomeration und der Vereinzelung von Arbeitskräften eine politisch-ökonomische ist. Ganz abgesehen von ihrer größeren „Effizienz“ in der psychischen und sexuellen Dimension der Frauenrolle entsprach die mit Hilfe des kleinen Elektromotors reprivatisierte Hausarbeitsorganisation wieder einem wesentlichen Kriterium der Rationalisierung Taylors, der einmal seinen Arbeitern vor Augen hielt, daß die Effizienz der konkreten finanziellen Rentabilität langfristig Vorrang habe vor der Effizienz der abstrakt technisch rasonnierenden Vernunft des gelernten Arbeiters.⁶⁷

Wo aber liegen die sozialpolitischen Gründe jenes Prozesses? Zur Beantwortung dieser Frage müßte, über den bisher umrissenen Rahmen hinaus, die vergessene Sozialgeschichte der Frauenkämpfe inner- und außerhalb der alten Frauenbewegung neu aufgerollt werden, ebenso die Methoden, mit denen sie in der Wirklichkeit blockiert oder aus dem historischen Gedächtnis verdrängt wurden. Blockierung wie Verdrängung muß verstanden werden als Reaktion auf die radikalen Tendenzen der Frauenbewegung, die bis in die 1880er Jahre vorherrschten, und auf die weniger bekannten Kämpfe in ihrer Nachfolge einschließlich solcher, die sich im statistischen Geburtenrückgang niederschlugen ⁶⁸, – somit als vorläufiger Sieg über eine Bewegung, deren ursprünglicher Inhalt keineswegs das formale Wahlrecht und das „Recht“ auf mehr Arbeit und Doppelbelastung war, sondern die materielle Unabhängigkeit der Frauen und ihr Recht auf weniger Arbeit. Damals trat vereinzelt die Forderung nach Bezahlung der Hausarbeit auf, die erst mit der neuen Frauenbewegung seit Ende der sechziger Jahre zu einer Bewegung wurde. ⁶⁹ Anfang des 20. Jahrhunderts war sie hinter der anderen, von bürgerlichen wie sozialistischen Frauen getragenen Forderung nach Einlaß in die „männliche“ Arbeitswelt („Give us labor and the training which fits for labor“ ⁷⁰) und nach vergesellschafteter, industrialisierter Bewältigung der Hausarbeit zurückgetreten. ⁷¹ Bald, und vor allem in der Krise der dreißiger Jahre, zeigte sich jedoch, daß „die häusliche Produktion immer noch mit der industriellen Massenproduktion konkurrieren kann, da die Arbeit zur Herstellung vieler ihrer Produkte keine Kosten verursacht.“ ⁷² Seit ihrer Niederlage in den zwanziger Jahren, als die moderne Hausarbeit endgül-

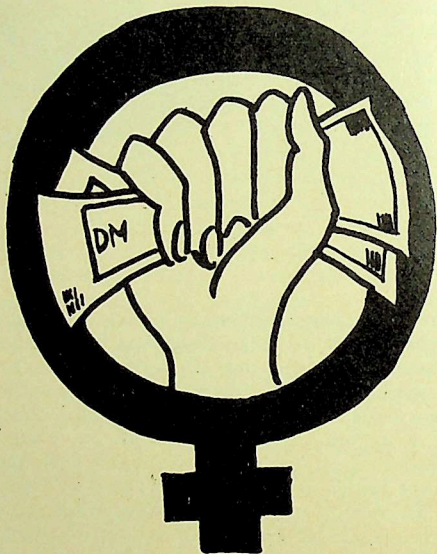


Putzt
Eure Messer
elektrisch!

tig durchgesetzt und verallgemeinert wurde, kann keine Frauenbewegung, die wirklich Befreiung will, die Vergesellschaftung, bzw. genauer: die Aufhebung der Hausarbeit fordern, ohne gleichzeitig ihre Bezahlung zu erkämpfen; und zwar Lohn sowohl für die vergesellschaftete wie für die nicht vergesellschaftete und die nicht vergesellschaftbare Arbeit. Einzig die Verweigerung der Hausarbeit, wie sie von der neueren Frauenbewegung als Kampfmethode und als Kampfinhalt praktiziert wird, kann – und muß – eine solche Forderung durchsetzen. Erst wenn die Produktion und Reproduktion der Arbeitskraft wie jede andere Arbeit entlohnt wird, wird sie als Arbeit gesellschaftlich sichtbar und wertvoll, werden diejenigen Technologien eingesetzt, die sie wirklich reduzieren, werden die Frauen materiell unabhängig und damit imstande, diese Arbeit und ihre Organisation in Frage zu stellen, die bisher als Ausdruck ihrer Natur galt. Erst wenn die Gleichung zwischen Arbeit und Liebe, zwischen Arbeit und Natur gebrochen wird, wenn Arbeit genannt wird, was Arbeit ist, können wir Frauen diese Arbeit angreifen und wieder entdecken oder selbst bestimmen, was Natur und Liebe ist: eine Sexualität, die keinem Produktivitätszwang unterworfen ist. Wenn wir keine Arbeitskraft mehr für

andere disziplinieren und abrichten – weder die der Kinder, noch die von Männern und Frauen, noch unsere eigene –, gibt es keine Hausarbeit mehr. Diese ihre Zerstörung ist keine Utopie, sondern wird in jedem Kampf gegen die profitliche Lüge vom „Liebesdienst“ der weiblichen Natur zu einem Stück Realität.

Gisela Bock/Barbara Duden



Anmerkungen

- 1) Franz Ebhardt, Der gute Ton in allen Lebenslagen, 1881, zitiert in „Eltern“, November 1976.
 Laura T. Rohrlisch, Ethel L. Vatter, Women in the World of Work, in: Women's Studies I, 3 (1973), S. 263–277; U. S. Department of Labor, The Workers' Story, 1913–1953, Washington, D.C., 1953, S. 5:
„In this story of the American worker we shall count as a worker anyone who works or is seeking work. This includes those workers who are for the time out of a job. It includes all of those who are working, whether full time or part time. It includes not only those who work for wages, but also those who work for salary or profit. Men and Women in the armed services are included as workers. (. . .) We shall not, however, count as workers housewives who do not work also for wages, and persons under 14 years of age. Nor shall we count people who are unable to work, or are too old to work, or who have retired and are not looking for work, or who are sick enough to be in institutions.“
- 2) Simon Kuznets, National Income and Its Composition, 1919–1938, New York 1941, S. 431–433, schätzt den Wert der Hausarbeit für 1929 auf 23 Milliarden Dollar, d.h. etwa 1/4 des BSP, und zwar auf der Basis des Jahreslohns von Dienstboten, d.h. 900 Dollar. Vgl. auch Anm. 5.
- 3) Zum Beispiel Kate Millett, Sexual Politics, New York 1969 (dt.: Sexus und Herrschaft, München 1972), in ihrem Abschnitt über Ökonomie, und vor allem: Mariarosa Dalla Costa und Selma James, Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft, Berlin 1973 (¹1971, Padova und London). Verbreitet und als Broschüre und in Anthologien öfters abgedruckt sind auch: Pat Mainardi, The Politics of Housework, 1969, und Judy Syfers, Why I Want a Wife, 1968 (beide auf deutsch: Frauenjournal Nr. 1, 1974). – Zum veränderten Sprachgebrauch vgl. etwa das von einer Forschungsgruppe des Department of Health, Education and Welfare hrsg. Buch: Work in America, Cambridge, Mass., 1973.
- 4) Ann Oakley, Woman's Work: The Housewife, Past and Present, New York 1974 (über England; die gleichzeitig erschienene britische Ausgabe trägt den Titel: „Housewives“). Soziologisch, nicht historisch orientiert, ist ihr Buch The Sociology of Housework, New York 1974, und Helen Z. Lopate, Occupation: Housewife, London – New York 1971. Joann Vanek, Keeping Busy: Time Spent in Housework, United States 1920–1970, unveröff. PhD-Dissertation, University of Michigan 1973; dies., Time Spent in Housework, in: Scientific American, vol. 231 (1974) S. 115–120. Vgl. außerdem die weiter unten zitierten Arbeiten von Ehrenreich/English, Fritschner und Hartmann (Anm. 41, 58, 66).
- 5) Was die Arbeitskraft der Ehefrau betrifft, so ist dies erst kürzlich wieder in verschiedenen Gerichtsurteilen bestätigt worden. Mehreren Männern, deren Ehefrauen verunglückt waren, wurde ein finanzieller Ersatz für „ihre“ ausgefallene Gratis-Arbeitskraft zugebilligt – eine Bäuerin wurde sogar als Äquivalent von zwei Arbeitskräften kalkuliert, die monatlich immerhin 3680 DM wert waren. (FAZ vom 18.9.76; ähnliche Fälle und Messungen, die aber keineswegs auf Westdeutschland allein beschränkt sind, in der Zeitschrift „Stern“ vom 14. April

- 1976, S. 79–85: „Für eine tote Mutter gibt's nur Kleingeld“). Die Zeitschrift „Eltern“ veröffentlichte kürzlich eine Refa-Studie, derzufolge der Wert der Arbeit von Hausfrauen – selbst ohne Kinder! – auf der Basis von eingehender Arbeitsplatzanalyse zwischen DM 1857,50 und 2783,75 monatlich anzusetzen ist; „Eltern“ wie Refa lehnen allerdings ab, daß solche Gehälter für solche Arbeit auch gezahlt werden . . . nur den moralischen Wert und die Würde der Frauenarbeit sollen die Summen dokumentieren („Eltern“, Oktober 1976, S. 31–40).
- 6) Alice Schwarzer, Der kleine Unterschied und seine großen Folgen, Frankfurt/M. 1975, S. 236. Diese Autorin zieht allerdings aus ihren Interviews Schlüsse, die den unsrigen diametral entgegen gesetzt sind und die den Frauen individuell und als Bewegung keine andere Perspektive bieten, als sie auch schon die Linke mit ihrer Glorifizierung von Fabrikarbeit geboten hatte, nämlich die fragwürdige „Befreiung“ durch zusätzliche Arbeit: „Trotz Doppelbelastung und auch bei schlechter Qualifikation fördert absolut jede Berufstätigkeit die Unabhängigkeit der Frau“ (S. 224).
- 7) Vgl. z.B. die detaillierte Analyse von 20 Minuten Hausarbeit in diesem Band, und vor allem das unten in Anm. 69 zitierte Buch von Pieke Biermann, Das Herz der Familie.
- 8) Eine Geschichte der Hausarbeit ohne eine der Sexualität muß Stückwerk bleiben; trotzdem mußten wir uns entschließen, diese Frage hier auszuklammern wegen der Schwierigkeit und Komplexität des Gegenstands und seiner Quellenlage. Wir meinen jedoch, daß die Geschichte der Sexualität keineswegs derart eindeutig eine der fortschreitenden sexuellen Befreiung – gar der Frau! – gewesen ist, wie Edward Shorter, The Making of the Family, New York 1975, zu rekonstruieren beansprucht (von weiblicher Sexualität erfährt man wenig, außer der angeblichen Tatsache, daß seit dem 19. Jahrhundert den Frauen der Orgasmus zugestanden worden sei. Kein Wunder, daß aus seiner Perspektive der weiblichen Homosexualität keine Zeile gewidmet wird). Überzeugender als seine These und ihr Gegensatz (die fortschreitende Sexualunterdrückung) erscheint uns ein Ansatz, der gegenüber früheren Zeiten einer wachsenden Standardisierung und Kanalisierung der (Zwangshetero-)Sexualität zumindest bis ins 20. Jahrhundert Rechnung trägt. In diesem Zusammenhang besonders wichtig: Jean-Louis Flandrin, Contraception, mariage et relations amoureuses dans l'Occident chrétien, in: Annales, E.S.C., Bd. 24 (1969) S. 1370–1390; ders., Mariage tardif et vie sexuelle: Discussions et hypotheses de recherche, ebd. Bd. 27 (1972) S. 1351–1378. Jacques Sole, L'amour en Occident à l'époque moderne, Paris 1976.
- 9) C.F. Pockels, Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts, Bd. 1–5 Hannover 1797–1802, hier Bd. 1 S. 29f. Das Ehepaar Plicque-Girardin erwähnt bei:
- 10) Zitat: M. Baulant, La famille en miettes: Sur un aspect de la démographie du XVII^e siècle, in: Annales E.S.C. 4/5 (1972) S. 960; Zur Ökonomie des „ganzen Hauses“: O. Brunner, „Das ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“, in: ders., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, Göttingen 1968, S. 103–xxx; P. Laslett, The World we have Lost, London 1971², Kap. 1; H. Medick, Zur strukturellen Funktion von Haushalt und Familie im Übergang von der traditionellen Agrarwirtschaft zum industriellen Kapitalismus, erscheint in: W. Conze (Hrsg.) Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart 1977, L. Berkner, The Stem Family and the Developmental Cycle of the Peasant Household: An Eighteenth-Century Austrian Example, in: American Historical Review 77 (1972) S. 398–418; Chiara Saraceno, Anatomia delle Famiglia, Bari 1976, Kap. 3.
- 11) Justus Menius (1529), zitiert bei D. Schwab, Artikel „Familie“, in: O. Brunner u.a. (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe. Hist. Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 2, Stuttgart 1973, S. 272; Zur Frauenarbeit in bäuerlichen Wirtschaften: E. Shorter, The Making of the Modern Family, New York, 1975, S. 65–72; G. Thuillier, Pour une Histoire des Travaux Ménagers en Nivernais au XIX^e siècle, in: Revue d'histoire économique et sociale 2 (1972) S. 238–264.
- 12) C.F. Germershausen, Die Hausmutter in allen ihren Geschäften, Bd. 1, Leipzig 1778, S. 30, 190ff, 242ff.
- 13) Der Bericht des italienischen Geistlichen zitiert bei: J. L. Flandrin, Familles, parenté, maison, sexualité dans l'ancien société, Paris 1976, S. 115.
- 14) Zur Frauenarbeit:
N. Zemon Davis, City Women and Religious Change, in: dies., Society and Culture in Early Modern France, Stanford 1975, S. 70; J. Scott, L. Tilly, Women's Work and the Family in Nineteenth Century Europe, in: Ch. Rosenberg (Hrsg.) The Family in History, Pennsylvania Press 1975, S. 153–161; O. Hufton, Women in Revolution 1789–1796, in: Past and Present (1971) S. 80–94.
- 15) C. Küther, Räuber und Gauner in Deutschland, Göttingen 1976, S. 31; In Frankreich nahm man z.B. in einem Jahr (1780) in der Direktion de Lavel 3.670 Frauen wegen Salzschnuggels fest, G. Lefebvre, La Grande-Peur de 1789, Paris 1932 S. 21. Zum Zuerwerb der Frauen der Unterschichten: M. Morineau, Budgets populaires en France au XVIII^e siècle, in: Rev. d'hist. econ. et soc. 2 (1972) S. 210 u. 220.
- 16) F. W. Henning, Bauernwirtschaft und Bauerneinkommen in Ostpreußen im 18. Jahrhundert, Würzburg 1969, S. 96, 142ff; W. Kula, La seigneurie et la famille paysanne en Pologne au XVIII^e siècle, in: Annales E.S.C. 4/5 (1972) S. 949–958.
- 17) Wohnung und Hausarbeit:
Shorter, Making, S. 40 und 69f; Flandrin, Familles, S. 91–101; Zum Brotverbrauch: Morineau, Budgets populaires, S. 215ff; D. Saalfeld, Die Bedeutung des Getreides für die Haushaltsausgaben städtischer Verbraucher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in Geschichte und Gegenwart. Festschrift W. Abel, hrsg. v. H.-G. Schlotter, Hannover 1964, S. 26–38.
- 18) Zur „alten Kindheit“ die entsprechenden Kapitel in den schon zitierten Arbeiten Flandrins und Shorters zur Geschichte der Familie; das Standardwerk, das inzwischen auch in deutscher Übersetzung erschienen ist: P. Ariès, L'enfant et la vie familiale sous l'ancien Regime, 2. verbesserte Auflage, Paris 1973; J. L.

- Flandrin, L'Attitude a l'égard du petit enfant et les conduites sexuelles dans la civilisation occidentale: Structures anciennes et évolution, in: *Annales de Démographie Historique* (1973) S. 143–210; L. de Mause, *The Evolution of Childhood*, in: ders. (Hrsg.), *The History of Childhood*, New York 1975 und andere Aufsätze in diesem Band; E. Shorter, *Der Wandel der Mutter-Kind-Beziehung zu Beginn der Moderne*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 2/3 (1975) v.a. S. 258–266; *Wie Frauenarbeit und Ammenwesen zusammenhängen am Beispiel von Lyon*: M. Garden, *Lyon et les Lyonnais au XVIIIe siècle*, Paris 1975, Kap. 2.
- 19) Zu den Spielen von Kindern und Erwachsenen: R. Malcolmson, *Popular Recreations in English Society 1700–1850*, Cambridge 1973.
- 20) Zur „neuen“ Kindheit neben Ariès und Shorter: J. H. Plumb, *The New World of Children in Eighteenth-Century England*, in: *Past and Present* 67 (1975) S. 64–95; Zum Onanieverbot: P. Lejeune, „Le dangereux supplement“, *Lecture d'un aveu de Rousseau*, in: *Annales E.S.C.* 4 (1974), S. 1009–1022, R. P. Neumann, *Masturbation, Madness and the Modern Concepts of Childhood and Adolescence*, in: *Journal of Social History*, (1974) S. 1–27.
- 21) Luisa Accati, „Vive le roi sans taille et sans gabelle“: Una discussione sulle rivolte contadine, in: *Quaderni Storici* 7 (1972), S. 1074 A.7; über Frauen und ihre Teilnahme an Revolten: N. Zemon Davis, *Women on Top*, in: *Women on Top*, in: *Society and Culture*, S. 145f; M. Agulhon, *Histoire et Ethnologie les Chambres en Basse Provence*, in: *Revue Historique* April–Juni (1971), S. 359–362.
- 22) Zum Verhältnis Frauen/Kriminalität: N. Castan, *La criminalité familiale dans le ressort du Parlement de Toulouse 1690–1730*, in: *Crimes et criminalité en France sous l'Ancien Régime 17e–18e siècles*, Paris 1971, S. 93ff; W. Beattie, *The Criminality of Women in Eighteenth-Century England*, in: *Journal of Social History*, Winter (1975) S. 80–116, Zitat ebd. S. 88; Y. Castan, *Honnêteté et Relations Sociales en Languedoc (1715–1780)*, Paris 1974, S. 170–176.
- 23) Alte Marktordnung: E. P. Thompson, *The Moral Economy of the English Crowd in the Eighteenth Century*, in: *Past and Present* 50 (1971), S. 76–136; W. Abel, *Massenarmut und Hungerkrisen im vorindustriellen Europa*, Hamburg und Berlin 1974, S. 232–251.
- 24) Frauen und Brotunruhen: E. P. Thompson, *Moral Economy*, S. 115–117; O. Hufton, *Women*, S. 94–95, G. Rudé, *Die Massen in der französischen Revolution*, München/Wien 1963, S. 97ff, 238ff, Zitat: S. 102, 241; P. Pilbeam, *Popular violence in Provincial France after the 1830 Revolution*, in: *The English Historical Review* 359 (1976), S. 283–288.
- 25) Bauernaufstände: Luisa Accati, *Vive le Roi*, S. 1078f, 1088ff; Zitat: E. P. Thompson, *Moral Economy*, S. 116; Volker Hunecke, *Antikapitalistische Strömungen in der französischen Revolution*. MS., erscheint demnächst in: *Geschichte und Gesellschaft*, Göttingen.
- 26) N. Zemon Davis, *Women on Top*, S. 147–151.
- 27) Zu den Heiratsertwartungen im Ancien Regime: J. M. Gouesse, *Parenté, famille et mariage en Normandie aux XVIIe et XVIIIe siècles*, in: *Annales E.S.C.*, No. 4/5 (1972) S. 1147; J. L. Flandrin, *Les Amours paysannes (XVIe–XIXe siècle)* Paris 1975 (Collection Archives), S. 129–146; G. Bouchard, *Le Village immobile, Sennely-en-Sologne au XVIIIe siècle*, Paris 1972, S. 324–328.
- 28) Die beiden Aufsätze von Flandrin in Anm. 8 behandeln das Verhältnis von „Liebe“ und Ehe im Ancien Regime, außerdem Flandrin, *Familles* 143–165; zur hastigen Wiederverheiratung: M. Baulant, *La famille en miettes*, S. 960–967.
- 29) J. H. Zedler, *Großes Vollständiges Universalexikon*, Artikel „Hauswirth“, Bd. XII, Halle/Leipzig 1780, Sp. 914f; N. Zemon Davis, *Women on Top*, S. 127f, G. Schochet, *Patriarchalism, Politics and Mass Attitudes in Stuart England*, in: *The Historical Journal* 12 (1969) S. 413–441.
- 30) Die prügelnde Frau bei: W. Beattie, *Criminality*, S. 87, Sprichwörter und Aberglauben: Flandrin, *Familles* S. 120f; H. Möller, *Die kleinbürgerliche Familie im 18. Jahrhundert*, Berlin 1969, S. 18.
- 31) Frau und Sexualität: N. Zemon Davis, *Women on Top*, 124–127; Zitat über die Frauen: M. George, *From „Goodwife“ to „Mistress“: The Transformation of the Female in Bourgeois Culture*, in: *Science and Society*, No. 3 (1973) S. 160; Katholische Kirche: Flandrin, *Familles*, S. 125f.
- 32) Charivari: Shorter, *The Making*, S. 222; Flandrin, *Familles*, S. 40f; und 120–124; E. P. Thompson, „*Rough Music*“, *Le charivari anglais*, in: *Annales E.S.C.* No. 2 (1972) S. 285–312.
- 32b) Zitat, M. George, *From Mistress*, S. 161; Zum neuen Frauenbild, K. Hausen, *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*, erscheint in: W. Conze, (Hrsg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart 1977, R. Grimmer, *Das bürgerliche Frauenideal und Ansätze zur Frauenemanzipation in der Literatur des 18. Jahrhunderts*. Magisterarbeit Berlin 1972; Zum zunehmenden Einschluß der Frauen im Haus und einer verschärften Geschlechtersegregation, M. Agulhon, *Les Chambres*, S. 361f; O. Hufton, S. 92f, 102; Jane Abray, *Feminism in the French Revolution*, *American Hist. Review*, 80 (1975) S. 43–62; Zur Familie im Puritanismus: E. Morgan, *The Puritan Family. Religion and Domestic Relations in Seventeenth Century New England*, 1944, erw. Ausg. New York 1966; J. Demos, *A Little Commonwealth, Family Life in Plymouth*, New York 1970; Ch. Hill, *Society and Puritanism in Pre-Revolutionary England*, New York 1964, Kap. 13: „*The Spiritualisation of the Household*“; L. Schücking, *Die puritanische Familie in literatur-soziologischer Sicht*, Bern/München 1964²; insgesamt z. Entstehung von Häuslichkeit, Shorter, *The Making*, S. 227–244.
- Zitat: J. Knitteringham, *Country Work Girls in Nineteenth-Century England*, in: R. Samuel (Hrsg.) *Village Life and Labour*, London 1975, S. 129.
- 33) Für den Kontext der Dienstbotenfrage weniger wichtig sind zwei weitere Verschiebungen, die vor allem die erste der drei oben genannten relativieren: von der unbezahlten Arbeit außer Haus zur unbezahlten Arbeit im Haus wie auch zur bezahlten außer Haus. Man denke dabei an die Situation der Frauen im Zug der Landflucht in die Stadt, an die bei weitem überwiegende Frauenarbeit in

- den frühen Textilfabriken, und an die Immigrantinnen (zu diesen weiter unten), – Sprechen wir in diesem und ähnlichen Zusammenhängen von „(un)bezahlter Arbeit“, so sind wir uns dessen bewußt, daß auch die Lohnarbeit genau gesprochen nicht voll bezahlt ist und wir im strengen Sinn von „(nicht)entlohnter“ Arbeit sprechen müßten: denn im Kapitalismus erweckt der Lohn den Anschein, als werde alle Arbeit bezahlt: „Die Form des Arbeitslohns löscht also jede Spur der Teilung des Arbeitstags in notwendige Arbeit und Mehrarbeit, in bezahlte und unbezahlte Arbeit aus. Alle Arbeit erscheint als bezahlte.“ (Karl Marx, Das Kapital, Bd. I, Berlin 1969, S. 562) Sprachliche Gründe hindern uns daran, die präzisere, im Englischen übliche Formulierung *waged work* und *unwaged work* zu übernehmen; im übrigen ist im Fall der Hausarbeit, wo der Lohn = 0, die „unbezahlte“ Arbeit ohnehin identisch mit der „nicht entlohnten“.
- 34) I. M. Rubinow, The Problem of Domestic Service, in: Journal of Political Economy 14 (1906) S. 502. Schwarze Dienstboten berichten über sich selbst: Gerda Lerner (Hrsg.), Black Women in White America, New York 1972; Mary White Ovington, Half a Man, New York 1969, Kap. VI. Zur Dienstbotenthematik vgl. auch Theresa M. McBride, The Domestic Revolution: The Modernization of Household Service in England and France, New York 1976.
- 35) S. 210–211. Das Buch erschien 1890 wieder, unter dem männlichen Pseudonym Christopher Crowfield. Eine frühere, von Catherine Beecher allein geschriebene Fassung trug den Titel: Treatise on Domestic Economy (1841). Vgl. hierzu: Kathryn Kish Sklar, Catherine Beecher: A Study in American Domesticity, New Haven 1975.
- 36) Dies bestätigt im übrigen einer der besten Kenner der Materie, Siegfried Giedion, Mechanization Takes Command, New York 1969 (1948), S. 512: „The mechanization of the household had its starting point in social problems: the status of American women and the status of domestic servants.“ Zum Verhältnis von Technologie und Hausarbeit bzw. Familie vgl. Deborah C. und William D. Andrews, Technology and the Housewife in 19th Century America, in: Women's Studies 2 (1974) S. 309–320; Elizabeth M. Bacon, The Growth of Household Conveniences in the U.S., 1865–1900, unveröffentlichte PhD-Dissertation, Radcliffe College, 1942; William F. Ogburn, Technology and the Changing Family, New York 1955; Rolla Milton Tryon, Household Manufactures in the U.S., 1640–1860 Chicago 1917, repr. 1966; Elizabeth Baker, Technology and Woman's Work, New York 1964 (außerhäusliche Arbeit!).
- 37) Vgl. dazu: Mariarosa Dalla Costa, Riproduzione e Emigrazione, in: L'operaio multinazionale in Europa, Mailand (Feltrinelli) 1974, S. 207–241; Gisela Bock, Die 'andere' Arbeiterbewegung in den USA, 1905–1922: die Industrial Workers of the World, München 1976. Aus der umfangreichen Literatur zur Immigration vgl. Philip Taylor, The Distant Magnet, London 1971; Caroline Manning, The Immigrant Woman and Her Job, Washington, D.C., 1930, repr. New York 1970; Mary P. Ryan, Womanhood in America: From Colonial Times to the Present, New York 1975 (ein nützlicher Überblick über die Sozialgeschichte der Frau); mehrere einschlägige Aufsätze in: The Family in History: Interdisciplinary Essays, hrsg. v. Theodore K. Rabb und Robert I. Rotberg, New York 1971;
- Michael Gordon (Hrsg.), The Family (s. unten Anm. 48), und vor allem: Margaret F. Byington, Homestead: The Households of a Mill Town, 1910, repr. New York 1969, und: Cecyle S. Neidle, America's Immigrant Women, New York 1976. Zu der im folgenden erwähnten Politik der „Americanization“ von Ausländern vgl. Edward G. Hartmann, The Movement to Americanize the Immigrant, New York 1948, und zu ihrem Zusammenhang mit den Effizienzbestrebungen: John Higham, Strangers in the Land: Patterns of American Nativism, 1860–1925, New Brunswick, N. J., 1955 Kap. IX.
- 38) Ein Beispiel zum erstgenannten der beiden Momente: Ein Unternehmer in Cleveland stellte 1916 fest, daß der Prämienlohn, der die ausländischen Arbeiterinnen zu erhöhter Effizienz anreizen sollte, keine Wirkung hatte. Sein Betriebssoziologe fand den Grund: die *girls* mußten ihren Lohn ohnehin zuhause in den *family wage pool* abliefern. Daraufhin wurden durch Hausbesuch die Erfordernisse des Familienbudgets abgeschätzt, die entsprechende Summe wurde vom Betrieb direkt an die Eltern geschickt, und den Arbeiterinnen wurde das, was sie darüberhinaus zu erarbeiten vermochten, ausbezahlt. Es scheint, daß Output und Prämien daraufhin stiegen (David Montgomery, Scientific Management and the Immigrant Workers, unveröff. Vortrag von 1973). Zum zweiten Punkt vgl. das reiche Material bei Herbert Gutman, Work, Culture and Society in Industrializing America, 1815–1915, in: The American Historical Review 78 (1973) S. 531–587, und Gutmans Aufsatzsammlung mit gleichem Titel von 1976.
- 39) Samuel Haber, Efficiency and Uplift: Scientific Management in the Progressive Era, 1890–1920, Chicago-London 1964, bes. Kapitel IV (A Normal American Madness).
- 40) Frank G. Gilbreth, Primer of Scientific Management, London 1912; Lillian M. Gilbreth, The Home-Maker and Her Job, New York 1927. Ders. und dies., The one Best Way to Work: a Solution to the Problem of the High Cost of Living, 1920.
- 41) Helen Campbell, Household Economics, New York, 1907, S. 206. Was allerdings die Wohnung betrifft, so weisen Barbara Ehrenreich und Deirdra English darauf hin, daß die damals entstehende biologische Theorie von der Übertragung von Krankheitskeimen durch Staub den Frauen neue Arbeit aufbürdete; im Licht heutiger Wissenschaft sei diese Theorie unhaltbar. Den Autorinnen gilt dies – und hierin können wir ihnen nicht folgen – als Beweis für die „künstliche“ Schaffung einer ökonomisch überflüssigen, „an sich“ nutzlosen und nur aus ideologischen Gründen erforderlichen Hausarbeit (The Manufacture of Household work, in: Socialist Revolution 26 (1975), bes. S. 17–20).
- 42) Außer solch imperialistischen und nationalistischen Anklängen (1917: „The drained and wasted nations are beginning to count their 'woman power', to see that where men must die women must take their places as workers . . . The women of America share with the men of America in the high honor of such a call to world service as never came to any nation before . . . With that conscience then can we persist in a method of industry which, in kitchen service alone,

- wastes the labor of nine women out of ten?“) findet sich in Gilmans Schriften ein durchgängiger Rassismus gegenüber „Wilden“, Immigranten, Schwarzen und nicht selten auch Frauen, die ihr als ignorant, schwach und zurückgeblieben gelten („Grand as are the women who embody at whatever cost the highest spirit of the age, there still remains to us the heavy legacy of the years behind, – the innumerable weak and little women, with the aspirations of an affectionate guinea pig“). Ihnen gegenüber wird die „männliche“ Welt des „economic progress“ und der Arbeit auf eine Weise glorifiziert, die auch nur das Wort Profit und die gleichzeitige Literatur der gesellschaftskritischen „muckrakers“ nicht zu kennen scheint (Women and Economics (1898), New York 1966, S. 168, 147; The Housekeeper and the Food Problem, in: Annals of the American Academy of Political and Social Science (diese Zeitschrift wird im folgenden zitiert als AAA) 74 (1917) S. 127; The Waste of Private Housekeeping, AAA 48 (1913) S. 91–95; The Home (1903), Urbana 1972).
- 43) The Social Factory, in: Falling Wall Review 5 (1976) S. 1–7. Die vorigen Zitate: Martha B. Bruere, Robert W. Bruere, Increasing Home Efficiency, New York 1912, S. 290f.; Talcott Parsons, Robert F. Bales, Family, Socialization and Interaction Process, New York 1955, S. 16. In diesem Zusammenhang auch: Christine Frederick, Die rationelle Haushaltsführung. Betriebswissenschaftliche Studien, übers. von Irene Witte, Berlin 1921 (= The New Housekeeping. Efficiency Studies in Home Management, New York 1918).
- 44) Mary Barnett Gilson, The Relation of Home Conditions to Industrial Efficiency, in: AAA 55 (1916) S. 279. Man muß dazu wissen, daß viele Immigranten bei geschlossenem Fenster zu schlafen pflegten. Auf dem Balkan oder in Süditalien war frische Luft noch kein Problem gewesen, Stechmücken oder auch Ratten mußten abgewehrt werden. Das nächtliche Fensteröffnen wurde den eingewanderten Familien bald auch von Sozialarbeitern beigebracht.
- 45) William C. Redfield, The New Industrial Day, New York 1913, S. 162.
- 46) William English Walling, Progressivism and After, New York 1913, Kap. III.
- 47) Zit. bei Gutman, a.a.O., S. 534. Zur neuen Funktion der Familie für die *einheimischen* Arbeiter, z.B. im Chicago der 1880er Jahre: Richard Sennett, Families Against the Cities, Cambridge, Mass. 1970.
- 48) Ann Douglas Wood, „The Fashionable Diseases“: Women’s Complaints and Their Treatment in 19th Century America, in: Journal of Interdisciplinary History IV, (1973) S. 25–52. Ben Barker-Benfield, The Spermatic Economy: A 19th Century View of Sexuality, in: Feminist Studies I, 1 (1972), und in: Michael Gordon, Hrg., The Family in Social-Historical Perspective, New York 1973, S. 336–372, ders., The Horrors of the Half-Known Life: Male Attitudes Toward Women and Sexuality in 19th Century View, New York 1972. Angesichts solcher Tatbestände läßt sich Shorters These (s. o. Anm. 8) vom Fortschritt der sexuellen Freiheit seit dem 18. Jahrhundert kaum aufrechterhalten. Zur kapitalistischen Funktion des Uterus: Dalla Costa/James, a.a.O.
- 49) Morris L. Cook, Samuel Gompers, Fred J. Miller, Hrg., Labor, Management and Production: An American Industrial Program, AAA 87 (1920), S. 1.
- 50) Julian Heath, Work of the Housewives League, in: AAA 48 (1913) S. 121–126.
- 61) Phyllis Chesler, Women and Madness, New York 1972 (dt. Übers.: Frauen, das verrückte Geschlecht, Reinbek b. Hamburg 1975). Vgl. Robert D. Laing, A. Esterson, Sanity, Madness and the Family, New York 1964 (dt. Übers.: Wahnsinn und Familie, Köln 1975); E. Mostow, P. Newberry, Work Role and Depression in Women: A Comparison of Workers and Housewives in Treatment, in: American Journal of Orthopsychiatry 45 (1975) S. 538–548. Pross, a.a.O., S. 172–174.
- 52) Barbara Welter, The Cult of True Womanhood, in: American Quarterly 18,2 (1966) S. 151–174, und in: M. Gordon, Hrg., The Family, a.a.O., S. 224–250; Karin Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“, a.a.O.
- 53) Es war für die Arbeitsweise der Bürokratie aufgestellt worden und wurde von Betty Friedan auf die Hausarbeit angewandt (Der Weiblichkeitswahn, auf englisch erschienen 1963, dt. Übers.: Reinbek b. Hamburg 1971, 10. Kapitel).
- 54) Charlotte Perkins Gilman beschreibt dies als Naturkonstante: „Out of her wealth of power and patience, *liking to work*, to give, she toils on forever in the same primitive industries. He, impatient of obstacles, *not liking to work*, desirous to get rather than to give, splits his task into a thousand specialties, and invents countless ways to lighten his labors. Male energy made to expend itself in performing female functions is what has brought our industries to their present development“ (Women and Economics, S. 132–133; Hervorhebung von mir, G.B.).
- 55) Hildegard Kneeland, Limitations of Scientific Management in Household Work, in: Journal of Home Economics 20, 5 (1928).
- 56) Irene M. Witte, Heim und Technik in Amerika, Berlin 1928, bes. S. 59 ff.; Artikel „Frau“ und „Hausfrauenarbeit“, in: Handwörterbuch der Arbeitswissenschaften, hrg. v. Fritz Giese Bd. 1, Halle 1930, S. 2002–2055, 2350–2359.
- 57) Auch das *home economics movement* und seine Verankerung im öffentlichen Schulsystem hat eine deutsche Entsprechung in den zwanziger Jahren. Nachdem der Begriff „Ökonomie“ seit der Entfaltung des Kapitalismus auf die außerhäusliche Wirtschaft reduziert worden war, wurde schließlich die universitär-wissenschaftliche Ausprägung der Hauswirtschaft (Hausaltwissenschaften) „Ökotronologie“ genannt.
- 58) Linda Marie Fritschner, The Rise and Fall of Home Economics, unveröff. PhD-Dissertation, University of California, Davis, 1973, S. 80. Zu den hier angeschnittenen Themen: Roy Lubove, Professional Altruist: The Emergence of Social Work as a Career, 1880–1930, Cambridge 1955; ders., The Struggle for Social Security, 1900–1935, Cambridge 1968; J. Stanley Lemons, The Woman Citizen: Social Feminism in the 1920s, Urbana 1973.
- 59) Nevada Davis Hitchcock, The Relation of the Housewife to the Food Problem, in: AAA 74 (1917) S. 130.
- 60) Ida M. Tarbell, The Cost of Living and Household Management, in: AAA 48 (1913) S. 127; Benjamin R. Andrews, Thrift as a Family and Individual Problem: Some Standard Budgets, in: AAA 87 (1920) S. 11–12.
- 61) Paul H. Douglas, Wages and the Family, Chicago 1927; Scott Nearing, Finan-

- cing the Wage Earner's Family, New York 1913; vgl. auch Paul H. Douglas, Real Wages in the United States, New York 1966 (1930), und Henry Ford, My Life and Work, New York 1923, Kapitel „Wages“.
- 62) In Deutschland wurde vom Familien- oder Soziallohn, von Hausstandsgeld, Frauengeld und Kindergeld gesprochen. Die Lohnsteuer wurde im Deutschen Reich mit der Erzbürgerschen Reform von 1920 eingeführt – nicht zufällig kurz nach der Revolution! –, und in der Popitzschen Reform von 1925 wurde die Berücksichtigung des Familienstands verstärkt. Zum Verhältnis von Familienstruktur und staatlicher Finanzpolitik im Nationalsozialismus, der, was Deutschland, betrifft, als Gipfelpunkt in der Durchsetzung der Hausarbeit gesehen werden muß, wie in den USA die Krise der 30er Jahre, vgl. Tim Mason, Zur Lage der Frauen in Deutschland 1930–1940: Wohlfahrt, Arbeit und Familie, in: Gesellschaft, Beiträge zur Marxschen Theorie 6, Frankfurt/M., 1976, S. 118–193. – Die Entwicklung des Steuerwesens verlief in den USA in dieser Hinsicht allerdings anders als in Deutschland, jedenfalls was die bundesstaatliche Ebene betrifft: die 1913 eingeführte Bundes-Einkommenssteuer wurde erst infolge der Anfang der 1940er Jahre vorgenommenen Reduzierung der Freibetragsgrenzen aus einer *rich man's tax* zu einer *people's tax*. Für Frankreich vgl. die wichtigen Hinweise bei Henri Hatzfeld, *Du pauperisme à la sécurité sociale, 1850–1940*, Paris 1971, Kap. VII (Le cas des allocations familiales).
- 63) Ida M. Tarbell, a.a.O., S. 127–129; John Kenneth Galbraith, *Economics and the Public Purpose*, Boston 1973, S. 33 (dt. Übers.: *Wirtschaft für Staat und Gesellschaft*, München 1974).
- 64) Vgl. dazu z.B. Samuel A. Stouffer, Paul F. Lazarsfeld, *Research Memorandum on the Family in the Depression*, New York 1937; Marie Jahoda, Paul F. Lazarsfeld, Hans Zeisel, *Die Arbeitslosen von Marienthal*, Leipzig 1933, Frankfurt/M. 1975; Winona L. Morgan, *The Family Meets the Depression*, Westport, Conn., 1939; Kuznets, a.a.O., S. 432.
- 65) Hierzu Arthur W. Calhoun, *Social History of the American Family*, Bd. III, New York 1919.
- 66) Heidi I. Hartmann, *Capitalism and Women's Work in the Home, 1900–1930*, unveröff. PhD-Dissertation, Yale University, 1975, S. 276–379 („Laundry: A Case Study“). Zur Reprivatisierung der Wohnverhältnisse und der Reproduktion in der UdSSR der zwanziger Jahre, wo man gegenüber den hohen Kosten der „Vergesellschaftung“ wieder die weiblich-private Unbezahltheit vorzog, vgl. Lutz Holzinger, *Gesellschaftliche Arbeit und private Hauswirtschaft: Theorie und Kritik des Reproduktionsbereichs*, Starnberg 1974, S. 93–101. Dies Buch, das allerdings nur ganz ausnahmsweise von Frauen spricht, ist im übrigen ein Exempel von frauenfeindlich-vulgärem Dogmatismus, das allem Materialismus Hohn spricht (z.B.: „Von Ausbeutungsverhältnis und der Warenform unberührt bleibt die private Konsumtion, die den Tauschwert der Waren wieder in Gebrauchswerte der Reproduktion verwandelt... Der objektive Zusammenhang zwischen ihrer (sc. der Lohnarbeiter) gesellschaftlichen Produktion und der Reproduktion ihrer Arbeitskraft, zwischen Arbeit und Nicht (!!!)-Arbeit...“, S. 15, 18).
- 67) Hugh G. J. Aitken, *Taylorism at Watertown Arsenal*, Cambridge, Mass., 1960, S. 30. Charlotte Perkins Gilman bei all ihrer Effizienzmoral doch idealistische Fremdheit gegenüber diesen Prioritäten des Kapitalismus wird an einem Raisonement deutlich, das in ihren Schriften oft wiederkehrt: Sie schätzt die „Verschwendung von Arbeitskraft“ in den privaten Haushalten auf vier Fünftel; in den nötigen Großanlagen bedürfte es stattdessen nur eines Fünftels geschulter Arbeitskräfte zur Erledigung der gleichen Arbeit. Soweit so gut. „Schätzen wir“, fährt sie fort, „den gegenwärtigen Marktwert der Frauenarbeit auf die Höhe von 1,50 Dollar pro Tag, gemäß dem Lohn von Putzfrauen, und nehmen wir an, wir hätten 15 Millionen arbeitende Hausfrauen, so ist ihre Arbeit im Jahr etwa 7,5 Millionen Dollar wert. Ein Fünftel von ihnen könnte die Arbeit zu einem Preis von 1,5 Milliarden schaffen, was eine jährliche Ersparnis von 6 Milliarden ergäbe, etwa 300 Dollar pro Familie.“ Die Rechnung übersieht, daß „die Familien“ nichts sparen, da sie ja den Hausfrauen auch nichts bezahlen; die erforderlichen 1,5 Milliarden sollen – und hier wird es für sie zum Verlustgeschäft – „die Verbraucher“ zahlen. Erwägt man aber, sie auf den Staat abzuwälzen und damit auf die Profite, so kann für ihn von Effizienz allerdings keine Rede mehr sein: denn wie hoch Gilman auch immer den Wert der Hausarbeit schätzt, ob auf der Basis von Putzfrauenlöhnen oder von Betriebsleitereinkommen, – die kapitalistische Effizienz liegt darin, daß der Betrag de facto nicht bezahlt wird. Ihn vom Staat und gegen ihn für die Frauen zu fordern, weist Gilman streng zurück, da die Abhängigkeit der Frau darin bestehe, eine parasitäre Existenz zu führen: zu empfangen, ohne zu geben. (*The Waste of Private Housekeeping*, a.a.O., S. 92; *The Housekeeper and the Food Problem*, a.a.O., S. 129; *Women and Economics*, a.a.O., S. 15).
- 68) Der beste Überblick über die alte Frauenbewegung in den USA ist immer noch Eleanor Flexner, *Century of Struggle*, New York 1975 (1959). Zur historischen Rekonstruktion unsichtbarer oder unsichtbar gewordener Kämpfe müssen neue Quellen gefunden oder alte neu gelesen werden. Als Beispiel sei die jüngst erschienene Neuauflage genannt von: *Women's Cooperative Guild* (Hrsg.), *Maternity*, London 1915. Das Buch besteht aus 160 kurzen Briefen, Lebensbeschreibungen von Arbeiter-Hausfrauen in England unter dem Gesichtspunkt ihrer Mutterschaft. Angesichts des Mangels an schriftlichen Zeugnissen solcher Frauen ein einzigartiges Dokument, gibt dieses Buch nicht nur einen Eindruck von ihrem Elend und dessen Monotonie, sondern auch von den nicht abreißen den Kämpfen dieser Frauen im häuslichen Bereich: sich den Mann vom Leib zu halten, um das Elend, die Krankheit und die Arbeit, die mit dem Kindersegen verbunden waren, zu reduzieren. Verweigerung der Heterosexualität als Verweigerung von Hausarbeit finden wir auch in einem weit bekannteren Klassiker der Soziographie: Helen Merrell und Robert S. Lynd, *Middletown*, New York 1956 (1929), Kap. X („Marriage“). Die Aussagen der hier interviewten Frauen unterscheiden sich durchaus von dem, was in den 30er Jahren als „Weiblichkeitswahn“ endgültig durchgesetzt wurde. Auf die Frage, was mit einem von Arbeit befreiten Tag anfangen würden, fand sich keine Ehefrau,

- die ihn spontan mit ihrem Mann verbringen wollte (S. 129).
- 69) Zur früheren Forderung nach Bezahlung der Hausarbeit: Robert W. Smuts, *Women and Work*, New York 1971, (1 1959), S. 133; im Brief Nr. 87 aus dem in Anm. 36 genannten Buch *Maternity* fordert eine Bergarbeitersfrau die Bezahlung ihrer Hausarbeit, so wie auch die Arbeit ihres Mannes entlohnt wird. Vgl. auch Hildegard Kneeland, *Women's Economic Contribution in the Home*, in: AAA 160 (1929) S. 33–40, die die Möglichkeit von „wages for wives“ diskutiert. (Ähnlich in Deutschland: Käte Schirmacher, *Die Frauenarbeit im Hause*, ihre ökonomische, rechtliche und soziale Wertung, Leipzig 2 1912). Da die Autorin einen solchen Lohn nur als Abgabe vom Ehemann-Lohnempfänger denken kann, als Halbierung seines Lohns zwischen Mann und Frau, bleibt ihr Vorschlag allerdings weit hinter der Forderung nach ökonomischer Unabhängigkeit für die Frauen zurück: die Bezahlung läuft wie bisher weiterhin über den Mann, d.h. also, zugespitzt formuliert, über Prostitution: dessen Lohn wird derart reduziert, derjenige der Frau so minimal gehalten, daß in der Tat beide weiterhin aneinander gekettet bleiben: bloße Umverteilung innerhalb der Arbeiterklasse. Anders die neuere Lohn-für-Hausarbeit-Bewegung, welche die Bezahlung durch den Staat fordert und damit eine „Umverteilung“ zwischen profitierender und profitchaffender Klasse, wobei die letztere in erster Linie aus den unbezahlten Hausarbeiterinnen besteht. (Im Gegensatz dazu etwa Robert Lekachman, der die Forderung an den Staat mit der nach einer Reduktion der Männerlöhne verbindet: eine der vielen reformistischen Lösungen, deren Theorie rechtzeitig schon konzipiert wird, bevor den Frauen auch nur theoretisch ein Einkommen zugestanden wird: *On Economic Equality*, in: *Signs* I, 1 (1975) S. 93–102). Zu den wichtigsten Texten der feministischen Lohn-für-Hausarbeits-Kampagne der 70er Jahre gehören: Mariarosa Dalla Costa, *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*, Berlin 1973; *Frauen in der Offensive: Lohn für die Hausarbeit, oder: auch Berufstätigkeit macht nicht frei*, München 1974 (vergriffen). Diese (leider sehr unzulängliche) Übersetzung enthält Texte aus: *L'Offensiva: Quaderni di Lotta Femminista* 1 (1972) und *des Power of Women Collective in London*. Aus Italien außerdem: *Il personale e politico: Quaderni di Lotta Femminista* 2 (1973); *Collettivo Internazionale Femminista*, 8 Marzo 1974: *Giornata internazionale di lotta delle donne*, Venedig 1975; *dass., Aborto di stato: strage degli innocenti*, Venedig 1976; *dass., Le operaie della casa*, Venedig 1975, und die gleichnamige Zeitschrift, 1974 ff. (bisher Nr. 1–5). Aus den USA, England, Canada: Sivia Federici, *Wages Against Housework*, London 1975; dies. und Nicole Cox, *Counter-Planning from the Kitchen*, London 1976; Selma James, *Sex, Class, and Race*, London 3 1975; dies., *Women, the Unions, and Work*, London 1972; *Women Speak Out*, Toronto 1975; *All Work and No Pay*, hrsg. von Wendy Edmond, Suzie Fleming, London 1975; *Women in Struggle*, Bd. 1–3, Toronto – New York 1975; *Power of Women: Magazine of the International Wages for Housework Campaign*, 1972. Innerhalb der Lohn-für-Hausarbeits-Kampagne in Westdeutschland erscheint ab Februar 1977 die Reihe „Lohn für Hausarbeit: Materialien zu einer feministischen Strategie“; die ersten Bände: Pieké Biermann, *Das Herz der Familie*; Selma James, *Frauen gegen den*

- Staat: *Alleinstehende Mütter kämpfen um Geld. Lohn-für-Hausarbeit*. Schwerpunkt in *COURAGE* Nr. 3/1977
- 70) Olive Schreiner, *Woman and Labor*, New York 1911, S. 29.
- 71) Diese Forderungen wurden, mit etwas unterschiedlicher Akzentuierung, auch von dem sogenannten *domestic feminism* erhoben, nicht nur von denen, die, wie Gilman, den Mangel an Effizienz der privaten Hauswirtschaft beklagten (vgl. z.B. das oben genannte Buch von Beecher Stowe, S. 333–4). Die Kluft zwischen *domestic* und Wahlrechts- oder Industrie-orientiertem Feminismus scheint in vielen Punkten weitaus geringer zu sein als die gängigen Darstellungen vermuten lassen, und ebenso diejenigen zwischen Teilen des „bürgerlichen“ und dem „sozialistischen“ („proletarischen“) Feminismus: zum Beispiel was ihre Haltung zur Effizienzmoral und zu anderen gesellschaftspolitischen Fragen betrifft (vgl. oben Anm. 42). Der dahinter oder quer dazu liegende Feminismus der Hausarbeiterinnen muß zum großen Teil erst noch rekonstruiert werden – eine Aufgabe nicht so sehr „feministischer Theorie“, als vielmehr einer feministischen Geschichtsschreibung, die unter „Feminismus“ nicht eine neue Ideologie versteht, sondern Frauenkämpfe und Frauenmacht. Zu neuen Ansätzen in der Frauengeschichtsschreibung: Gerda Lerner, *The Majority Finds Its Past*, in: *Current History* 70, 416 (May 1976) S. 191–197, 231; Berenice A. Carroll, Hrsg., *Liberating Women's History: Theoretical and Critical Essays*, Chicago 1976; Lois Banner, Mary Hartmann, *Clio's Consciousness Raised: New Perspectives on the History of Women*, New York 1974.
- 72) Margaret Reid, *The Economics of Household Production*, New York 1934, S. 201 (zit. v. Hartmann, a.a.O., S. 26 f.).

Projekt: Zur Situation der Hausarbeit heute*

Vorbemerkung

Ich will in dieser persönlichen Vorbemerkung einen Aspekt unserer Arbeit zu vermitteln versuchen, der aus dem Inhalt – zumal in schriftlicher Form – nicht deutlich wird. Äußerlich sichtbar war das Besondere an unserem Vortrag, daß er abschnittsweise von 10 Studentinnen vorgetragen wurde. Doch soll hier keine neue Mythologie des Kollektivs gefeiert werden; ich will vielmehr von der Person der „Dozentin“ her aufzeigen, welche Prozesse zu der Entstehung eines Vortrags dieser Art geführt haben, der doch für uns eine grundsätzlich andere Qualität hatte als ein noch so ausgefeilter Vortrag von mir.

Mein persönlicher Weg zu einem feministischen Ansatz war nicht durch Scheitern an dem traditionellen Unibetrieb vermittelt, auch nicht durch die Lücken und Unverschämtheiten, die ich in der Behandlung der Frauen in der Soziologie erspähen konnte. Da war ich eher ehrgeizig und entschlossen: mit *mir* können die es nicht machen. Meine „Wende“ wurde durch Krisenerfahrungen bedingt, bei denen ich merkte, daß zwischen mir (die, die ich für mich selbst bin) und meinem relativ erfolgreichen, zumindest durchsetzungsfähigen Treiben an der Uni (die, die ich für die Anderen war) ein Abgrund der Fremdheit klappte. Daher war es mir nie möglich, Beziehungen zu Studierenden anders zu erfahren denn als eine pädagogische Verausgabung, bei der ich nichts zurückbekam außer dem schönen Gefühl, anderen nützlich gewesen zu sein. Immer fühlte ich: Die wissen gar nicht, wer ich bin. Ebenfalls geschah auch die teilweise intensive und konkurrenzfreie Zusammenarbeit mit männlichen Kollegen unter dem Zeichen meines Strebens, dadurch für mich selbst wertvoll zu werden, daß ich für ihn wertvoll war. So ver(sch)wendete ich beträchtliche Energien in den ersten Jahren meines Assistentinnendaseins auf die Umerziehung (teils erfolgreich, teils sinnlos) von männlichen Kollegen und auf das Engagement für das,

* Diese Arbeit gibt den Stand unseres Diskussionsprozesses innerhalb der Projektgruppe zur Zeit der Sommeruniversität 1976 wieder. Inzwischen haben wir und unsere Arbeit sich wesentlich weiter entwickelt.

wovon alle meinten, dafür sollte sich jemand engagieren. Nach und nach merkte ich, daß viele Kolleginnen sich genauso verhielten und darunter litten, aber kaum darüber redeten.

Als die Krise kam, wurde mir deutlich, daß alle Mühe, für andere etwas wert zu sein, nur dazu führte, daß die anderen mich für jemand hielten, die ich für mich gar nicht war; die freundliche Zuwendung, die auf dieser Grundlage kam, erschreckte mich mehr als jede Abwendung. Eine Zeitlang verschlug es mir vollends die Sprache: ich konnte kaum einen Satz anfangen, aus Angst, etwas anderes zu sagen, als ich meinte. Dann begrub ich (tränenreich) meine Hoffnung, so geliebt zu werden, und beschloß, wenigstens nicht mehr zu lügen.

Als ich dann in die Lehre zurückkehrte, war mir klar, daß es ständige Lüge wäre, nicht zu sagen, wer ich bin, d.h. nicht über die Lage der Frau zu reden. Das führte mich zu der Entscheidung für ein Frauenprojekt. In diesem Projekt wollte ich, daß Frauen ein anderes Verhältnis zur Wissenschaft und zueinander entwickeln, als bisher an der Uni herrscht. D.h.: es ging darum, noch mehr als den Inhalt die Formen zu verändern, in denen Wissenschaft betrieben wird.

Das hieß für mich allerdings nie, daß wir so tun, als seien wir alle bloß Frauen unter sich, als seien keine Autoritätsverhältnisse, kein Leistungsdruck, kein Anspruch auf vorweisbare Ergebnisse mehr vorhanden. Das wäre ja gerade eine neue Lüge gewesen. Die üblichen Strukturen waren im Frauenprojekt ebenso gewaltig wie anderswo; es galt, sie langsam aufzudecken und aus den verschleierte Formen der bissig-aggressiven Auseinandersetzung um scheinbare Inhalte, Differenzen der Konkurrenz um den radikalsten „wahren“ Feminismus herauszuholen.

Mir selbst gelang es nur langsam, mich von dem überhöhten pädagogischen Anspruch zu trennen, wonach ich alle 90 Projektfrauen in ihren Theoriebedürfnissen befriedigen und ihnen allen gleichmäßige Zuwendung geben sollte. Erst am Ende des Semesters gelang es uns, das Gespräch auf eine Ebene zu bringen, auf der einige – und auch ich – wirklich sagen konnten, was wir jeweils wollten. Ich konnte mich einer Untergruppe anschließen, die selbst schon wußte, was sie ungefähr wollte, statt ständig zu versuchen, Frauen zu etwas zu „motivieren“, was sie selbst noch gar nicht wollten.

Bis zur Sommeruni waren wir in unserer Gruppe „Hausarbeit“ so weit, daß der Vortrag für die Sommeruni als kollektives Vorhaben vorbereitet werden konnte. Ich hatte mich bereit erklärt, einen Teil zu schreiben, da ich aber zwischen allen Arbeitsgruppen schwebte, habe ich am Ende gar nichts davon geschrieben. Damit war meine Sonderstellung als Dozentin zugleich bestätigt und negiert – ein realistisches Zwischenergebnis – und

die Zusammenstellung und Redaktion der Teilbeiträge auf sonniger Wiese wurde eine sehr lustvolle und lustige gemeinsame Sache.

Wir haben, wie mir scheint, im Laufe des Sommers gelernt, wie wir begrifflich-theoretische Arbeit mit spontanem Erzählen des persönlich Erlebten vermitteln können. Wir haben auch gelernt, mit uns selbst Geduld zu haben, nicht gleich die großen Resultate haben zu wollen. Auch auf dieser Ebene haben wir die Form des wissenschaftlichen Arbeitens ein Stück weit verändert: sinnlich erfahrene Wirklichkeit, eigenes Tun und Theorie fallen nicht mehr so weit auseinander, wie es für uns alle in verschiedener Weise vorher der Fall gewesen war. Ich denke übrigens, daß das auch etwas mit unserer Themenwahl zu tun hat: überhaupt beim Thema „Hausarbeit“ verbleiben zu können, ist schon ein großer Schritt.

Ich möchte kurz auf die wissenschaftsimmanenten Gründe eingehen, die zu dieser Sommeruni geführt haben. Als wir Frauen im Prozeß der Bewußtwerdung unserer Situation nach Antworten auf unsere Fragen und nach Abhilfe bei der Aufklärung über unsere Lage in den verschiedenen Disziplinen suchten, haben wir uns in der Wissenschaft entweder überhaupt nicht oder nur sexistisch verzerrt wiedergefunden. Wir haben aus unseren jeweiligen Disziplinen einige Beispiele zusammengetragen, die heute verdeutlichen sollen, wie sehr Frauen aus der bisherigen Wissenschaft ausgespart wurden.

Im Bereich der produktiven Arbeit kommt zunächst einmal die Arbeiterin kaum oder gar nicht vor, obwohl immerhin über 30 % aller Erwerbstätigen Frauen sind. Industriosociologische Untersuchungen werden mit Vorliebe gerade in den Branchen vorgenommen, in denen überwiegend oder ausschließlich Männer beschäftigt sind. Arbeitsmedizinische Untersuchungen befassen sich mit erwerbstätigen Frauen fast nur unter dem Gesichtspunkt des staatlichen Interesses an der Erhaltung ihrer Gebärfähigkeit. Weder der Gesichtspunkt der „leistungsgerechten Entlohnung“ noch der der „Humanisierung der Arbeitswelt“ hat in nennenswertem Umfang Anlaß zur Untersuchung von Frauenarbeitsplätzen geführt. Als am Institut für Soziologie an der F.U. Berlin eine empirische Untersuchung über die „technische Intelligenz“ durchgeführt wurde, war das schon von der Themenwahl her eine Vorentscheidung für die Probleme der männlichen Arbeitnehmer. Immerhin hätte aber eine Reflexion der geschlechtsspezifischen Bedingungen der Laufbahn dieses Personenkreises dazu führen können, aufzuklären, warum so wenig Frauen in die technische Intelligenz aufsteigen und warum die, die es tun, einen schweren Stand haben. Statt dessen wurde – gut positivistisch und auch begriffslos – darauf verzichtet,

Frauen zu interviewen, weil es von ihnen so wenige gibt, daß ihre Einbeziehung unübersehbare Verzerrungen verursacht hätte. Dagegen gelten die ausschließlich bei männlichen Arbeitern vorgenommenen Untersuchungen als frei von Verzerrung, als „noch nicht“ geschlechtsspezifisch. Mit den Ergebnissen wird hinterher so getan, als könne man nun Aussagen über „die technische Intelligenz“, „die Arbeiterklasse“ oder irgend eine andere Gruppe der Erwerbstätigen machen, also auch über die Frauen, die zuvor aus der Stichprobe ausgelassen wurden.

Die körperliche Verfassung der Frau und ihre Besonderheiten sind allerdings Gegenstand eines wissenschaftlichen Interesses, ein Interesse, das manchmal wie das der Inquisition an den Hexen sich ausnimmt – so z.B. wenn in der Kriminologie behauptet wird, Frauen seien während der Menstruation alle in Gefahr, kriminelle Handlungen zu begehen. Dem Staat obliegt es, das schwache Geschlecht vor sich selbst zu schützen. Um den Gesetzgeber zu beraten, wie weit und in welchen Formen er die im Grundgesetz zugesicherte Gleichheit der Geschlechter in der Praxis wieder aufheben kann, wird einerseits die „Industriefähigkeit“ der Frau nachgewiesen, andererseits ihre besondere Eignung für sogenannte „leichte“ Arbeiten. Mit Argumenten, die sich auf die Besonderheiten des weiblichen Körpers berufen, hilft die Wissenschaft mit, der überwiegenden Mehrzahl der erwerbstätigen Frauen Arbeitsplätze zuzuweisen, die einerseits nervlich und körperlich aufreibend sind, andererseits skandalös unterbezahlt. Die Biologie muß sogar dazu herhalten, ein besonderes Beschäftigungsverbot für die Zeit nach 17 h vor Sonn- und Feiertagen zu begründen, denn auf Grund eben dieser Biologie müsse die Frau nach der Erwerbsarbeit auch noch für den Feiertag einkaufen!

Diese unbezahlte Arbeit, die mit dem Einkaufen nur anfängt, der ganze Bereich der privaten Versorgung und der Hausarbeit, genießt nur geringes gesellschaftliches Ansehen; die Wissenschaft sieht sich diese Arbeit fast gar nicht an. Hausarbeit wird nicht als produktive Arbeit anerkannt, sie wird zu einem großen Teil überhaupt nicht als Arbeit gesehen. Die Versorgung der Kinder, die Befriedigung der Bedürfnisse des Mannes werden als Funktionen der Familie, als Rolle der Frau im emotionalen System der Familie betrachtet. Beim männlichen Wissenschaftler werden die Gefühle ganz groß geschrieben, wenn er die unbezahlte Arbeit der Frau beschreiben soll.

Bei der Untersuchung der Arbeitsplätze der Männer ist kaum einer auf die Idee gekommen, die unter der Hand vorausgesetzten Dienstleistungen der Frauen im Privatbereich einzubeziehen, obwohl doch ohne diese reproduzierende Arbeit der Hausfrau der ganze Betrieb zusammenbrechen würde. Man hat eingehend untersucht, welche Kommunikationsmuster

durch den Arbeitsplatz des Mannes bedingt sind. Wie sich dagegen die Stumpfsinnigkeit der Hausarbeit, die andauernde Isolation nichterwerbstätiger Mütter auf die Frau selbst und auf ihre Beziehung zu den Kindern auswirkt, dafür hat man sich bislang kaum interessiert. Allenfalls in der Schizophrenieforschung tauchen Hinweise auf krankmachende Familienverhältnisse mit Gefängnischarakter auf, doch dort ist wiederum die „schizophrenogene Mutter“ eher als Sündenbock denn als Opfer ihrer eigenen Lebensverhältnisse anzutreffen.

Daß Frauen keine starke Position im Staat oder in den Parteien haben, ist ja bekannt, aber hat sich die Politikwissenschaft je darum bemüht, dies anders denn mit der immer vorrätigen Ausrede der „Vorurteile aus alten Zeiten“ zu erklären? Und wie ist es mit dem sogenannten Konservatismus der Wählerinnen? Die Politikwissenschaft teilt die Parteien in fortschrittliche und reaktionäre ein nach Maßstab der für die Männer gewichtigen Fragen; die Fortschrittlichkeit der Frauen bemißt sich daran, wie sehr sie sich für Fortschritte für die Männer einsetzen. Ist nicht jene Frau zu verstehen, die einen biederen Politiker bevorzugt, der sie in ihrer Lage bestärkt und ihr Schutz verspricht, anstatt jenen zu wählen, der utopische Versprechungen abgibt und von Partnerschaft redet, in Wirklichkeit aber ihr nur den Schutz wegnimmt, ohne ihr neue Möglichkeiten zu bieten? Indem die Frau von demokratischen Willensbildungsprozessen ausgeschlossen ist, hat sie keine Möglichkeit, die Frage nach Fortschritt für *sie* zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen.

Wo sich die Wissenschaften dem Bereich der Kommunikation, der persönlichen Beziehungen zuwenden, ist die Frau schon vorhanden. Frauenfeindlichkeit sitzt hier tiefer, erst langsam kommen wir ihr auf die Spur. Wir haben uns daran gewöhnt, daß Frauen für emotionaler (spricht: irrationaler) gehalten werden als Männer, weil sie meist gelernt haben, sensibler und aufmerksamer (eigentlich vernünftiger) mit dem Gefühlsleben umzugehen als Männer: insbesondere wird uns nahegelegt zu lernen, die Gefühle anderer zu erraten und zu verstehen.

In der Kommunikationswissenschaft wird zunächst dieser Anteil der menschlichen Verständigung unterbewertet oder unterschlagen: übermittelt werden „Informationen“, welche in „bits“ zerlegt, portionsgerecht dargereicht und gespeichert werden können. Neuerdings gibt es eine andere Art von Kommunikationstheorie, die gerade auf das Einfühlungsvermögen abstellt: den amerikanischen symbolischen Interaktionismus. Hier gilt „Empathie“, Einfühlungsvermögen also, als Grundlage für die Entwicklung menschlicher Beziehungen und Verständigung, für jegliche Interaktion. So

anerkannt, wird diese Empathie sofort zu einer kognitiven Fähigkeit, einer Leistung des *Denkens* getauft. Offenbar geht die unbewußte Logik so: wenn es für Männer-Menschen unerlässlich ist, eine Fähigkeit zu besitzen, ist diese Fähigkeit eben rational, sie steht in Verbindung mit Erkenntnis, Wissen und Macht. Wenn nur Frauen eine Fähigkeit besitzen, ist diese emotional und irrational, verleitet zu unkontrollierten Ausbrüchen, Ohnmacht und sittlicher Schwäche. Nicht die Rationalität bestimmt das Geschlecht – dann könnten wir durch rationales Verhalten dem Frauenschicksal entkommen – sondern: das Geschlecht, dessen Wesen beschrieben wird, definiert was als rational gilt.

Das wird auf andere Weise in der Psychiatrie und Psychologie deutlich. Die Festschreibung von bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen als männlich oder weiblich fließt in spezifische Gesundheits- und Krankheitsdefinitionen ein, die dazu dienen, die Frauen in den ihnen von den jeweiligen gesellschaftlichen Erfordernissen diktierten Rollen zu halten. Eine gesunde Frau gleicht für den Psychiater einem kranken Mann. Auch hier gilt, daß in den meisten Untersuchungen der Mann als die positiv zu bewertende Norm, die Frau als Abweichung gesehen wird.

Die Art und Weise wie die Medien, die Sprachen, die Literatur sowie die Kunst von der Wissenschaft untersucht werden, trägt ebenfalls dazu bei, uns zu verschleiern, wie sehr diese Bereiche die traditionelle Sozialisation der Frau unterstützen. In Übereinstimmung mit den darstellenden Produkten selbst, die ihr Gegenstand sind, haben diese Wissenschaften ein Bild von der Frau, das durch bestimmte, auf den Mann bezogene Funktionen geprägt ist; dort, wo einzelne Werke dieses Bild der Frau zu durchbrechen beginnen, tut eine emsige Auslegung der Wissenschaftler alles dazu, dies zu zerreden oder umzudeuten. Aus der geringen Zahl von Künstlerinnen und Schriftstellerinnen im Literatur- und Kunstkanon wird geschlossen, daß die Frau eben nicht kreativ sei, bzw. daß ihre Kreativität sich auf der biologischen Ebene auswirke, anstatt nachzuforschen, welche denn die spezifischen Produktions- und Rezeptionsbedingungen sind, die die Frauen an der Verwirklichung ihrer Kreativität in Kunst und Literatur gehindert haben.

Die Vorträge, die wir im Laufe dieser Woche hier halten, sollen exemplarisch aufzeigen, wie die neuen Fragestellungen und methodischen Ansätze in den einzelnen Bereichen lauten müssen, wenn die Frau ins Zentrum eines feministisch orientierten wissenschaftlichen Interesses gerückt wird. Obwohl wir jeweils von unserer Fachdisziplin ausgehen, hoffen wir doch zu verdeutlichen, daß interdisziplinäres Arbeiten bei der Behandlung dieser Fragenkomplexe unumgänglich ist und daß wir mit unserer Arbeit

nicht nur eine quantitative sondern vielmehr eine qualitative Veränderung der Wissenschaft anstreben.

Carol Hagemann-White

Zum Projekt

Zum Thema „Hausarbeit heute“ möchten wir unser Projekt als mögliches Modell feministischer Wissenschaft vorstellen. Es läuft unter dem Titel „Zur Situation der Frau“ am FB 11 bei den Soziologen und wurde zum WS 75/76 vorbereitet von einer Gruppe von Studentinnen und einer Dozentin des Instituts für Soziologie, Carol Hagemann-White.

Das Projekt geht von der These aus, daß die Situation aller Frauen in unserer Gesellschaft durch ihre Verpflichtung auf die Tätigkeit als Hausfrau und Mutter bestimmt ist. Alle Frauen sind Hausfrauen. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung verweist die Frau in den Reproduktionsbereich Familie. Frau muß dort Kinder großziehen und für die Regeneration des Mannes sorgen, der seine Arbeitskraft täglich als Lohnarbeiter verschleißt. Die Männer können ihre Arbeitskraft nur deshalb verkaufen, Lohnarbeit leisten, weil sie sich der persönlichen, unbezahlten Dienstleistungen der Frauen sicher sind.

Zu unserer Arbeitsweise:

Wir wollten nicht nur Texte aufarbeiten, sondern auch von praktischen Erfahrungen ausgehen und uns dabei nicht nur auf unsere eigenen Erfahrungen beschränken, die z.Z. vor allem durch das Studium geprägt sind. Um auch etwas über die Situation anderer Frauen zu erfahren, haben wir Hospitationsmöglichkeiten in verschiedenen öffentlichen Institutionen erschlossen; Institutionen, die von Frauen besucht bzw. aufgesucht werden. Z.B. Volkshochschulen, Sozial-, Gesundheits- und Jugendämter.

Aufgrund der Anregungen und Erfahrungen während der Hospitation und aufgrund von Literaturauswertungen wollten wir dann die weitere Arbeit und Zielsetzung des Projektes entwickeln. Die Hospitationen haben unterschiedliche Erfolge gebracht. Einige verliefen eher enttäuschend, andere dagegen recht positiv.

Wir, als eine der Arbeitsgruppen aus dem Wintersemester, haben hospitiert bei den Ev. Fam. Bildungsstätten, das ist so eine Art kirchlicher Volkshochschule für Frauen. Die Kurse werden überwiegend von Hausfrauen besucht. Unsere Gespräche mit den Frauen, die Auswertung der Hospitatio-

nen, sowie unsere eigene Situation als Hausfrauen und Mütter erweckten unser Interesse, speziell zum Thema Hausarbeit weiter zu arbeiten.

Hier sind einige Fragen, auf die wir gestoßen sind:

Worin bestehen eigentlich die Tätigkeiten der Hausfrau?

Kann man Hausarbeit von Kindererziehung und Ehearbeit trennen?

Welche Rolle spielen die sogenannten Liebedienste dabei?

Welche Fähigkeiten, auch psychische, erlaubt bzw. erfordert die Hausarbeit?

Wer setzt die Maßstäbe für die Hausarbeit, wer kontrolliert deren Einhaltung?

Welches sind die objektiven, welches die subjektiven Notwendigkeiten?

In den Semesterferien setzte sich unsere Arbeitsgruppe mit diesen Fragestellungen auseinander, um die Arbeit für das SS vorzustrukturieren.

Als einschlägige Literatur gibt es in der BRD nur die Untersuchung von Helge Pross (72/73), die sie unter dem Titel „Die Wirklichkeit der Hausfrau“ 1975 veröffentlicht hat. Diese Untersuchung dient in erster Linie dazu, die herrschenden Verhältnisse zu legitimieren. Das Hauptinteresse von Helge Pross bezieht sich auf die Einstellung der Frauen zur öffentlichen Kritik an der Rolle der Hausfrauen – natürlich um diese zu entkräften. Dargestellt wird diese Untersuchung von der Autorin aber immer so, als gäbe sie Aufschluß über die reale Situation der Hausfrauen. Nach Helge Pross sind die Frauen im großen und ganzen alle ganz zufrieden und stellen ihre alleinige Verantwortung für Haushalt und Kindererziehung nicht infrage.

Unsere langfristige Zielsetzung ist eine empirische Untersuchung mit dem Thema „Lebensgeschichtliche und Situationsbedingte Determinanten von Art und Umfang der von Frauen geleisteten Hausarbeit“.

Wir wollen Material über die reale Situation der Hausfrauen und ihrer Hausarbeit gewinnen und auch herausfinden, wie die Frauen ihre Arbeit und ihre Situation wahrnehmen, bzw. wie sich die Hausarbeit auf ihr Bewußtsein auswirkt.

Um bei der Erstellung eines Fragebogens nicht nur auf Literatur und auf unsere eigenen Erfahrungen aufzubauen, kam uns die Idee, eine Beobachtungsphase vorzuschalten. Sie sollte uns Kriterien und Anregungen für genaue Fragestellungen geben. Wir wollten Frauen aus unserem Bekanntenkreis einen Tag lang bei der Hausarbeit beobachten. Dabei beachteten wir folgende Kriterien: Berufstätige mit Kind, Berufstätige ohne Kind und sogenannte Nur-Hausfrauen.

Um die Situation der Frauen während der Beobachtung und die Ängste,

die dabei auftreten können, besser zu verstehen, beschlossen wir, uns zunächst einmal selber gegenseitig zu beobachten, wobei, genau wie bei den von uns angesprochenen Frauen, Ängste vor der Beobachtung und Unterschätzung der von uns geleisteten Hausarbeit auftraten. In einem Vorinterview wollten wir erfahren, was die Frau meint, welche Arbeiten überhaupt anfallen, und wieviel Zeit sie ihrer Meinung nach dafür benötigt. Außerdem wollten wir uns einen typischen Tagesablauf schildern lassen. Auffallend war, daß nur in einem Fall Tätigkeiten genannt wurden, die über die üblichen Hausarbeiten hinausgehen. Sie kamen vor allem durch eine spezielle Vorgehensweise zum Vorschein: Bei dem Interview sind beide Frauen durch die Räume der Wohnung gegangen und haben die Tätigkeiten aufgeschrieben, die sich aus der Funktion und Ausstattung der Räume ergeben. Vor allem erfaßten sie Tätigkeiten, die über die üblichen Unterhaltungen von Hausarbeit, wie Kochen, Waschen, Bügeln, Einkaufen, Putzen und Spülen hinausgingen: z.B. der Bereich Einkaufen.

Für den Bereich Einkaufen, Wege machen, Planen, Organisieren:
Lebensmittel (Grundnahrungsmittel) (1 x wöch., 1 1/2 Std.), Lebensmittel, die frisch sein müssen (Salat . . .) (2 x wöch., je 1/2 Std.) Seifen, Putz- und Reinigungsmittel (alle 3-4 Monate (2 1/2 Std.) Textilien für Kinder (2 x jährl., je 5 Std.) Kleinigkeiten wie Geschenke, kleine Haushaltsartikel (6-8 Wochen, 1 Std.) Möbelstücke mit Suchen und vergleichen (1 x jährl. 1/2 Std.)
Schuster und Reinigung (alle 10 Wochen, 1/2 Std.) Post - Einzahlungen, Päckchen (alle 2 Mon., 3/4 Std.), Bank, Geld abheben (alle 1 1/2 Wochen, 1 Std.), Behördengänge oder Schriftverkehr, Telefonate (2 x jährl., 2 1/2 Std.) Lebensmittelkauf und Kochen planen (1 wöch., 1/2 Std.) Papiere, die die Familie betreffen, sammeln und einordnen, z.B. Mietunterlagen, Versicherungen, (Lohnsteuerjahresausgleich, Gedanken machen, bzw. lesen über ausgewogene Ernährung und angemessene Kleidung (1 x jährl. 1 Std.)

Die Frau, mit der das Interview gemacht wurde, hat zwei Kinder im schulpflichtigen Alter und wohnt in einem Neubaugebiet. Dies sind nur zwei Bereiche, der insgesamt 21, die das Interview umfaßt. Die Angaben in Klammern sind natürlich nur Schätzungen der Frau.

Auch die äußeren Lebensumstände der einzelnen Frauen wurden von uns erfaßt: Wohnungsausstattung, Wege/Entfernungen, zum Einkaufen, außerhäusliche Unterbringung der Kinder sowie finanzielle Verhältnisse. Unserer Meinung nach werden Art und Umfang der Hausarbeit durch diese Dinge mitbestimmt.

Aufgrund des Interviews und unserer gegenseitigen Beobachtungen entwickelten wir bestimmte Kriterien. Schwierigkeiten wird es beim Aus-

einanderhalten von Kinderpflege und Hausarbeit geben. Wir entschlossen uns, Hausarbeit als Oberbegriff zu verwenden und dann zwischen Arbeit in Personen und Arbeit an Gegenständen zu unterscheiden. Schon in früheren Diskussionen erkannten wir die Verzettlung als wesentliches Merkmal der Hausarbeit. In vollem Umfang bewußt ist die uns aber erst im Laufe der Interviews und Beobachtungen geworden. Daraus ergab sich das Problem, wie wir die Verzettlung bei der Beobachtung erfassen können. Wir unterschieden 2 Begriffe: Wechsel von Tätigkeiten und Gleichzeitigkeit. Von Wechsel wollen wir sprechen, wenn immer eine Tätigkeit kurzfristig mit einer anderen und wieder zurück gewechselt wird. Gleichzeitigkeit ist, wenn eine Frau 2 Sachen gleichzeitig macht, z.B. Frau wäscht ab und übt dabei mit dem Kind ein Diktat. Wir fragen uns, wieweit der ständige Tätigkeitswechsel bei der Frau Unkonzentriertheit, bzw. Verzettlung hervorruft und fördert. Die häufig beobachtete Gleichzeitigkeit der Tätigkeiten erfordert dagegen eine große Konzentrationsfähigkeit.

Ich lese jetzt einen Ausschnitt aus einem Beobachtungsprotokoll vor. Ich habe eine Freundin von mir beobachtet, die 35 Jahre alt ist. Sie hat 2 Kinder, die z.Z. der Beobachtung 3 1/4 und 1/4 Jahre alt waren. Sie war bis zur Geburt des zweiten Kindes als Sozialarbeiterin tätig. Ich habe sie insgesamt 10 Stunden, d.h. fast einen ganzen Tag lang beobachtet. Sie hat in dieser Zeit 158 mal den Raum gewechselt und 159 mal kurzfristig die Tätigkeiten gewechselt, 12 mal beobachtete ich Gleichzeitigkeit, wobei sie bei der Vorbereitung für das Mittag- und Abendessen das Baby im Tragetuch hatte.

17.30 Uhr

Holt Karton aus mittlerem Zimmer, stellt ihn ins hintere Klo, räumt im hinteren Klo auf,

17.35 Uhr

trägt die Wanne aus dem mittleren Zimmer ins Kinderzimmer, trägt was ins Badezimmer, wäscht sich die Hände, trägt Dreirad von draußen ins Mittelzimmer,

17.36 Uhr

legt im Mittelzimmer Decke auf dem Sofa zusammen, legt sie in den Schrank, trägt Kiste mit Müll aus dem Mittelzimmer in den Flur, bringt Topf in die Küche (aus dem Bad), nimmt Eier vom Osterstrauß in der Küche ab, Moritz kommt, macht Ei kaputt, schimpft mit ihm wirft alten Osterstrauß in den Ofen im Wohnzimmer,

17.40 Uhr

räumt großen Osterstrauß im Wohnzimmer ab, Moritz kommt, will Joghurt (legt weitere Eier auf Couch), nimmt den Strauß, bringt ihn nach draußen in die Mülltonne; bringt die Kiste mit Müll aus dem Flur in die Mülltonne,

17.45 Uhr

Schüttelt im Hausflur die Fußmatte aus, geht ins Bad, wäscht sich die Hände, stellt was zusammen, geht in die Küche, spült die Vase aus, hebt zerbrochenes Osterei auf, schmeißt es weg, holt aus dem Wohnzimmer die anderen Ostereier, bringt sie ins Mittelzimmer, Regal, räumt kleine Babyflasche hoch, Moritz kommt, geht wieder, sie geht mit ins Wohnzimmer. Moritz kleckert Joghurt auf den Teppich, macht das weg,

17.50 Uhr

Nimmt große Vase (Osterstrauß) trägt sie in die Küche, gießt aus, macht Licht an, redet mit Moritz, geht wieder ins Wohnzimmer, guckt zu wie Moritz Joghurt umrührt.

17.51 Uhr

Ißt Joghurt, geht in die Küche, spült die Blumenvase aus, stellt Vase auf Regal, redet mit Moritz,

17.53 Uhr

Trocknet sich die Hände ab, nimmt kleine Scheuersanddose, geht ins Bad, füllt aus großer Scheuersanddose in kleine Scheuersanddose, redet mit Moritz, wischt Tisch ab im Badezimmer, zeigt Moritz Mülltonne im Badezimmer, geht in die Küche, stellt kleine Scheuersanddose weg.

Die intensivere Beschäftigung mit den Beobachtungsergebnissen haben wir auf die Sommerferien verlegt. Wir können aber jetzt schon sagen, daß uns wichtige Fragestellungen dabei bewußt geworden sind, z.B. wie man, frau, bei der Umsetzung der Beobachtungssituation in das Interview den Genauigkeitsgrad der Beobachtung annähernd erreichen kann. Nicht fragen: Wieviel Hausarbeit machen sie im Allgemeinen? sondern: Was haben sie gestern alles gemacht? Wir bemühten uns, die beobachteten Frauen in unseren Diskussionsprozeß mit einzubeziehen, um sie an der Entwicklung von Fragestellungen teilhaben zu lassen. Wir wollen die Hausarbeit nicht nur als wissenschaftlichen Gegenstand untersuchen, sondern, weil wir auch selbst davon betroffen sind, interessieren uns auch die Fragen persönlich. Wir wollen mit ihnen ein verändertes Bewußtsein von Hausarbeit entwickeln. Nach Abschluß der Beobachtungsphase luden wir sie zu einem Fest ein, zu dem 2/3 der beobachteten Frauen kamen. Es entstand eine Atmosphäre, in der jede Frau sich offen äußerte und auf die anderen einging, obwohl die eingeladenen Frauen sich untereinander und auch uns teilweise nicht kannten. Es entwickelten sich intensive Gespräche über die Probleme der totalen Verantwortlichkeit für Haushalt und Familie, an denen wir selbst uns auch mit der gleichen Intensität beteiligten. Unter anderem beschäftigten wir uns mit 2 Gesichtspunkten:

1. Die Frauen die ihre Ehesituation als positiv empfanden, schilderten, daß

ihre Ehemänner sich verhältnismäßig stark an der Hausarbeit beteiligten (was aber noch nicht hieß, daß sie die gleiche Verantwortung für Haushalt und Kinder hatten wie die Frauen).

2. Es stellte sich heraus, daß durch das enge Zusammenleben in der Kleinfamilie mit einem Mann, sich das Problem der Hausarbeit und Kindererziehung nicht als ein gesellschaftliches darstellt, sondern als persönliche Problematik erlebt wird.

Die beobachteten Frauen zeigten großes Interesse, die Beobachtungunterlagen auch der anderen zu lesen. Um noch zusätzliche Anregungen und Informationen von den Frauen zu bekommen, im Hinblick auf die Erstellung des Fragebogens haben wir vor, mit ihnen ein weiteres Treffen im Herbst zu vereinbaren.

Wir haben Ann Oakley gelesen, weil ihr Buch „*Sociology of Housework*“ die einzige Arbeit ist, in der es 1. um Hausarbeit und ihren Zusammenhang mit Hausfrauenbewußtsein geht; 2. weil sie Hausarbeit und Mutterrolle im Gegensatz zu anderen Untersuchungen trennt, und 3. weil sie Hausarbeit als *Arbeit* ernst nimmt.

Zur Untersuchung:

Die Stichprobe umfaßte 40 Londoner Hausfrauen aus zwei verschiedenen Wohngebieten.

Ann Oakley ließ sich den Ablauf eines Arbeitstages schildern und erfragte eine genaue Beschreibung von Arbeitsplatz und Arbeitsbedingungen.

Sie erfragte weiter die Einstellung der Hausfrau zu den einzelnen Arbeiten, und wie rigide und detailliert die Maßstäbe sind, die sich die Frau setzt. Bei den anderen Bereichen, die Ann Oakley erfragt, ging es um den Zusammenhang von der Einstellung zur Berufstätigkeit mit der Einstellung zur Hausarbeit und um die Arbeitsteilung in der Ehe und ihre Auswirkung auf die emotionale Zufriedenheit der Frau mit der Ehe.

Wir haben bisher nur die zwei Kapitel, die über die Spezifizierung der Normen und Arbeitsteilung in der Ehe, behandelt.

Für uns wichtige Ergebnisse aus dem 6. Kapitel von Ann Oakley. Sie untersucht die Einstellungen der Hausfrauen zu ihren eigenen Normen und stellt dabei 4 Funktionen fest, die die Herausbildung von Normen und Routine haben.

1. Schaffung einer zusammenhängenden Arbeitsstruktur, z.B. um die Verteilung, gerade wenn Kinder da sind, einzuschränken. Deshalb wird der Ablauf des Tages oder der einzelnen Tätigkeiten genau danach fest-

gelegt, wann was getan werden muß und nicht, wann etwas dreckig ist oder nicht.

2. Beweis, daß Hausarbeit Arbeit ist und getan werden muß (als Verteidigung gegen die Behauptung, die Hausfrau täte nichts).
3. Mittel zur Arbeiterweiterung (vor allem bei Ganztagsfrauen, um die Arbeitskraft den ganzen Tag über beschäftigt zu haben) hängt eng mit Punkt 1 zusammen.
4. Mittel zur Selbstbelohnung, die darin liegt, daß die Hausfrau stolz ist, wenn sie ihre eigenen Normen erfüllt hat.

Diese Normerfüllung kann so weit gehen, daß üblicherweise von Zwangssymptomen gesprochen wird, die die Hausfrau hat, z.B. Putzteufelei. Dagegen sieht Ann Oakley die hohe Ausprägung von Normen nicht als „krankhaften Zwang“, sondern als „vernünftige Reaktion auf eine problematische Situation“, die so beschrieben werden kann: Der technologische Entwicklungsstand würde viel weniger Arbeit nötig machen, die Frauen werden aber durch gesellschaftlichen Druck ins Haus verwiesen und sind dort in der Situation, daß individuell sehr viel Hausarbeit getan wird.

Die Hausfrauen lösen also die Situation, indem sie durch Spezifizierung der Maßstäbe und Routinen eine Möglichkeit haben, die individuell notwendige Hausarbeit als schlechthin notwendig zu definieren und zu verdrängen, daß sie nur den miesen individuellen Verhältnissen zu verdanken ist und damit die Frage zu verdrängen: warum ich?

Diese wahnsinnige Ausprägung von Normen kann so weit führen, daß wir, wenn wir einer Frau erzählen, was wir machen wollen mit der Untersuchung, gesagt kriegen, bevor wir überhaupt ausgedet haben: „Guckt euch erstmal einen ordentlichen Haushalt an!“

Wir kritisieren an Ann Oakley, daß sie die Herausbildung von Normen nur als einen psychischen Prozeß jeder einzelnen Frau beschreibt und dabei vernachlässigt, daß bestimmte Maßstäbe auch durch objektiven, äußeren Druck gesetzt werden. Z.B. gibt es in der Gropiusstadt Mietverträge, in denen sich der Mieter verpflichten muß, Gardinen ans Fenster zu hängen. Es ist auch eine allgemeine Erfahrungstatsache, daß manche Nachbarn und Hausbewohner so ausdauernd und erfindungsreich Druck ausüben können, bis eine Anpassung an ihre Normen erzwungen ist. Eine kleine und schlecht ausgestattete Wohnung kann ebenso einen höheren Grad an Sauberkeit erfordern als eine geräumige Wohnung, ohne daß deshalb die Hausfrau einen Sauberkeitsfimmel haben muß.

Bei unserer Untersuchung wollen wir also versuchen rauszubekommen,

nicht nur welche psychischen Mechanismen für Arbeiterweiterung usw. verantwortlich sind, sondern auch welche objektiven Zwänge die Maßstäbe der Hausfrauen beeinflussen.

Bei der Beurteilung von Normen für die Hausarbeit fiel uns auf, daß wir unter der Hand schon immer mit eigenen Wertungen über 'notwendige' und 'überflüssige' Arbeit an die Fragestellung herangingen. Es zeigte sich aber auch, daß unsere Vorstellungen von 'notwendig' und 'überflüssig' immer aus unserem Erfahrungshorizont stammten und daß, was wir für überflüssig hielten, in anderen Lebensumständen durchaus notwendig sein kann. Z.B. kann man Kuchen backen oder Blumen züchten oder alle 2 Wochen Fenster putzen für überflüssig halten, es reicht aber schon aus, daß die Nachbarin oder die Freundin das auch so macht und die Frau sie zum Quatschen braucht, daß es eine Notwendigkeit wird.

Um uns davor zu hüten, unseren eigenen Erfahrungshorizont als objektive Norm zu setzen, an der dann alles zu messen wäre, haben wir erst mal darauf verzichtet, die Normen von Hausfrauen in eine hierarchische Ordnung zu bringen. Wir wollen zunächst einmal 2 Sachen feststellen:

1. Welches sind ihre Arbeitsbedingungen

2. Wieviel und wie arbeitet sie

Vielleicht lassen sich im nachhinein Beziehungen zwischen den beiden Faktoren feststellen.

Ein weiterer Punkt, der uns besonders interessiert ist die Frage, inwiefern die Frauen ein Bewußtsein davon haben, daß ihre Arbeit gesellschaftliche Arbeit ist. Ann Oakley hat zwar festgestellt, daß die Hausfrauen sehr wohl wissen, daß ihre Arbeit Arbeit ist, aber die Mechanismen mit denen sie sich immer wieder den Erfolg und das Ergebnis ihrer Arbeit selbst beweisen müssen und die Ann Oakley auch beschrieben hat – deuten darauf hin, daß die Frauen bei der Wertschätzung ihrer Arbeit und damit ihrer Selbsteinschätzung, ziemlich im Dunkeln tappen. Gesellschaftlich kriegen sie keine Anerkennung, deswegen sind sie sich nie ganz sicher, daß es Arbeit ist, was sie tun. Die Merkmale sonstiger Arbeit: daß sie organisiert ist und dafür ein Lohn gezahlt wird – trifft auf HA nicht zu. Wie ist es aber trotzdem möglich, daß Hausfrauen ihre Arbeit als gesellschaftliche erfahren? Wir wollen rauskriegen, an welchen Punkten das passiert, und welches die Bedingungen dazu sind.

Weitere wichtige Ergebnisse aus dem 8. Kapitel zur Arbeitsteilung in der Ehe.

Die Vorstellungen von „Partnerschaftlicher Ehe“ und „Gleicher Verteilung der Hausarbeit“, die in anderen Untersuchungen meist festgestellt wurden, erweisen sich als unbegründet und falsch, wenn konkret gefragt wird, was der Ehemann tut, nicht, was er tun würde.

Ein anderes Moment der Verzerrung, das berücksichtigt werden muß, ist dies: Wenn Männer helfen, nehmen sie den Frauen oft die letzten Arbeiten ab, die noch Spaß machen. Z.B.: wenn gefragt wird: „Was hat ihr Mann gestern gemacht?“, kann sich herausstellen, daß er die Kinder ins Bett gebracht hat, damit sie in Ruhe abwaschen kann.

Die Hilfe des Ehemannes beschränkt sich auf eine Auswahl von bestimmten Tätigkeiten. Unsere Aufgabe ist herauszufinden, welche es sind.

Wenn die Frauen über ihre Situation sprechen, reden sie nur von der Hilfe des Mannes, bezeichnen die Arbeit aber als *ihre*. Sie wünschen sich mehr Hilfe vom Ehemann, aber nur bis zu einem Punkt, wo sie noch die Hauptverantwortung behalten.

Gegen vollkommenen Rollentausch wehren sie sich sowieso, weil dies nicht ihrem Bild von einem richtigen Mann entsprechen würde.

Wir meinen, daß diese Reaktion verständlich ist, denn in dem Moment, in dem sich Frauen nur oder hauptsächlich über Hausarbeit definieren und von ihrer Umwelt auch so definiert werden, kann es für sie bedrohlich sein, wenn sich der Mann in ihrem Bereich als fähig erweist. Denn in dem Moment wird der Frau die letzte Möglichkeit der Identität genommen.

Ludmilla Müller: *Kinderaufzucht im Kapitalismus – wertlose Arbeit Über die Folgen der Nichtbewertung der Arbeit der Mütter für das Bewußtsein der Frauen als Lohnarbeiterinnen* – Prokla 22, 1976

Im Projekt diskutierten wir den gesellschaftlichen Stellenwert von Hausarbeit, speziell Kinderaufzucht, anhand des Aufsatzes von L. M., der ihre 1972 an der FU eingereichte Diplomarbeit darstellt.

Der Fortschritt bei L.M. besteht gegenüber marxistischen Theoretikern wie Engels darin, daß sie den Arbeitsbegriff neu faßt und damit ins Bewußtsein rückt, daß Hausarbeit Arbeit ist. Engels unterscheidet im „Ursprung der Familie“ zwei Arten der Produktion: die „Erzeugung von Lebensmitteln, von Gegenständen der Nahrung, Kleidung . . . und anderes ist die Erzeugung von Menschen selbst.“ Dabei faßt er nur das erstere als Arbeit auf. Hiergegen wendet sie ein, daß frühere Gesellschaften diese Unterscheidung von zwei Arten der Produktion gar nicht kannten, sondern daß diese von Engels vorgenommene analytische Trennung selbst schon Ausdruck der Verhältnisse im entwickelten Kapitalismus ist, die den Begriff der Arbeit als abstrakte Kategorie überhaupt erst entstehen läßt. Überdies reflektiert er nicht den Stellenwert der nachwachsenden Generation als unmittelbares ökonomisches Erfordernis zur gesamtgesellschaftlichen Sicherung.

Demgegenüber faßt L.M. Arbeit als „planvolles Verändern der in der Natur vorgegebenen Formen und Dinge“ (S. 17), unter die dann auch Kinderaufzucht fällt. Allerdings bleibt sie hier inkonsequent, wenn sie sagt, daß die Tätigkeit der Kinderaufzucht „auf halbem Wege steht zwischen natürlichen Entstehungsprozessen und dem menschlichen Umformen der Naturgegenstände, der Arbeit im engeren Sinne.“ (S. 17)

Wir meinen dagegen, daß die Unterscheidung zwischen Natur und Arbeit nicht nachzuvollziehen ist. Auch natürliche Prozesse bedürfen der menschlichen Einwirkung, um sich vollziehen zu können. So sind große Energien, Anspannung und bewußte Planung notwendig, ein Kind in die Welt zu setzen und es großzuziehen, d.h., eine kindgemäße Umwelt zu schaffen, um dem Kind einen Raum zum möglichst natürlichen Aufwachsen zu sichern.

Die Reproduktion der Gattung kann nicht als allgemeiner überhistorischer Prozeß gefaßt werden. Zwar sind es teilweise in ihrer Grundstruktur in allen Gesellschaften sich wiederholende Prozesse, doch ist die konkrete Ausprägung je nach der Entwicklung der Produktivkräfte und nach Art der Vererbung der Arbeit sehr verschieden.

Frau mag dieses Bestehen auf dem Arbeitsbegriff für den gesamten Vorgang der Reproduktion der Gattung für Haarspalterei halten, wir befürchteten jedoch, daß im anderen Fall der Frau eine Naturhaftigkeit unter der Hand zugesprochen wird, die dann später gegen ihre Gesellschaftlichkeit ausgespielt werden kann und die deshalb von Anfang an in ihrer ideologischen Bedeutung bewußt sein muß.

Faßt man den Arbeitsbegriff nicht klar, kann später – was sich auch in der Arbeit von L.M. zeigt – der gesellschaftliche Stellenwert der Hausfrauenarbeit nicht herauskristallisiert werden. Diese Zuordnung der Frau und ihrer Familientätigkeit zu Naturprozessen führt dazu, die Hausarbeit unterzubewerten. Tatsächlich geht L.M. kaum darauf ein. Ann Oakley und wir haben festgestellt, daß kaum etwas so sehr zur Ausweitung der Hausarbeit beiträgt, wie die Existenz von Kindern.

Da wir die Entfaltung des Arbeitsbegriffs für den zentralen Zugang zum gesellschaftlichen Stellenwert von Hausarbeit halten, wollen wir den Anregungen L.M.'s dafür auf zwei weiteren Ebenen folgen. Die erste ist der Versuch, die Hausarbeit in Bezug auf das die kapitalistische Gesellschaft bestimmende Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital zu definieren, also die Wertfrage zu stellen. Die zweite bezieht sich auf die Gebrauchswertseite von HA, ihren konkret nützlichen Charakter, aber auch hier in Bezug auf die Gesamtgesellschaft. (Daß hier zwei unterschiedliche Gesellschaftsbegriffe vorliegen, wird später ausgeführt).

Die historische Ebene, die L.M. auch in ihrer Arbeit hat, lassen wir unberücksichtigt, da sie hier die Thesen von Engels zur Herausbildung der Vorherrschaft des männlichen Geschlechts unreflektiert übernimmt und gute Kritiken an Engels an anderer Stelle schon geleistet sind. Dies beeinträchtigt auch kaum die weitere Analyse.

Für die erste Ebene stellt sie fest, daß „für die Logik des Kapitals, die Gebrauchswerte nur als Träger von Wert kennt, nichts Widersprüchliches darin liegt, daß die für die gesellschaftliche Lebenserhaltung ganz unentbehrliche, nützliche Arbeit der Kinderaufzucht wertlos ist.“

Solange sie „ökonomisch relevant“ unter dem Aspekt der Logik des Kapitals betrachtet, hat sie Recht, die Arbeit wertlos zu nennen. Gesellschaftliche Funktion der HA und ihr Wert sind zwei verschiedene Dinge und bei L.M. stellt sich das Problem, beide Aspekte miteinander zu vermitteln. Auf S. 55 tritt bei ihr der Widerspruch offen hervor, wenn sie einmal der Arbeit der Frauen im Haushalt „jede unmittelbare oder auch mittelbare Bedeutung für die Produktion von Wert und Mehrwert“ abspricht, dann aber behauptet, daß die Frauen durch ihre Arbeit im Haushalt „fundamentale Voraussetzungen für das Funktionieren der gesellschaftlichen Lebenserhaltung im Kapitalismus schaffen“. Dieser Widerspruch wird nur ableitbar, wenn die zugrundeliegenden unterschiedlichen Gesellschaftsbegriffe klar werden. Die Negierung der zentralen Funktion von HA im Kapitalismus bezieht sich auf einen eingeschränkten Gesellschaftsbegriff, der das Verhältnis zwischen Lohnarbeit und Kapital schon für die Gesamtgesellschaft selbst hält. Da HA keine Lohnarbeit ist, trägt sie unmittelbar nichts zur Mehrwertproduktion bei und fällt quasi aus dem Verhältnis heraus.

Widersprechen müssen wir L.M., wenn sie dann gleich auch die mittelbare Bedeutung für die Mehrwertproduktion leugnet – was im übrigen ja auch im Widerspruch zu ihrer Rede von der fundamentalen Voraussetzung der Hausarbeit für die kapitalistische Gesellschaft steht. Diese zweite Aussage bezieht sich auf den weiten Gesellschaftsbegriff, der gerade die Totalität der Lebensverhältnisse in den Griff zu bekommen versucht und in diesem Rahmen das Verhältnis von Produktions- und Reproduktionsbereich problematisiert. Diese Problematisierung erfolgt bei L.M. nicht, damit bleibt die eine Seite des Widerspruchs in der Luft hängen, und da hängen wir im Moment selbst auch.

Daß diese Seite des Widerspruchs anzugehen aber eigentlich die zentrale Aufgabe ist, wird deutlich, wenn wir die notwendigen Konsequenzen einer Argumentation nur mit dem eingeschränkten Gesellschaftsbegriff verfolgen: da HA keine Lohnarbeit ist, also nicht kapitalistische Arbeit, wird sie schnell zur „vorkapitalistischen“. „Der Versuch, diese umfassende Be-

schäftigung mit der Aufzucht, Erziehung und Versorgung zukünftiger Besitzer von Arbeitskraft kapitalistisch zu organisieren und also auch wie sonstige Arbeit zu entlohnen, würde Funktion und Fortbestand der kapitalistischen Gesellschaft in Frage stellen bzw. überhaupt ad absurdum führen. Deshalb ist der fortgesetzte Rückgriff auf vorkapitalistische Strukturen . . . auch im entwickelten Kapitalismus unentbehrlich.“ Den Begriff „vorkapitalistisch“ macht L.M. einerseits an den gebrauchswertorientierten Strukturen der Familie fest, die mit der Orientierung auf den konkret-nützlichen Charakter der Arbeit am Menschen zusammenhängen und die der der kapitalistischen Arbeit innewohnenden Tendenz zur Ausbildung von Gleichgültigkeit entgegenlaufen. Andererseits leitet sie diesen Begriff aus ihrer „Freiraumtheorie“ der Familie her. Hierbei wird unterstellt, daß innerhalb der Familie ein „gewisser Freiraum“ existiert, „in dem Verhaltensweisen beibehalten oder entwickelt werden können, die sonst nicht gefragt sind“. Damit ist z.B. Geduld gemeint: „In dieser Umwelt könnte nicht jeder gegen jeden kämpfen, wäre er nicht vorher in der nichtkonkurrenten Umwelt aufgezogen worden“. (56)

Wir stellen dem entgegen, daß die Familie keine Insel ist, sondern daß stattdessen die Mitglieder ihre Zurichtung durch die kapitalistischen Lebensverhältnisse in die Familie hineintragen und sich auch hier konkurrenz, nervös, lieblos verhalten.

Zugegebenermaßen problematisiert und relativiert sie ihre These von den gebrauchswertorientierten Strukturen in dem später entstandenen Nachwort zu ihrer Arbeit. Hierin erkennt sie einerseits, daß die gebrauchswertorientierung wesentliches, gegenüber der versonstständigten Wertbewegung widersprüchliches Moment des Kapitalismus ist. Das heißt also, der Inselcharakter der Familie wird durch das gleichzeitige Vorhandensein der sie prägenden Strukturen in der Gesamtgesellschaft relativiert. Andererseits stellt sie die in der Gesamtgesellschaft vorherrschenden Verhaltensstrukturen der „Negation des lebendigen Individuums“ (62) ebenso in der Familie fest. Dennoch hält sie nach dieser Differenzierung an der Grundthese fest, „daß vorkapitalistische Verhaltensweisen bzw. gebrauchswertorientiertes Verhalten in den Familienbeziehungen als zunächst abgetrennt vom Bereich der Produktion sich stärker gehalten haben.“ (63) Wie sie nach dieser Differenzierung noch problemlos von „vorkapitalistisch“ sprechen kann und weiterhin Produktions- und Reproduktionsbereich als „getrennt“ darstellen kann, blieb uns unklar und kann wahrscheinlich nur auf dem Hintergrund ihres eigenen Gesellschaftsbegriffes verstanden werden.

Die Ausblendung des weiten Gesellschaftsbegriffes hat eine weitere durchschlagende Konsequenz bei ihrem Versuch, Hausfrauenbewußtsein

zu bestimmen. Sie schreibt: „was sich unmittelbar dem Bewußtsein aufdrängt, nämlich auf der Ebene des durch Austausch begründeten bürgerlichen Scheins, ist die Tatsache, daß Hausfrauen unterhalb dieser Ebene bleiben, nichts verkaufen und daher auch nichts zu kaufen haben . . . Sie nehmen nicht einmal teil an dem einzigen Verkehr, der im bürgerlichen Sinn Gesellschaft begründet, und haben daher auch keine (!) gesellschaftliche Perspektive“ (56).

Hier bleiben nicht nur die Erfahrungen außer Acht, die Hausfrauen innerhalb der Reproduktionssphäre, z.B. mit Miete, Preisanstieg etc. machen und die immerhin schon vor Jahren in der BRD zum Boykott von Supermärkten durch Hausfrauen umgeschlagen sind, ganz abgesehen von Häuserkämpfen in Italien, an denen gerade Hausfrauen sich beteiligten, hier wird nicht auch reflektiert, welchen Niederschlag die Spannung zwischen der objektiven Möglichkeit, bei unserem gesellschaftlichen Reichtum HA anders zu organisieren und dem tagtäglichen, individuellen und schon absurden Kampf gegen Schmutz, etc., im Hausfrauen-Bewußtsein findet.

Der Versuch, Hausfrauenbewußtsein aus der Beziehung zur Lohnform herzuleiten, kann nur in der Negation von Hausfrauenbewußtsein enden. Zu fragen ist hier, ob die marxistischen Kategorien der politischen Ökonomie überhaupt zur Bestimmung von HA und Hausfrauenbewußtsein anwendbar sind oder ob nicht – statt die Lohnform als einziges Kriterium heranzuziehen – vielmehr von der konkreten Lebenssituation der Hausfrauen ausgegangen werden müßte.

Kategorien wie Lohnarbeit zur Bestimmung von Bewußtsein sind in ihrer einseitigen Anwendung überzogen, da hiermit dem Lohnverhältnis die alleinige Möglichkeit zur Ausbildung gesellschaftlichen Bewußtseins zugesprochen wird.

Wir stehen momentan in dem Diskussionsprozeß, Hypothesen zu entwickeln, welche konkreten Bedingungen in der Lebenssituation der Hausfrauen bestimmte Bewußtseinsformen bedingen.

Die Negation von Hausfrauen-Bewußtsein führt dann bei L.M. zu der notwendigen Konsequenz, den Vorsprung der anderen Gesellschaftsmitglieder einzuholen, sich Bewußtsein zu holen, indem die Frau in die Produktion marschiert. Es ist deshalb auch nicht verwunderlich, daß L.M. trotz ihrer guten Fragestellung nach Hindernissen der Bewußtwerdung von Frauen im Produktionsprozeß ihrer Analyse den Satz voranstellt: „Es sei hier zunächst mal deutlich ausgesprochen, daß wir die eben skizzierte Forderung nach der Einbeziehung der Frauen in die ‚gesellschaftliche Produktion‘ ganz allgemein für wichtig halten, nur so kann letzten Endes der beschränkte Gesichtskreis der in der Familie eingeschlossenen Hausfrau und

Mutter durchbrochen werden und kann sie einen gleichberechtigten Platz neben dem Mann einnehmen.“ (S. 41)

Hierbei bedenkt sie allerdings die elementaren Grenzen, die einer umfassenden Einbeziehung von Frauen in das Erwerbsleben gesetzt sind, solange die HA auf ihnen lastet. Dies festzustellen, ist allein schon ein Fortschritt gegenüber anderen marxistischen Theoretikerinnen, wie z.B. Clara Zetkin.

Besonders bemerkenswert und gegenüber Frauen solidarisch ist aber ihre Fragestellung nach den Möglichkeiten der Bedürfnisbefriedigung für Frauen in beiden Bereichen von Produktion und Reproduktion. „Denn die Frau vergleicht ihr Leben als Lohnsklavin mit dem als ‚Hausklaven‘, und die Umstände ihrer ökonomischen Unabhängigkeit durch eigene Arbeit mögen so sein, daß sie die persönliche Abhängigkeit im Haushalt vorzieht.“ (S. 43)

Allerdings kann L.M. diesen wichtigen Vergleich realistischerweise nicht ziehen, da HA überhaupt noch nicht konkret gefaßt ist und deswegen keine Aussagen über Bedürfnisbefriedigungsmöglichkeiten durch HA gemacht werden können. Die Hausarbeitssituation in ihrer Bedeutung für die dort arbeitenden Frauen zu erfassen, ist zentrales Anliegen unserer empirischen Untersuchung.

Projekt „zur Situation der Frau“ am FB 11 der FU

Susanne Müller
Elfriede Steffan
Monika Wyrwa
Rose Littmann
Cornelia Engel
Delia Helmerking
Gabriela Spille
Yroni Fenner-Bauriedl

Elisabeth Regenhad

Barbara Marewski
Marguerite Leyenne
Susanna von Oertzen
Carol Hagemann-White
Gerlind Lachenicht
Hannelore Slodowski
Gudrun Du Bois
Gabriele Plaz

Die Frau als Naturwesen im Volksbuch von der 'Melusine' *

Im folgenden wird der Versuch unternommen, die Relevanz von Geschlechtsrollen und die Bedeutung bestimmter geschlechtsspezifischer Vorstellungen von der Frau für die Handlungsstruktur und den Geschehensablauf eines frühneuzeitlichen Prozaromans aufzuzeigen. Auf ein Problem sei dabei vorab schon hingewiesen, bzw. ein Einwand sei bereits vorweggenommen: ein solcher Interpretationsversuch verweigert sich der Frage, ob der Geschlechter- oder der Klassegegensatz konstitutiv für eine Gesellschaft und die in ihr produzierte Literatur ist. Die folgende Interpretation lehnt eine solche Alternative, die der Dialektik des gesellschaftlichen und menschlichen Lebensprozesses niemals gerecht werden kann, ab und versucht stattdessen – und dies notwendigerweise beispielhaft – Formen und Inhalte der tatsächlichen Vermittlung zwischen beiden zu analysieren. Bereits der Handlungsablauf unseres Textes ist durch diese Vermittlung von geschlechtsspezifischem Rollenverhalten und gesamtgesellschaftlichen Konflikten bestimmt.

I

An der Handlung dieses Romans ist zunächst eine eigenartige Spannung, eine merkwürdige Polarität zu konstatieren: eine Polarität nämlich zwischen der gesellschaftlichen Existenz des Einzelnen und dem Verlust seiner Identität. Das gilt besonders für den männlichen Helden Reimund, Sohn eines französischen Grafen, der in dem Verdacht steht, seinen Onkel, wenn nicht umgebracht, so doch zumindest nicht vor dem Tode bewahrt zu haben. Auch wenn dieses Geschehen, das feudaler Familienehre und feudaler Gefolgschaftstreue eklatant zuwider läuft, nach der Aussage des Erzählers vorherbestimmt war – der Onkel selber hatte aus einer Sterndeutung auf ein nahendes Unheil geschlossen – so ist es für den Neffen doch, sei er schuldig oder nicht – gleichbedeutend mit dem Verlust seiner gesellschaftlichen und persönlichen Existenz. Er irrt völlig fassungslos umher, weiß weder wo, noch wer er eigentlich ist. Dieser Tod macht aus ihm einen Ausenseiter der feudalen Gesellschaft, er macht aus ihm quasi ein Naturwesen, das sich – völlig konsequent – den Einflüssen der außer ihm existierenden

Natur überläßt und keinerlei Einfluß mehr auf sein Schicksal zu nehmen versucht. In dieser Situation trifft er auf Melusine, die – ganz unüblich für feudale Sitten – plötzlich im Wald an einer Quelle steht und – ebenfalls unüblich – ihn anspricht, tröstet, ohne daß er ihr etwas erzählt hat, von seinem Schicksal weiß und – darin liegt nun der Skandal – ihm die Ehe anträgt.

Melusine – das erfährt der Leser erst allmählich – ist ebenfalls ein Naturwesen und zwar in doppeltem Sinne: zum einen liegt in ihrem Verhalten gegenüber dem Grafen Reimund ein Verstoß gegen feudale Konventionen – auch wenn der im Text nicht kommentiert wird – zum andern aber verfügt Melusine über übernatürliche Kräfte. Sie weiß Dinge, die sie eigentlich nicht wissen kann und – das ist entscheidend –, sie ist mit einem Fluch behaftet. Sie ist eine Meerfee, jeden Samstag verwandelt sich ihr Unterleib in einen Fischschwanz, sie muß sich den ganzen Tag verbergen und niemand darf um dieses Geheimnis wissen. Melusine also ist in einem doppelten Sinn Naturwesen: insofern sie mit übernatürlichen Kräften begabt ist, und insofern sie von der Gesellschaft getrennt, in das Reich der Natur gehört, also den Bereich des Urwüchsigen, Nicht-Zivilisierten verkörpert.

Melusines Vorgeschichte, von der der Leser zunächst nichts weiß, ist die folgende: Sie ist die Tochter eines ebenfalls mythischen Wesens, der Fee Persine, die die Ehe mit ihrem Mann Helmas nur unter der Bedingung eingegangen war, daß er sie während der Zeit ihrer Niederkunft nicht zu sehen beanspruche. Dieses Gelübde, das der Frau eine Tabuzone und damit einen gewissen Freiraum einräumt und damit gleichzeitig die besondere Bedeutung der Mutter-Kind-Beziehung unterstreicht, wird von Helmas gebrochen. Mit ihren drei Töchtern verläßt Persine daraufhin ihren Mann, zieht ihre Kinder allein auf und erzählt ihnen erst nach 15 Jahren von dem Vergehen des Vaters. Die Töchter, empört über diese Tat, ziehen aus um ihn zu bestrafen, sie mauern ihn auf einem Berg ein, begraben ihn also bei lebendigem Leibe. Das aber hat die Mutter nicht gewollt, sie bestraft die Töchter, indem sie alle drei mit einem Fluch belegt. Für Melusine lautet er, daß sie sich jeden Samstag in ein Fischweib, ein 'Meerwunder', wie es im Text genannt wird, verwandelt, d.h. ihr Unterleib (bezeichnenderweise) nimmt die Gestalt eines Fischschwanzes an. Von diesem Fluch kann sie nur befreit werden, wenn sie einen Mann findet, der sie nie fragt, wo sie sich Samstag aufhält, der sie also als eine Frau akzeptiert, die von einem Geheimnis umgeben ist. Melusines Fluch liegt also nicht bloß im Zwang zur Verwandlung, sondern auch im Zwang zur Ehe. Erlösung kann sie nur durch die Ehe erfahren, die Bedingungen der Ehe jedoch kann sie nicht erfüllen. Denn die Ehe bedeutet die Dominanz des Mannes, die totale Ver-

füfungsgewalt über die Frau, an der eben kein Geheimnis ist, sondern die jederzeit zur Verfügung steht. Bezeichnend an diesem Fluch ist aber nicht nur, daß eine Erlösung von ihm quasi unmöglich ist, sondern daß Persine ihre Tochter zu etwas verdammt, der Ehe nämlich, obwohl sie selber durch die Ehe geschädigt worden war. Denn trotz seines Versprechens hatte Helmas Persines Freiraum nicht akzeptiert und auf der Erfüllung ehelicher Pflichten insistiert. Die durch die Institution Ehe selber Geschädigte macht sich gleichwohl in diesem Mythos zu ihrer Befürworterin und Vollstreckerin. Sie bestraft die Töchter, die die Mutter eigentlich hatten rächen wollen und sie bestraft Melusine dabei durch einen Fluch, von dem Erlösung eigentlich nicht möglich ist. Ursprung und Hintergrund dieses Mythos, der ganz offenbar in urgeschichtliche Zustände zurückreicht, der Zeit der Ablösung des Matriarchats durch das Patriarchat, wären nun eigentlich näher zu analysieren. Aus Zeitgründen kann das hier nicht geschehen. Ein Hinweis allerdings scheint mir angebracht: es liegt hier ein Beispiel vor, an dem die Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit zwischen Literatur- und Religionswissenschaft, Ethnologie und Anthropologie unmittelbar einsichtig wird. Ein Beispiel also, für den notwendig interdisziplinären Charakter materialistischer und feministischer Forschungsansätze.

Zurück zur Melusine und zum Handlungsverlauf des frühneuzeitlichen Prosaromans. Ungewöhnlich waren die Bedingungen, unter denen Reimund und Melusine sich begegneten: Reimund ist vom Ausschluß aus der feudalen Gesellschaft bedroht, Melusine, hält sich – entgegen feudalen Konventionen – einfach im Wald auf, spricht ihn an, weiß über alles Bescheid, und sagt darüberhinaus auch noch, was zu tun ist. Zweierlei ist hieran bedeutend:

1. die Verbindung mit einem außerirdischen, übernatürlichen Wesen, der Meerfee Melusine, ermöglicht dem feudalen Ritter seine Reintegration in die feudale Gesellschaft, seine Rettung vor einem Rückfall in den Zustand bloßer Naturhaftigkeit. In dieser Rettung allerdings liegt auch etwas Bedrohliches, eine erneute Gefahr, denn er weiß über Herkunft und Stand, über die Existenzbedingungen der Frau, die er heirätet, nichts. Er darf darüber auch nichts erfahren wollen. Diese Tatsache, daß er das Geheimnis seiner Frau nicht kennt und auch nicht kennen darf, wird ihn mit der Gesellschaft erneut in Konflikt bringen. Er wird sich rechtfertigen müssen und das wird zum Bruch des Versprechens führen. Die Verbindung mit dieser Frau also ist für ihn Rettung und Gefährdung zugleich, sie schafft ihm einen Platz, eine anerkannte Position in der Gesellschaft, aber sie läßt auch Zweifel aufkommen, ob alles mit rechten Dingen zugegangen ist und ob er sich nicht mit einer Hexe, einem Gespenst, einer Hure eingelassen hat.

2. Auffällig ist der Versuch Melusines, alle Zweifel an ihrer Person zu entkräften. Sie unternimmt vielfältige, sehr geschlechtsspezifische Versuche, ihrem Mann die Erfüllung seines Versprechens zu erleichtern. Das beginnt damit, daß sie ihm versichert, sie sei zu seiner Rettung von Gott geschickt, sie sei fromm und gottesfürchtig und lebe in völliger Übereinstimmung mit den Geboten der christlichen Kirche. Weiterhin legt sie größten Wert darauf, daß die Hochzeit prächtig und repräsentativ ausgerichtet wird. Alles soll „nach guter Ordnung“ zugehen und das bedeutet unter den Bedingungen der feudalen Gesellschaft: ein rauschendes, insgesamt vierzehntägiges Fest wird veranstaltet, bei dem in typisch feudaler Manier gepfeift wird und der herrschende Überfluß an leiblichen Genüssen die Frage vergessen läßt, wo der Graf Reimund eigentlich diese Frau her hat. Die perfekte Erfüllung feudaler Rituale und gesellschaftlicher Normen, die jedermann bei dieser Hochzeit konstatieren kann, läßt auf „gute Ordnung“ schließen und gewährleistet zumindest vorläufig Melusines Integration. Noch einen weiteren Hinweis gibt sie, um Reimund die Einhaltung seines Versprechens zu erleichtern: sie versichert ihm, daß ihre Abwesenheit an jedem Samstag ihn nicht befürchten lassen muß, daß sie ihm Schande macht, d.h. daß sie fremd geht und damit seine Ehre verletzt. Dieser bereits zu Beginn ausgesprochene Hinweis ist umso entscheidender als Reimund eben aufgrund des Verdachts ehelicher Untreue später seiner Frau nachspioniert und sein Versprechen bricht.

II

Zu verfolgen ist nun, was aus dieser Ehe wird, die geschlossen wurde, um Integration in die feudale Gesellschaft, d.h. die Überwindung eines naturhaften, unzivilisierten Zustandes zu erreichen. Was also, so ist zu fragen, wird aus diesem Unternehmen, das die Integration von Natur und Zivilisation betreibt und sich dazu die Ehe zwischen einem feudalen Ritter und einer Meerfee aussucht.

Nachdem die Hochzeitsfeierlichkeiten beendet sind, jedermann zufrieden abgereist und alle Zweifel zerstreut waren, sind die beiden Eheleute auf sich verwiesen. Es stellt sich die Frage, womit sie ihre Zeit verbringen sollen. Unter „normalen“ Bedingungen heißt das in der feudalen Gesellschaft, daß der Mann auf die Jagd geht, die ein oder andere Fehde gegen befeindete Territorialherren austrägt, um auf diese Weise das eigene Territorium zu erweitern. Im übrigen veranstaltet man Turniere zu Erhaltung der militärischen Schlagkraft und zur „Ehre“ der Frauen. Das heißt, das Leben der feudal-ritterlichen Gesellschaft ist bestimmt von der Notwen-

digkeit, die dieser Gesellschaft immanente Gewalt, die feudale Anarchie zu bewältigen. Eine solche Notwendigkeit nun ergibt sich für den Grafen Reimund nicht, denn die übernatürlichen Kräfte seiner Frau sind es, die ihn beschützen und die darüberhinaus ein blühendes feudales Territorium entstehen lassen, das sich bald über ganz Süd- und Westfrankreich erstreckt und dessen Eroberung sich nicht gewaltsam, sondern immer als friedliche Inbesitznahme vollzieht. Daneben entwickelt Melusine eine ausgeprägte Bautätigkeit. Auf ihr Geheiß entstehen Schlösser, Kirchen, Klöster, Brücken und Befestigungsanlagen, ohne daß es der geringsten Gewaltanwendung bedarf. Von Reimund hört man nichts, außer daß sein Ansehen und sein Ruhm beständig wachsen.

Melusines Bautätigkeit, ihre gesellschaftliche Produktivität jedoch hat Grenzen und zwar, wie sich sehr bald zeigt, Grenzen, die mit ihrem Fluch zu tun haben. Jedesmal nämlich, wenn eines ihrer prächtigen Bauwerke fertiggestellt ist, bringt sie ein Kind, einen Sohn zur Welt, der mißgestaltet ist. Insgesamt gebiert sie 10 Söhne, die entweder nur ein oder gleich drei Augen haben, denen ein wilder Eberzahn aus dem Munde wächst, die ein Löwenmal im Gesicht tragen oder die in anderer Weise aufgrund ihrer äusseren Erscheinung Entsetzen auslösen. Bezeichnend ist nicht nur, daß diese Söhne überwiegend Mißgeburten sind, sondern bezeichnend ist darüberhinaus der Widerspruch zwischen der Perfektheit von Melusines Bautätigkeit und ihrer offenbar stark reduzierten Gebärfähigkeit. Der Text beschreibt das ganz lakonisch so:

Da nu das Schloß mit Thürnen Ringmauwren Zwingern und Gräben außereitet ward und auß dermassen stark gemacht und menniglich sich da verwundert den grossen Gebäuw und Wercks da nahet die zeit daß Melusina eines Kinds solte niderkommen und genesen. Da gebar sie einen Sohn den nennet sie Uriens der darnach zu grossen Ehren kam als ihr hernach werdet hören. Doch was sein Angesicht nicht schön sondern einer seltzamen form und gestalt denn er war gar kurtz und breyt und flach under den Augen und was in ihm das ein Aug roth und das ander grün. Er hett auch einen grossen weyten Mund und lang hangend Ohren. Aber von Leib und Beinen von Arm und Füssen und aller Geschöpff was er gar gerad und wolgeschickt und Adelich gestalt. Darnach ließ sie das Schloß mit aller Eyngewäw außereiten die Gänge die Ercker und alles under ein Tach zusammen ziehen und besetzt das mit Leuten Speiß und Gezeug in massen daß es nicht zu gewinnen noch zu stürmen war denn die Gräben die waren gar unsaglich tieff und die Mawren und Thürn hoch und auch stark und die Thor waren mit überschützen und mit einem starcken Schloßthurn

gemacht und hieß Heydnische Speher dareyn legen die deß Thurns und Schloß Tagwächter waren und die zukommenden Gast verkündeten. Melusina gebar desselbigen Jars einen Son der ward genannt Gedes der hett ein inbrünstige Röte unter seinem Angesicht die so gar rot war daß sie herwider scheine doch war er sonst zumal schöne und von Leib wol geschickt. Darnach bauwet sie aber ein gewaltiges Herrliches Schloß genannt Favend ... (S. 31)

Zunächst wird der Widerspruch zwischen Melusines prächtigen Gebäuden und ihren mißgestalteten Söhnen noch nicht zum Problem. Im Gegenteil, die meisten, speziell die vier ältesten, entwickeln sich ausgezeichnet. Sie werden tapfere und edle Ritter, die in die Welt hinausziehen und gegen Heiden und äußere Feinde kämpfen, fürstliche Jungfrauen vor der Bedrohung durch fremde Herrscher retten und als Preis dafür meist nicht nur das entsprechende Königreich, sondern vor allem die Königstochter oder Fürstin bekommen, denn, so heißt es im Text: „es ziemt sich nicht, daß ein weibliches Wesen versucht, selbständig ein Königreich zu regieren.“ (S. 61) Auf diese Weise werden die Söhne von Reimund und Melusine Herrscher über Armenien, Zypern, Luxemburg und Böhmen. Aus dieser Ehe erwächst also nicht bloß ein blühendes Territorium in Südfrankreich, sondern ein 'Imperium', das weite Teile Europas und Kleinasiens einschließt. Das besondere, teilweise entsetzliche Aussehen der Söhne wird bei all dem zwar konstatiert, aber eher als Bestätigung für die Tapferkeit und Herrscherkraft, für die besondere Absicht, die Gott offenbar mit ihnen verfolgt, gewertet. Im übrigen ist dies ein Beispiel dafür, wie wenig die feudale Gesellschaft an Besonderheiten der Person, am individuellen und spezifischen Einzelnen interessiert ist, und wie stark sie stattdessen an Standesnormen, an kollektive Pflichten und Rituale gebunden ist.

Der Verstoß gegen Gepflogenheiten und Normen der feudalen Gesellschaft ist es dann auch, der die Katastrophe auslöst. Sie vollzieht sich in zwei Phasen, einer „privaten“ und einer „öffentlichen“ und beide sind in besonderer Weise durch geschlechtsspezifische und gesellschaftliche Normvorstellungen geprägt. Die erste Stufe der Katastrophe erfolgt an einem der berühmten Samstage. Reimund erhält Besuch von seinem Bruder, der sich darüber verwundert, daß Melusine zu seiner Begrüßung nicht erscheint – die entscheidenden Gastgeberpflichten einer feudal-adligen Frau also vernachlässigt. Die feudale Norm kollidiert mit der Notwendigkeit, das Geheimnis Melusines zu bewahren und – wie nicht anders zu erwarten – kommt es zum Eklat. Reimund wird durch seinen Bruder mißtrauisch gemacht, seine Eifersucht wird geweckt, denn der Bruder kann sich die Abwesenheit Melusines nur dadurch erklären, daß er sie für

ein Gespenst hält bzw. daß sie sich mit einem andern Mann trifft, kurz: Reimunds Ehre scheint bedroht. Auf diese Weise neugierig gemacht stürmt Reimund los, haut mit seinem Schwert ein Loch in die Tür, hinter der Melusine sich aufhält und sieht Melusine friedlich aber fürchterlich anzusehen in ihrer Fischgestalt im Bade sitzen. Gleichzeitig überkommt ihn Reue, Mitleid und Angst vor den Folgen seiner Tat. Aus Verzweiflung wird er krank, sagt aber – und das ist entscheidend – zu niemandem ein Wort und hofft, daß Melusine nichts gemerkt hat. Allein, daß er seine Entdeckung für sich behält, rettet ihn. Retten tut ihn Melusine dann aber auch noch auf besondere Weise: sie kommt aus dem Bad, findet ihren Mann krank danieder liegen und unfähig, ein Wort zu sagen, so daß sie zwecks Tröstung und Linderung seiner Krankheit flugs zu ihm ins Bett steigt.

Die Kollision zwischen feudalen Normen und der Bewahrung von Melusines Geheimnis, die als private noch abzuwenden war, führt nun allerdings in dem Augenblick zum Bruch, wo sie öffentlich wird. Dies geschieht durch einen der Söhne, Goffroy mit dem großen Zahn, der einerseits ähnlich wie seine Brüder der ideale feudale Ritter ist, sogar gegen Riesen kämpft, dann aber in einem plötzlichen, völlig unerwarteten Ausbruch von Wut und Zorn ein Kloster samt allen Insassen niederbrennt, in das einer seiner Brüder als einfacher Mönch soeben eingetreten war. An dieser Tat, die in keinsten Weise motiviert ist, die durch den Erzähler kommentiert wird mit der Bemerkung „er schäumt wie ein wildes Schwein“ (S. 80) zerbricht das gesamte bisherige Glück, das friedliche Zusammenleben zwischen Reimund und Melusine ebenso wie die Harmonie innerhalb ihres Territoriums. Goffroy verletzt mit dieser Tat nicht bloß eines der entscheidenden Gebote ritterlichen Lebens, den Schutz von Kirchen und Klöstern. Seine Tat ist so ungeheuerlich und für feudale Verhältnisse ein derartiger Skandal, daß nur *eine* dafür verantwortlich gemacht werden kann: Goffroys Mutter Melusine. Reimund, empört über das, was geschehen ist, beschimpft sie öffentlich als Gespenst und Schlangenweib, dem diese irrationale und zerstörerische Tat des Sohnes anzulasten sei. Damit ist das Geheimnis um Melusine öffentlich enthüllt, es folgt eine lange Abschieds- und Klagerede, anschließend entschwindet Melusine unter Wehgeschrei durch die Lüfte, während ihr Mann Reimund beim Papst und später in einer Einsiedelei Trost sucht. Das blühende Reich, das durch Melusine begründet worden war, zerfällt. Nur die kleine Grafschaft Lusignan, durch den jüngsten Sohn Dietrich weitergeführt, bleibt erhalten. Einer seiner Nachkommen wird der Auftraggeber des vorliegenden Textes.

III

Aufschlußreich an diesem literarischen Werk, dessen Entstehung und Verbreitung in die Phase der Auflösung der feudalen und der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft fällt, ist zweierlei:

1. In diesem Text präsentiert sich die feudale Gesellschaft als eine, die sich ihrer Schwierigkeiten und Probleme offenbar voll bewußt ist. Der Schwierigkeit nämlich, die Bedrohung durch die Natur, die für diese gesellschaftlichen Verhältnisse tatsächlich eine reale Bedrohung war, abzuwehren und gleichzeitig die kollektive Verinnerlichung dieser äusseren Gefahr, die innerfeudale Anarchie und Gewaltanwendung zu bewältigen. Aber nicht nur ihre Probleme gesteht sich die feudale Gesellschaft in diesem Text ein, sie entwirft darüberhinaus ein Bild von ihrer Rettung. Dies geschieht durch den Rückgriff auf einen alten Mythos, durch die Überantwortung an die übernatürlichen Kräfte eines weiblichen Naturwesens, das all das in Ordnung bringt, was diese Gesellschaft aus eigener Kraft nicht ordnen kann. Melusine gewährleistet Harmonie und friedliches Zusammenleben in einer Gesellschaft, die auf Anarchie und Gewalt basiert, die die Errungenschaften der Zivilisation gegen die Übermacht der Natur kaum verteidigen kann. Melusine verkörpert die Aussöhnung der feindlichen Mächte, die Aufhebung des für die feudale Gesellschaft typischen Antagonismus zwischen Natur und Zivilisation. **Aber:** Melusine ist nicht nur die Rettung, sondern auch die Bedrohung der Gesellschaft, sie befreit nicht nur von den Gefahren der Natur, sondern – da sie selber Naturwesen ist – trägt sie die Natur auch wieder in diese Gesellschaft hinein. Ihr selber kann man zwar zunächst nichts vorwerfen, denn sie bemüht sich mit allen Mitteln um „Normalität“, sie ist feudal-adlig-christliche Herrin, treue Ehefrau und liebende Mutter, die auch den Verstoß gegen das einmal gegebene Versprechen noch verzeiht. Über ihre Kinder allerdings, über die Taten ihres Sohnes Goffroy wird sie zu Fall gebracht. Ihre Produktivität, auf die die Gesellschaft angewiesen ist, verbindet sich mit einer spezifischen Destruktivität, ihre gesellschaftliche Macht geht einher mit einer ganz besonderen Ohnmacht: sie versagt als Gebärerin und damit versagt sie eben als Frau. Die Vertreibung Melusines, die öffentliche Enthüllung ihres Geheimnisses, ausgelöst durch die Taten ihres Sohnes und die Angst ihres Mannes vor einer möglichen Verletzung seiner Ehre, bedeuten in diesem Zusammenhang, daß diese Gesellschaft ihre Rettung nicht länger einem übernatürlichen und noch dazu weiblichen Wesen anträgt, daß sie ihre Veränderung selber in die Hand nimmt und d.h., daß sie sich als feudale Gesell-

schaft auflöst, der Übergang in die bürgerliche Gesellschaft sich somit ankündigt.

2. Dieser Roman zeigt aber nicht nur, daß zur Lösung gesellschaftlicher Schwierigkeiten der Rückgriff auf die Vergangenheit nicht mehr ausreicht, daß der Traum von der plötzlichen, gefahrlosen Beseitigung aller Schwierigkeiten durch die Kräfte einer Frau ausgeträumt ist, ehe er richtig begann. Der Text zeigt darüberhinaus die Widersprüche noch in diesem Traum, in dieser Phantasie. Der Roman gesteht nämlich ein, daß die Naturkräfte Melusines sowohl positive wie negative Auswirkungen haben und er macht für diese negativen Auswirkungen nicht die feudale, patriarchalische Gesellschaft, sondern einzig und allein Melusine, also eine Frau verantwortlich.

Um dies zu konkretisieren, einige Bemerkungen zu den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen des 15./16. Jahrhunderts. Die Auflösungserscheinungen in der feudalen Gesellschaft nehmen in dieser Zeit ein immer größeres Ausmaß an. Ökonomisch und politisch ist die Macht des Adels bedroht, das Bürgertum der Städte formuliert seinen Anspruch auf Beteiligung an der politischen Macht mit immer größerem Nachdruck, Kritik an den herrschenden sozialen Mißständen – in Kirche und Gesellschaft – wird immer lauter.

Die gesellschaftliche Macht und Produktivität der Melusine läßt sich in solchem Kontext deuten als Projektion und Auflösung aller sozialen Ängste und Hoffnungen in eine – notwendig mythisch-magische Gestalt, im vorliegenden Fall eine Frau. Die reale Bedrohung, die die adlige Gesellschaft des 15. Jahrhunderts erfährt, ist in der Figur der Melusine aufgehoben, ihre Kräfte und Fähigkeiten erlauben die Hoffnung auf ein Fortbestehen der feudalen Ordnung. Das allerdings ist nur die eine Seite. Was den Fortbestand der feudalen Gesellschaft garantieren soll, das bedroht sie aber auch. Die Macht, die von einer Frau ausgeht, hilft zwar der feudalen Gesellschaft und dem einzelnen feudalen Ritter, sie untergräbt aber die patriarchalische Struktur und Ideologie dieser Gesellschaft. Neben der Macht dieser Frau muß daher ihre Ohnmacht, ihre Impotenz, die eine geschlechtsspezifische ist, hervorgehoben werden. Alle ihre Kinder weisen Unregelmäßigkeiten auf, einer durchbricht entscheidende feudale Normen (Klosterzerstörung) und das Geheimnis, das sie bewahren muß und von dessen Bewahrung ihre Rettung abhängt, wird ihr als Beweis möglichen Ehebruchs, ehelicher Untreue ausgelegt. Was als Fluch auf ihr liegt, kann ihr von der Gesellschaft nur als Schuld und Verfehlung angelastet werden. Damit ist die Möglichkeit gegeben, sich der Gefährdung, die die Rettung der Gesellschaft durch eine Frau für die patriarchalische Gesellschaft bedeutet, letztlich doch zu entziehen.

Und schließlich noch etwas drittes: Melusines Integrationsversuch, ihr Wunsch nach Befreiung und Erlösung von ihrem Fluch, d.h. ihr Wunsch, Mensch zu werden scheidet ebenso wie die durch ihre Person möglich gewordene Befreiung der feudalen Gesellschaft. Das alles spricht der Text und durch ihn die feudal-patriarchalische Gesellschaft selbst aus und sie macht dafür nicht sich selbst, sondern eine Frau verantwortlich. Getreu nach dem Motto: schuld ist immer eine Frau. Ungewollt sagt der Text damit aber auch noch etwas anderes, er sagt, daß die Befreiung der Frau die Befreiung der Gesellschaft bedeuten kann.

Irmela von der Lühe

Anmerkung

*Gegenstand der nachfolgenden Interpretation ist die erste frühneuhochdeutsche Übersetzung des französischen Versepos von der Melusine. Diese Übersetzung verfaßte 1456 der Berner Patrizier Thüring von Ringoltingen, der sie dem Markgrafen Rudolf von Hochberg widmete. Literarhistorisch gehört die 'Melusine' zum Komplex der sich seit dem 14. Jahrhundert ausbreitenden Roman- und Prosaliteratur, deren Leserkreis vornehmlich dem Adel, inzwischen aber auch dem gehobenen Bürgertum entstammte. Für die Popularität der Melusine sprechen die Vielzahl von Auflagen, die der Text noch im 16. Jahrhundert erfuhr, sowie die bis in die Gegenwart andauernde literarische Verarbeitung des Melusinenmotivs. (Vgl. z.B. Goethes Episode in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ unter dem Titel „Die neue Melusine“, oder I. Morgner, in deren Roman „Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz“ die Figur der Melusine eine wichtige Rolle spielt.) Die frühneuhochdeutsche Übersetzung der Melusine durch Thüring von Ringoltingen liegt gedruckt vor in: Reclams Universalbibliothek Nr. 1484/85, hrsg. von H. G. Roloff, Stuttgart 1969.

Produktions- und Rezeptionsbedingungen amerikanischer Schriftstellerinnen:

Neue Ansätze einer feministischen Literaturkritik*

Vorbemerkung:

Women's Studies ist der heute allgemein akzeptierte Begriff, der die seit 1968 zu beobachtenden Auswirkungen der amerikanischen Frauenbewegung im amerikanischen Bildungssystem bezeichnet. Er benennt sowohl einen neuen Lehr- und Forschungsschwerpunkt, neue Lehr- und Forschungsmethoden, die verschiedenen Organisationsformen der Lehr- und Forschungsfelder innerhalb der amerikanischen Bildungssituationen als auch das neue Bildungskonzept, in dem all die genannten Aspekte zusammentreffen. Innerhalb dieses Rahmens haben sich im Bereich der amerikanischen Literaturwissenschaft erste Ansätze einer feministischen Literaturwissenschaft entwickelt.¹

Im folgenden versuche ich anhand von drei amerikanischen Schriftstellerinnen eine Reihe von Fragen zu stellen und zu beantworten, die sich ohne weiteres in gleicher oder ähnlicher Weise auch auf Schriftstellerinnen anderer Literaturen übertragen lassen. In meiner Darstellung werde ich die amerikanische Diskussion der letzten Jahre zusammenfassen und sie durch eigene Überlegungen und Interpretationen ergänzen, die mir aus meiner Lehr- und Forschungstätigkeit erwachsen sind.

In den nun folgenden Ausführungen möchte ich zunächst in einem einleitenden allgemeinen Teil das Erkenntnisinteresse, den Gegenstandsbereich und die methodischen Ansätze einer feministischen Literaturwissenschaft skizzieren. Im Hauptteil werde ich mich dann auf einen möglichen Problembereich der feministischen Literaturwissenschaft, die Produktions- und Rezeptionsbedingungen amerikanischer Schriftstellerinnen, konzentrieren. Hierzu werde ich eine Reihe allgemeiner Fragen aufwerfen, die in einem weiteren Schritt exemplarisch anhand von drei amerikanischen Autorinnen aus verschiedenen Epochen beantwortet werden. Allgemeine Überlegungen zum Forschungsproblem der 'Schriftstellerin', die sich aus

bis dahin Gesagtem ergeben, werden meine Ausführungen abschließen.

Feministische Literaturwissenschaft versteht sich als eine überwiegend materialistische, interdisziplinär orientierte Literaturwissenschaft, die sich der materiellen und ideologischen Diskriminierung der Frau in der patriarchalischen Gesellschaft sowie der diskriminierenden Auswirkungen von geschlechtsspezifischen Rollenzwängen überhaupt bewußt ist. Sie zeigt auf, wie sexistische Diskriminierungsmechanismen sich in allen Bereichen des Literaturbetriebs, d.h. in der Literatur selbst, in der Literaturtheorie, der Literaturkritik und -geschichte sowie in der konkreten Verlagspolitik niederschlagen und welche gesellschaftliche Funktion sie erfüllen. Durch zielgerichtete historische Forschung, durch Interpretation und Erarbeitung neuer Bewertungsmaßstäbe sowie durch die Organisation neuer, alternativer Publikationsmöglichkeiten will sie der Perpetuierung dieser Diskriminierungsmechanismen entgegenzutreten und die Literatur von Frauen in ihrer möglichen Eigenart fördern sowie ihr zu der ihr zustehenden Geltung im Literaturbetrieb verhelfen. Beide Schritte versteht sie als einen Beitrag zur Humanisierung der Gesellschaft.

Aus der Fülle der bisher vorliegenden amerikanischen Publikationen lassen sich drei große Aufgabenbereiche der feministischen Literaturwissenschaft herausfiltern:²

1. Der erste Schwerpunkt ist die Auseinandersetzung mit der traditionellen Literaturwissenschaft, Literaturkritik und Literaturgeschichte bezüglich der sexistischen Vorurteile, die diese geprägt haben und, daraus folgend, die Entwicklung und Definition der eigenen Theorie, des methodischen Vorgehens und der zu bearbeitenden Problemkreise.
2. In den zweiten Bereich fallen Interpretation und Bewertung von literarischen Werken, die zum traditionellen Literaturkanon gehören. Dabei handelt es sich vorwiegend um Werke männlicher Autoren, in denen das Bild der Frau bzw. geschlechtsspezifische Stereotypen analysiert werden sollen. Ein weiterer Schritt ist dann die Untersuchung der psychologischen, soziologischen und literarischen Ursachen für diese Stereotypen. Auch wird nachgewiesen, wie durch die Kodifizierung solcher Stereotypen im literarischen Werk rigide Rollenvorstellungen und Diskriminierungsmechanismen in der Gesellschaft aufrecht erhalten werden.
3. Drittes, und wie ich meine, langfristig fruchtbarstes Aufgabengebiet ist die Beschäftigung mit den Werken weiblicher Autoren. Hier stellt sich zunächst die Frage, warum so wenig Schriftstellerinnen im herkömmlichen Literaturkanon vertreten sind. Gibt es fast keine Schriftstellerinnen? Wenn ja, warum? Oder wurden und werden Werke von Frauen nicht in den Kanon aufgenommen? Was sind die Gründe? Welches sind die spezifischen Produktions- und Rezeptionsbedingungen, die es erschweren, möglicher-

weise sogar verhindern, daß Frauen schreiben oder geschrieben haben, daß sie in den Literaturkanon aufgenommen werden bzw. aufgenommen worden sind? Folgen wir der Annahme, daß es diese spezifischen Bedingungen gibt, so müssen wir weiter fragen, ob und wie sie sich im Werk von Schriftstellerinnen manifestieren und ob sie dazu beitragen, daß wir von einer spezifischen weiblichen Tradition in der Literatur sprechen können, einem 'weiblichen Stil' oder sogar einer 'weiblichen Ästhetik'.

Ein Teil dieser Fragen wurde schon 1928 von der englischen Schriftstellerin und Feministin Virginia Woolf in ihrem berühmten Essay *A Room of One's Own*³ aufgeworfen und diskutiert. In neuester Zeit haben sich die amerikanische Schriftstellerin Tillie Olsen⁴ sowie eine Reihe amerikanischer feministischer Literaturwissenschaftlerinnen⁵ mit diesen Problemen auseinandergesetzt. Ohne hier im einzelnen auf ihre zum Teil unterschiedlichen, zum Teil sich ergänzenden Positionen eingehen zu können, möchte ich ihre Ansätze aufgreifen und in folgenden Fragen zusammenfassen, die zur Erforschung der Produktions- und Rezeptionsbedingungen von Schriftstellerinnen dienen können:

1. Haben Frauen überhaupt die materiellen Voraussetzungen, unter denen Schreiben erst möglich ist, d.h. ganz konkret, haben sie ein Zimmer, in das sie sich ungestört zurückziehen können, haben sie Zeit und Geld, um sich für diese Aufgabe frei zu machen? Läßt ihnen die Doppelbelastung noch Raum zur freien Entfaltung im künstlerischen Bereich? Oder wie weit bleiben sie aufgrund ihrer Sozialisation der traditionellen Frauenarbeit – Hausarbeit und Kindererziehung – verhaftet oder können sie sich nur unter Schuldgefühlen davon freimachen?
2. Haben Frauen die Möglichkeit, Welt im weitesten Sinne zu erfahren? Welche Bildungs-, Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten haben sie? Ist es ihnen möglich, alle zwischenmenschlichen und gesellschaftlichen Bereiche zu erleben und zu erforschen?
3. Mit welchen Vorurteilen bezüglich der weiblichen Natur und der weiblichen Rolle werden sie konfrontiert und durch diese eingegrenzt? Welche Gefühle, Charaktereigenschaften werden ihnen zugeschrieben, wird ihnen Entwicklung überhaupt zugestanden?
4. Welchen Mutmaßungen und Normen sind Frauen ausgesetzt hinsichtlich ihrer Kreativität? Wird ihnen diese überhaupt eingeräumt oder wird nicht Kreativität in Kunst, Literatur und Wissenschaft als eine rein männliche Eigenschaft definiert, mit dem Hinweis, daß Frauen ja auf einer anderen Ebene, nämlich der biologischen und der zwischenmenschlichen, emotionalen kreativ seien?
5. Haben Frauen Zugang zu den Entscheidungspositionen im Literatur- und Kulturbetrieb (Publikationsmöglichkeiten, Literaturkritik und Lite-

raturwissenschaft, Stipendien, Literaturpreise, Lektorate, Jury) oder ist dieser allein oder vorwiegend von Männern organisiert? In welchem Ausmaß ist er daher von den schon genannten Vorurteilen bezüglich weiblicher Eigenschaften und Rollen geprägt, von welchen sexistischen Ansichten über weibliche Kreativität und über spezifische Ausdrucksformen bestimmt?

6. Welche psychologischen Probleme ergeben sich für schöpferische Frauen und wie können sie diese lösen bzw. welche Auswirkungen haben diese Konflikte auf ihre Werke? Besteht nicht ein Widerspruch zwischen den als 'weiblich' proklamierten psychischen Eigenschaften und jenen, die im schöpferischen Prozeß, im Akt des Schreibens zum Tragen kommen? So unterstützt die verinnerlichte Frauenrolle Ichschwäche und Abhängigkeit und führt bei vielen Frauen dazu, daß sie ihre eigenen Bedürfnisse verleugnen, vor allem für andere da sein wollen, den anderen, besonders dem männlichen Geschlecht gefallen müssen. Andererseits verlangt der Akt des Schreibens, d.h. der Versuch, einen kohärenten Entwurf zum Verständnis und zur Veränderung der Welt in sprachliche Darstellung zu bringen, Eigenschaften wie Ichstärke und Mut, die Fähigkeit, zu sich selbst und zu den eigenen Interessen, dem eigenen Können zu stehen, in Neuland vorzustoßen, zu experimentieren, Kritik und Ungewißheit zu ertragen.

Diese Fragen – und ich könnte die Liste noch fortsetzen – stecken zunächst einmal den allgemeinen Rahmen ab, innerhalb dessen eine historisch und individuell differenzierende literaturwissenschaftliche Forschung sich bewegen muß. Bisher gibt es noch wenig konkrete und erst recht keine allgemeingültigen Antworten. Feministische Literaturwissenschaftlerinnen haben gerade erst begonnen, diesen Problembereich in seinen ökonomischen, ideologischen, psychologischen, literarischen und literaturwissenschaftlichen Aspekten zu erforschen.

Im folgenden möchte ich am Beispiel von drei amerikanischen Prosaschriftstellerinnen, deren Leben und Werk mehr als ein Jahrhundert amerikanischer Literaturgeschichte umfassen, die spezifischen Bedingungen ihrer Produktion und Rezeption aufzeigen, um dann in einem weiteren Schritt mögliche Konstanten herauszuarbeiten.

Mein erstes Beispiel ist Louisa May Alcott (1832–1888), deren Werke im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts erschienen. Sie ist Verfasserin von Kinder- und Jugendbüchern, von kolportageartigen 'thrillers' und philosophisch orientierten Bildungsromanen. In der Literaturwissenschaft wird sie der gehobenen Trivalliteratur zugerechnet. Außerhalb der Literaturwissenschaft ist sie heute noch besonders durch *Little Women* (1868) und die nachfolgenden Bände bekannt. *Little Woman* wurde sofort zu einem Bestseller, ist inzwischen in viele Sprachen übersetzt worden und liegt auch

heute noch in einer von den religiösen und moralisierenden Passagen gereinigten Fassung unter dem Titel *Vier glückliche Schwestern* in deutscher Sprache als Mädchenbuch vor.

Feministische Literaturwissenschaftlerinnen haben Louisa May Alcott in den letzten Jahren besonders Aufmerksamkeit geschenkt, teils, um sich mit ihrer eigenen Sozialisation auseinanderzusetzen – bis in die fünfziger Jahre wurde *Little Women* von fast jedem amerikanischen Mädchen gelesen –, teils, um gerade an Alcotts Beispiel aufzuzeigen, welchen materiellen, ideologischen und psychologischen Zwängen Frauen gegen Ende des 19. Jahrhunderts beim Schreiben unterworfen waren.⁶

Louisa May Alcott wuchs mit ihren drei Schwestern in einer geistig und intellektuell zwar sehr anspruchsvollen, materiell jedoch total verarmten Familie auf. Ihr Vater, Bronson Alcott, dem Kreis der amerikanischen Transzendentalisten zugehörig, d.h. einer Gruppe idealistischer Philosophen, Pädagogen und Literaten, war unfähig, der Familie den Lebensunterhalt zu sichern. Die Ehe der Alcotts war schwierig. Die ständigen finanziellen Sorgen, die z.T. wirklichkeitsfremden Projekte Bronson Alcotts und die unterschiedlichen Temperamente der Ehepartner führten zu häufigen Konflikten. Trotz des Drängens von seiten ihrer eigenen Familie, die sie des öfteren unterstützen mußte, trennte sich Louisas Mutter jedoch nicht von ihrem Mann. Durch ihr Verhalten vermittelte sie ihren vier Töchtern ein sehr widersprüchliches Frauenbild. Einerseits bewies sie durchaus Selbstständigkeit: sie übernahm als eine der ersten, von privater Hand bezahlten Sozialarbeiterinnen Bostons für längere Zeit die Versorgung der Familie und trat aktiv für die Belange und die Gleichberechtigung der Frau ein. Andererseits aber lebte sie ihren Töchtern ein Leben voller Aufopferung und Unterordnung unter den Mann vor und zeigte ihnen modellhaft auf, wie sie ihre natürlichen Eigenschaften und Bedürfnisse verleugnen mußte, um dem zeitgenössischen Frauenbild zu genügen.

Dieses Vorbild der Mutter, die Lebensuntüchtigkeit ihres Vaters und sein konfuser Erziehungsstil in dem Verwöhnung, Liebesentzug und Moral sich auf fatale Weise verknüpften⁷, sowie der in der amerikanischen Gesellschaft in dieser Zeit aufbrechende Gegensatz zwischen traditionellem Rollenverhalten und neuen Möglichkeiten weiblicher Lebensgestaltung prägten Louisas Charakter. Ihr Leben war gekennzeichnet vom ständigen Konflikt zwischen den widerstrebenden Tendenzen der Selbstverleugnung und Selbstverwirklichung. Aus ihren Tagebüchern wird ersichtlich, daß sie ein äußerst lebendiges, temperamentsvolles Mädchen war, das sich nur unter großen Schwierigkeiten und von ständigen Schuldgefühlen geplagt den Geboten des zeitgenössischen Frauenideals fügen konnte. Immer wieder schreibt sie, daß sie mit 'Mädchenkram' nichts anfangen kann, Mädchen

eigentlich nicht leiden kann, das Temperament eines Jungen habe, ein Mann sein möchte. Als sie dreizehn Jahre alt ist, macht sie folgende Eintragung:

*I have made a plan for my life, as I in my teens, and no more a child. I am old for my age, and don't care much for girl's things. People think I'm wild and queer; but mother understands and helps me. I have not told any one about my plan; but I'm going to be good. I've made so many resolutions, and written sad notes, and cried over my sins, and it doesn't seem to do any good! Now I am going to work really, for I feel a true desire to improve, and be a help and comfort, not a care and sorrow, to my dear mother.*⁸

Obwohl sie mehrfach Anträge erhielt, heiratete Louisa nie, blieb aber letztlich, trotz aller scheinbaren Unabhängigkeit vom geltenden Rollenbild und trotz der zeitweiligen räumlichen Trennung von ihrer Familie den Eltern, den Schwestern und deren Kindern unter Einschränkung ihrer eigenen Wünsche aufs engste verbunden und fühlte sich im Übermaß für deren physisches, materielles und psychisches Wohlergehen verantwortlich.

Auch ihr Wunsch zu schreiben verknüpfte sich früh mit dem Verlangen, die Familie zu unterstützen. Dies ging letzten Endes so weit, daß sie sich die Entfaltung ihrer schriftstellerischen Fähigkeiten nur im Hinblick auf diese Funktion gönnte, wobei dann die Erledigung immer wieder anfallender Familien- und Haushaltspflichten stets Priorität vor ihrer schriftstellerischen Tätigkeit hatte:

Soon fell to work on some stories, for things were, as I expected, behind-hand when the money-maker was away. Found plenty to do, as orders from . . . and several other offers waited for me. Wrote two long tales . . . and got \$ 200 for them. (. . .) He wanted a long story in twenty-four chapters, and I wrote it in a fortnight –, one hundred and eighty-five pages, – besides work, sewing, nursing, and company.

Wrote on a new book – „Success“ . . . – till Mother fell ill, when I corked up my inkstand and turned nurse.

*An anxious time. I nursed, did house-work, and wrote a story a month through the summer.*⁹

Little Women schrieb sie – leicht widerwillig – auf Aufforderung ihres Verlegers, der glaubte, eine Marktlücke angesichts des Mangels an guter Jungmädchenliteratur gefunden zu haben. Der Roman spielt zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges. In ihm werden die Erlebnisse vier heranwachsender Mädchen während eines Jahres geschildert. In seiner äußeren und inneren Struktur stützt sich das Werk auf die puritanische Allegorie *Pilgrim's Progress*, ein Buch, das bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts neben

der Bibel zur wichtigsten Lektüre eines an religiöser und moralischer Bildung interessierten Amerikaners gehörte. Die vier Mädchen begeben sich unter Führung ihrer Mutter, die wiederum durch die Briefe des im Felde weilenden Vaters angeleitet wird, auf eine emotionale, moralische und geistige Pilgerfahrt. Ziel ist allerdings nicht mehr wie in der Vorlage die Gewinnung des jenseitigen Glücks unter Aufgabe aller diesseitigen Bindungen – 'heaven as home' –, sondern gerade das Heim und das Leben in der Familie werden in religiöser Überhöhung als höchstes Glück dargestellt und angestrebt – 'home as heaven'.

In dem Roman ist viel aus Louisa May Alcotts eigener Kindheit und Jugend eingeflossen. *Pilgrim's Progress* und die darin ausgesprochenen Ideale spielten im Leben ihres Vaters und damit für die gesamte Familie eine prägende Rolle. Den Widerstreit zwischen den Rollenanforderungen der Frömmigkeit („piety“), Häuslichkeit („domesticity“), Reinheit („purity“) und Unterordnung unter die männliche Autorität („submissiveness“)¹⁰ und den eigenen Sehnsüchten und Wünschen gestaltet sie in der Person der Jo, die zunächst die von ihre geforderten typisch weiblichen Verhaltensweisen ablehnt und gerade deshalb, wie auch aufgrund ihrer sonstigen positiven menschlichen Eigenschaften von zahlreichen Leserinnen begeistert aufgenommen wurde. Aber Jo wird im Laufe des Romans gezähmt, während ihre drei Schwestern lernen müssen, ihre 'weiblichen' Verhaltensweisen wie Eitelkeit, Empfindsamkeit und verspielte Kindlichkeit auf ein mittleres Maß abzubauen. Sie entsprechen damit, abgesehen von gewissen temperamentbedingten individuellen Unterschieden, dem geforderten bürgerlichen Frauenbild und finden im zweiten Band nach erfolgreichem Gelderwerb und künstlerischer Tätigkeit ihre Erfüllung in der Ehe.

Dieser zweite Band, den Alcott aufgrund des großen Erfolges des ersten diesem rasch nachfolgen ließ, hat längst nicht mehr die künstlerische Geschlossenheit. Ihm fehlen sowohl ein leitendes Thema als auch die sorgfältig komponierte Struktur. Wie aus ihrer Korrespondenz hervorgeht, mußte sich Alcott zudem den Wünschen des Lesepublikums und des Verlegers beugen und Jo wider ihren Willen verheiraten:

*Girls write to ask who the little women marry, as if that was the only end and aim of a women's life. I won't marry Jo to Laurie to please any one.*¹¹

Allerdings gelingt es ihr, die herrschenden Klischeevorstellungen des Publikums und der Gattung der 'domestic novel' insofern zu unterlaufen, als sie Jo mit einem viel älteren Mann verheiratet und ihr doch eine Art Berufstätigkeit erlaubt, indem sie die Eheleute gemeinsam ein Internat für Jungen aufbauen und führen läßt.

Ist das erzwungene stereotype 'happy end' dieser vier Mädchengestalten eher enttäuschend, so enthält der Roman jedoch auch andere Elemente,

die aus heutiger Sicht eher positiv ansprechen. Zwar steht den Männern in beiden Teilen des Romans die eigentliche materielle, moralische und geistige Autorität zu, doch sind die Frauen im Handlungsgeschehen im Vordergrund. Innerhalb der ihnen zugestandenen häuslichen Sphäre sind sie gemeinsam aktiv und meistern die vielfältigen Probleme der materiellen Not und der psychischen Konflikte auf der Grundlage von Solidarität und Kooperation.

Im weiteren hat Louisa May Alcott vorwiegend Romane und Erzählungen im Stil von *Little Women* geschrieben, denn diese brachten das immer benötigte Geld. Eine wirkliche Entfaltung ihres durchaus vorhandenen künstlerischen Talents fand nicht statt. Sie selbst hat ihre Werke nie als literarisch wertvoll empfunden. Dem Erfolg stand sie bis zuletzt mit zwiespältigen Gefühlen gegenüber und konnte ihn immer nur unter dem Gesichtspunkt der finanziellen Hilfe, die dann ihrer Familie zukam, akzeptieren.

Sicherlich ist es nicht zulässig, Louisa May Alcott zu einer der großen 'lost female authors' der amerikanischen Literatur zu deklarieren oder ihre mangelnde literarische Entwicklung allein den Umständen zuzuschreiben. Dennoch läßt sich gerade an ihrem Leben und Werk eine Kombination bestimmter, von ihrem Frausein geprägter Produktions- und z.T. auch Rezeptionsbedingungen aufzeigen, die sie beim Schreiben beeinflussen haben und die sich in ihren Werken widerspiegeln. Zu nennen sind zunächst die aufgrund der Rollenumkehrungen widersprüchlichen Elternvorbilder mit den daraus resultierenden psychischen Auswirkungen; sodann die herrschenden zeitgenössischen Vorstellungen über die Frauenrolle, denen sie zwar aufgrund eigener Erfahrung durchaus kritisch gegenübertrat, die sie jedoch in ihre Lebensführung integrieren mußte, um als Frau und als Schriftstellerin bestehen zu können. Der Mangel an wirklicher Bildung und Ausbildung ließ sie zudem stark im Autobiographischen verhaftet bleiben, was ihr andererseits aber auch das Schreiben erleichterte. Ironischerweise waren es aber gerade diese Werke, die ihr zum Publikumserfolg verhalfen, und zwar sowohl aufgrund der Lebensnähe, die sich aus den autobiographischen Elementen ergab, als auch aufgrund der bestehenden kritischen Meinung, die von Frauen kein großes literarisches Können erwartete.¹² Der Erfolg wiederum war für sie eine äußerst zwiespältige Erfahrung, da er einerseits ihren Drang nach Selbstverwirklichung, ihre schriftstellerische Existenz und ihre selbständige Existenz rechtfertigte, andererseits sie jedoch in einen ständigen Konflikt mit der zweiten Seite ihres Charakters, der 'weiblichen' Tendenz der Selbstverleugnung, stürzte. Nicht zuletzt muß auf die Kalküle des männlichen Verlegers sowie auf die Leseerwartungen und Rollenvorstellungen des Publikums hingewiesen werden. Sie trugen dazu bei, daß

Alcotts durchaus vorhandene literarische Fähigkeiten zur möglichen Entwicklung kaum gefordert und gefördert wurden, indem man sie in die Richtung der Kinder- und Jugendbuchautorin abdrängte, einem Status, der sich gut mit dem zeitgenössischen Frauenbild vereinbaren ließ, und zudem durch z.T. explizite Auflagen Einfluß auf die Gestaltung ihrer Werke nahm.

Paradoxerweise ist es dann aber gerade die Mischung dieser verschiedenen, in ihrer Widersprüchlichkeit die Realität des damaligen Frauenlebens durchaus widerspiegelnden Faktoren in dem Roman *Little Women*, die ihm seinen phänomenalen, langanhaltenden Erfolg sicherten: die Auflehnung gegen die Frauenrolle in der Gestalt der Jo, die zeitgenössischen konservativen Vorstellungen bezüglich des Weiblichkeitsideals sowie die positiven Werte der weiblichen Sphäre wie Solidarität, Kooperation, Emotionalität und gemeinsame Lebensbewältigung haben den Leserinnen während der letzten hundert Jahre eine Vielzahl von Identifikationsmöglichkeiten geboten, ohne daß sie letztlich ihre Sozialisationsmuster in Frage stellen mußten.

Läßt sich am Beispiel Louisa May Alcotts gerade die Komplexität frauenspezifischer Produktionsbedingungen aufzeigen, die Form und Inhalt ihrer Werke geprägt haben, so kann ich im Fall von Kate Chopin demonstrieren, wie die von sexistischen Vorurteilen bestimmte Literaturkritik ihrer Zeit einen wirklich bedeutenden Roman der amerikanischen Literatur für ein halbes Jahrhundert der Vergessenheit preisgab. Insofern ist Kate Chopin tatsächlich eine der 'lost female authors', die wieder aufzufinden und in den Literaturkanon der Schulen und Universitäten zu integrieren die feministische Literaturwissenschaft sich bemüht.

Kate Chopin (1851–1904) begann ihre literarische Laufbahn unter äußerlich etwas günstigeren Bedingungen als Louisa May Alcott. Nach dem frühen Tod ihres Mannes, eines vermögenden Südstaatlers französischer Abstammung, stellte die erst dreißigjährige Witwe ihre Vielseitigkeit und praktische Tüchtigkeit unter Beweis, indem sie neben der Erziehung ihrer sechs Kinder die Plantagen und den Handel ihres Mannes für einige Zeit weiterführte und dennoch Gelegenheit fand, sich in die zeitgenössische Literatur und Naturwissenschaft einzulesen. Nach dem Verkauf ihres Besitzes und nach dem plötzlichen Tod ihrer Mutter begann sie auf Anraten eines Freundes, der literarisches Können in ihren Briefen festzustellen glaubte, ihre ersten Erzählungen zu schreiben, die von der Kritik begeistert aufgenommen wurden. Eine Sammlung von Erzählungen und ein erster Roman¹³ – sie spielen alle in den Südstaaten – etablierten sie im Literaturbetrieb als eine geschätzte Vertreterin der sogenannten 'local color school', einer literarischen Richtung des ausgehenden 19. Jahrhunderts in Amerika, deren Vertreter und Vertreterinnen sich um eine mög-

lichst realistische Darstellung der amerikanischen Natur und Gesellschaft in den verschiedenen Teilen des großen Kontinents bemühten. Kate Chopin war jedoch eine sehr bewußte Künstlerin, die sich gewissenhaft an literarischen Vorbildern schulte und sich sehnlich eine fundierte literarische Kritik ihrer Werke wünschte, da sie gezielt über den in Sprache und Thematik z.T. provinziellen Charakter dieser Literaturrichtung hinausstrebe.

Hatte Louisa May Alcott die häusliche weibliche Welt und die Sozialisation junger Mädchen aus der Perspektive und Tradition des puritanischen Neuenglands beschrieben, den Bereich der Eheprobleme dagegen weitgehend ausgeklammert, so sind dies bei Kate Chopin unter dem Einfluß der französischen Literatur, der sie umgebenden südstaatlichen Gesellschaft sowie vielleicht aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen von Anfang an ihre wichtigsten Themen. In vielen ihrer Erzählungen problematisiert sie die Selbstverwirklichung der Frau und spielt die Möglichkeiten der verschiedenen Frauenrollen in den Figuren der 'weiblichen', der 'emanzipierten' und der 'modernen' Frau¹⁴ modellhaft durch.

The Awakening (1899) ist ein in Sprache, Bildstruktur und Thematik literarisch anspruchsvoller Roman, in dem die Heldin Edna Pontellier aus einer unbefriedigten Ehe, in der sie nicht viel mehr als Besitz und Schmuckstück ihres Mannes und Mutter seiner Kinder ist, ausbricht, ihre Sinnlichkeit und dann auch ihre sexuellen Wünsche entdeckt und sie in freien Beziehungen außerhalb ihrer Ehe zu erfüllen sucht. Sie trennt sich von ihrem Mann und ihren Kindern und beginnt ein eigenes Leben aufzubauen, dem eine künstlerische Tätigkeit einen Sinn geben soll. Der Versuch der Selbstverwirklichung scheitert jedoch, der Roman endet mit Ednas Freitod. Chopin zeigt auf subtile Weise die komplexe Verwobenheit der einzelnen Faktoren, die für Ednas Scheitern verantwortlich sind: die biologischen Zwänge des Kindergebärens und der damit verbundenen Verantwortung der Erziehung, die feindselige und von Unverständnis geprägte Haltung der Gesellschaft gegenüber einer unkonventionellen Frauenrolle, die Unfähigkeit ihres Ehemannes und ihrer Liebhaber, eine menschlich gleichberechtigte Beziehung zu gestalten sowie Ednas nur mangelhaft gereifte Persönlichkeit und Ichstärke, die die Realisierung ihrer Wünsche und Vorstellungen erschweren.

Die kritische Reaktion auf *The Awakening* war negativ. Kate Chopin hatte den Themenbereich gesprengt, der von der amerikanischen Kritik für die zeitgenössische amerikanische Literatur, besonders aber für amerikanische Autorinnen genehmigt war. Zwar lobten die Kritiker immer wieder den 'Stil' und die 'künstlerische Ausführung' des Romans, als Ganzes lehnten sie ihn jedoch wegen des behandelten Themas und der möglichen Wir-

kung als 'ungesund' ab.¹⁵ Chopins offenes Bekenntnis zur sexuellen Erlebnisfähigkeit der Frau – diese wurde von einigen Medizinern bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts geleugnet – ordnete sie der Kategorie der „sex fiction“ zu.¹⁶ Die Tatsache, daß Chopin Edna die Institutionen der Ehe und der Familie mißachten läßt, ohne daß sie am Ende dafür bestraft wird oder ihre Tat bereut – der Freitod Ednas kann durchaus als letzte Möglichkeit einer angestrebten Selbstverwirklichung interpretiert werden –, konnte von der Kritik nicht akzeptiert werden:

*We cannot see that literature or the criticism of life is helped by the detailed history of the manifold and contemporary love affair of a wife and mother.*¹⁷

An einigen Kritiken wird der doppelte Maßstab deutlich, mit dem das Verhalten von Männern und Frauen gemessen wurde. Während die Kritiker z.T. für die freiere französische Literatur plädierten und damit die Prüderie der amerikanischen kritisierten, konnten sie bei Chopin eine 'sündige' Frau nur so lange akzeptieren, als es sich um eine Zigeunerin, also eine Ausländerin handelte. Leidenschaft bei Amerikanerinnen war nicht geduldet, denn *"the woman who is polyandric commits a sin against Nature . . . the man who is polysgamic does not."*¹⁸

Auf diesem Hintergrund muß daher die moralische Verurteilung des Werkes einer Schriftstellerin anders gesehen werden, als die aus ähnlichen Anlässen ausgesprochene Zensur und Kritik männlicher Autoren der Zeit (Crane, Dreiser). Denn in Kate Chopin wird nicht nur die Schriftstellerin, sondern auch die Frau verurteilt, die gegen ihr ureigenstes 'natürliches' Wesen verstößt. Für Chopin bedeutete die Kritik an ihrem Roman, die sie vollkommen unerwartet und – nach Aussagen von Freunden – sehr tief traf, die Gewißheit, nicht mehr jene Themen aufgreifen zu können, die sie bewegten. *The Awakening* wurde von den führenden amerikanischen Zeitschriften gar nicht rezensiert, die Stadtbücherei von St. Louis nahm es nicht in ihre Bestände auf. Freundschaften und gesellschaftliche Kontakte waren betroffen. Das Buch verkaufte sich schlecht. Eine schon vom Verlag angenommene Sammlung von Erzählungen wurde aus nicht ganz eindeutigen Gründen zurückgegeben. Als Kate Chopin 1904 starb, war sie schon fast vergessen. In der amerikanischen Literaturgeschichte tauchte ihr Name in der Folgezeit nur bei der Erwähnung der 'local color' Schriftsteller auf und meistens nur in Bezug auf ihre Erzählungen.

Nach 1950 begannen amerikanische Literaturkritiker und Literaturhistoriker im Rahmen der allgemeinen Kritik am etablierten Kanon der amerikanischen Literatur wieder verstärkt von *The Awakening* und von Kate Chopin überhaupt Notiz zu nehmen, sie von dem Etikett der 'local color school' zu befreien und den Roman als ein bedeutendes Werk der

amerikanischen Literatur zu werten. Eine Gesamtausgabe ihrer Werke wurde zusammengestellt, eine kritische Biographie über sie geschrieben.¹⁹ Aber erst feministische Literaturwissenschaftlerinnen brachten Chopin *The Awakening* und ihre Erzählungen zurück in den Lektürekanon der Universitäten und Schulen und machten sie zu einer der meistgelesenen Autorinnen der 'women's studies'-Seminare. Sie waren es auch, die die spezifisch sexistischen Aspekte der Literaturkritik herausarbeiteten, die die Rezeption des Romans so ungünstig beeinflusst hatten. Allerdings verfielen einige jetzt ins entgegengesetzte Extrem, indem sie Kate Chopins Leben und Werk allzu undifferenziert zum Zwecke des 'consciousness raising' im Rahmen der 'women-as-victim'-Theorie benutzten und damit ihr als Schriftstellerin auch wieder nicht gerecht wurden.²⁰

Am letzten Beispiel, Erica Jongs Roman *Fear of Flying* (1973), läßt sich aufzeigen, daß die Bedingungen, unter denen Frauen schreiben und unter denen ihre Werke rezipiert werden, sich zwar in ihren Erscheinungsformen, nicht aber grundsätzlich geändert haben, denn noch immer stehen Schriftstellerin und Protagonistin im Spannungsfeld vorgefaßter geschlechtsspezifischer Erwartungen und Theorien, durch die die Literatur und der Literaturbetrieb für alle Beteiligten, ob Männer oder Frauen, zu einem Feld der 'sexual politics' werden. Ohne Zweifel haben sich viele der äußeren Fakten gewandelt, die Alcott und Chopin das Schreiben noch erschwerten. Jong kann aufgrund ihrer Herkunft, ihres Alters und der allgemein veränderten gesellschaftlichen Situation der Frau in viel größerem Maße ihr Leben und ihre Arbeit bestimmen. Literaturstudium und akademische Lehrtätigkeit eröffneten ihr zudem noch zusätzliche Wege zur Auseinandersetzung mit Literatur. Andererseits schrieb und veröffentlichte sie ihren Roman in einem Augenblick, in dem die Rollen von Frau und Mann und das Verhältnis der Geschlechter zueinander aufgrund der Forderungen und Auswirkungen der amerikanischen Frauenbewegung in einem außerordentlichen Maße problematisiert und im Umbruch begriffen sind.

In *Fear of Flying* (1973)²¹, Jongs erstem veröffentlichten Roman nach zwei erfolgreichen Gedichtbänden, durchlebt die Heldin Isadora Wing ein Spektrum der erweiterten Möglichkeiten, die ihr als Frau und Schriftstellerin in der Mitte des 20. Jahrhunderts offen stehen. Sie selbst als Feministin bezeichnend, will Isadora, ähnlich wie Jo und Edna, Freiheit und Selbstbestimmung, wobei sie diese in letzter Konsequenz im Erlebnis des „zipless fuck“ zu finden glaubt, der schnell durchgeführten, unpersönlichen sexuellen Begegnung ohne Abhängigkeit und ohne Herrschaftsanspruch, der 'reinen' bindungsfreien Leidenschaft.

Zipless, you see, not because European men have button-flies rather than

zipper-flies, and not because the participants are so devastatingly attractive, but because the incident has all the swift compression of a dream and is seemingly free of all remorse and guilt; because there is no talk of her late husband or of his fiancée; because there is not rationalizing; because there is no talk at all. The zipless fuck is absolutely pure. It is free of ulterior motives. There is no power game. The man is not "taking" and the women is not "giving".²²

In Wirklichkeit jedoch läßt sie sich in ihrem Leben und Schreiben von Männern definieren, seien es ihre Psychoanalytiker, ihre Ehemänner oder ihre Liebhaber.

In parodistisch-satirischer Erzählweise läßt Jong Isadora ihren kurzen Ausbruch aus der Ehe sowie ihre psychischen und sexuellen Erfahrungen mit ihrem Liebhaber schildern. In zahlreichen Rückblenden entfaltet sich Isadoras bisheriges Leben. Kritisch beleuchtet sie ihre Familie, ihre Kindheit und Jugend, ihre Freundschaften mit Männern und Frauen, d.h. die weiblichen Sozialisationsmuster der amerikanisch-jüdischen Mittelschicht der fünfziger Jahre und deren Auswirkungen auf schöpferische Arbeit. Der Roman ist gekennzeichnet durch die sehr offene und ausführliche Darstellung und Beschreibung weiblicher Körperfunktionen und sexueller Phantasien und Begegnungen, Themenbereiche, die entweder bisher gar nicht für literaturfähig gehalten bzw. Schriftstellerinnen als Thema nicht zugestanden wurden.

Annette Kolodny hat zudem in der wohl bisher einzigen ernsthaften literaturwissenschaftlichen Analyse des Werkes herausgearbeitet, daß Jong nicht nur versucht, die tatsächliche Lebenspraxis der Frau im Spannungsfeld von tradierten Rollenzwängen und Emanzipationsbestrebungen zu problematisieren, sondern darüberhinaus auch jene literarischen Konventionen und Handlungsmuster in Frage zu stellen, in denen Heldinnen des englischsprachigen Romans bislang agiert haben und die als Teil des literarischen Erbes und damit als Sozialisationsinstrument wiederum zur Perpetuierung falscher Vorstellungen über Weiblichkeit bis heute beitragen.²³ Jong zeigt nach Kolodny die Unbrauchbarkeit der verfügbaren 'plot'-Sequenzen auf – Verfolgung durch zwei Liebhaber; Verführung und Verstossung; pikareskes Abenteuer –, indem sie Isadora diese Handlungsgefüge zwar durchlaufen, aber auch überleben läßt. Der Roman ist somit auch ein Roman über den Roman, in dem die Schwierigkeiten, die Frauen beim Schreiben über Frauen haben, zumindest thematisiert, wenn auch nicht gelöst werden.

Wenn auch Kolodnys Analyse auf wichtige Elemente des Romans hinweist, so kann jedoch auch diese Betrachtung des Buches als 'Literatur' nicht darüber hinwegtäuschen, daß *Fear of Flying* ein brüchiges Werk ist,

das kaum als gelungen, sondern eher als ärgerlich bezeichnet werden kann. Der parodistisch-satirische Ansatz ist nämlich nicht befriedigend umgesetzt, da eine eindeutige Wertsetzung fehlt. Es bleibt ein Unbehagen angesichts der rassistischen Momente, der Darstellung der sexuellen Phantasien und Begegnungen. Letztere sind in Inhalt und sprachlicher Wiedergabe in einem von männlichen Vorstellungen und Verhaltensweisen geprägtem Vokabular Ausdruck der Verachtung der Frau und der Sexualität überhaupt. Die Problematisierung des weiblichen Schriftstellerdaseins wirkt gekünstelt, die einzelnen Punkte scheinen nach einer fleißigen Lektüre der ersten Aufsätze der feministischen Literaturwissenschaft zusammengestellt zu sein. Der gekonnte Gebrauch und Einsatz literarischer Techniken kann nicht hinwegtrösten über die mangelnde Ernsthaftigkeit bei der Auseinandersetzung mit den aufgegriffenen Themen.

Es bleibt zudem der Verdacht, daß Jong diesen Roman mit einem gezielten Blick auf die Marktlage und die Erwartungen verschiedener Leserkreise geschrieben hat. Kann dies auch nicht mit letzter Schlüssigkeit bewiesen werden, so läßt sich doch feststellen, daß die Brüchigkeit des Werkes ein weites Spektrum von Rezensenten angezogen hat, in deren Kritiken sich je nach Standort sexistische, feministische und anti-feministische Vorurteile gegenüber Frauen allgemein sowie der Literatur von und über Frauen widerspiegeln. Die Situation hat sich jedoch entscheidend gewandelt. Als Konsequenz ergibt sich nicht mehr wie bei Chopin die Verurteilung des Werkes und damit sein Verschwinden vom literarischen Markt, sondern eine umso geschicktere Vermarktung, die alle nur möglichen bewußten und unbewußten geschlechtsspezifischen Vorurteile, Phantasien, Wünsche und Erwartungen ausnutzt, um hohe Verkaufserfolge zu erzielen, die dem Wert des Werkes in keiner Weise entsprechen und Jong letztlich zum Objekt verlegerischer Kalküle machen.

Bezeichnenderweise stellt die Verlagsreklame vor allem die sexuelle Freizügigkeit des Werkes unter Vernachlässigung aller anderen Aspekte heraus. Die Zitate auf den Einbanddeckeln und den ersten Seiten sind aus dem Kontext der jeweiligen Rezensionen gerissen, geschickt angeordnet und mit gezielten Aussagen des Verlags gemischt. In ihrem Zusammenhang reduzieren sie den Roman ganz auf seine sexuellen Inhalte und binden ihn als eine Art weiblicher Pornographie an:

The most uninhibited, delicious, erotic novel a woman ever wrote . . .
„a winner“
John Updike, New Yorker

Erica Jong's gloriously wicked, sexy novel about the way things ought to be for a woman . . .
Verlag

A PASSIONATE NOVEL . . . the body wanting sex, sex, sex and love and safety, comfort; the mind wanting freedom, independence, the power to work, to write . . . very alive and real. It is wonderfully funny and sad, witty and agonizing, brilliant, sensual, serious. Hannah Green

The heroine is as sexy as Tom Jones and as outspoken about her sexuality as Portnoy was about his! Cleveland Plain Dealer

For an exhilarating fuel-burner, a blaze of one-woman energy and sexual plenty, Fear of Flying is definitely a vehicle for exceeding all limits of the open road! Village Voice

A flamboyant sexual imagination! New York Times

For every woman who ever dreamed of living her sexual fantasies . . . For every man who still believes women „don't think like that“ . . . Verlag
Fear of Flying

Dies geschieht unter gleichzeitiger Diskreditierung der Frauenbewegung, indem impliziert wird, daß es als ein Erfolg dieser Bewegung zu verzeichnen ist, wenn Frauen heute so schreiben dürfen wie Philip Roth und Henry Miller, wobei letzterer ebenfalls mit einem Lob vertreten ist. Auch ist vom Inhalt des Buches her, d.h. von den Phantasien der Heldin hinsichtlich des „zipless fuck“ nicht einzusehen, warum die Taschenbuchausgabe diese Phantasie mit ihrem Umschlagbild gleichsam umpolt, es sei denn, es sollen Wünsche bestimmter männlicher Leserkreise angesprochen werden. Hinter einem halb geöffneten Reißverschluß erscheint nämlich ein nackter Frauenkörper!

Die drei Beispiele – Alcott, Chopin, Jong – haben gezeigt, daß die Bedingungen, unter denen Frauen schreiben und unter denen sie rezipiert werden, fortlaufend, wenn auch in unterschiedlicher Akzentsetzung von sexistischen Mechanismen bestimmt worden sind und auch noch bestimmt werden.²⁵ Damit ist aber auch deutlich geworden, daß die Schriftstellerin und ihre Produktions- und Rezeptionsbedingungen ein zentrales und weiterhin aktuelles Forschungsproblem der feministischen Literaturwissenschaft sind. Feministische Literaturwissenschaft wird somit zur Kritik der traditionellen Literaturwissenschaft, da diese aufgrund der sie prägenden Vorurteilsstrukturen die historisch zu differenzierenden Bedingungen unter denen Frauen schreiben, sowie die Auswirkungen dieser Bedingungen auf das jeweilige Einzel- und Gesamtwerk nicht nur vernachlässigt hat, sondern selber Teil dieser Bedingungen ist.

Es ergeben sich folgende Aufgaben in diesem Problembereich:

1. Feministische Literaturwissenschaftlerinnen müssen bekannte Schriftstellerinnen neu lesen, interpretieren und bewerten.
2. Sie müssen versuchen, vergessene Autorinnen zu finden und neu einzuschätzen.
3. Sie müssen sich sensibilisieren, um zeitgenössische Autorinnen, die sich bemühen, ihre spezifisch weiblichen Erfahrungen in neuen sprachlichen und literarischen Formen zum Ausdruck zu bringen, verstehen und konstruktiv kritisieren zu können.
4. Gerade im Hinblick auf die zeitgenössische Literatur und Literaturkritik müssen sie wachsam sein, um die noch immer herrschende Diskriminierung der Literatur von Frauen über Frauen auch in ihren feinen Spielarten zu erkennen und ihr entgegenzutreten.

Alle diese Bemühungen müssen verstanden werden als Bausteine für eine neue Geschichte der amerikanischen Literatur, die sowohl quantitativ als auch qualitativ anders sein wird. Quantitativ, weil in ihr eine viel größere Anzahl von Autorinnen aufgenommen sein wird, qualitativ, weil sich das herkömmliche Bild von der amerikanischen Literatur notgedrungen ändern muß, wenn man diese Autorinnen mitberücksichtigt und Werke männlicher und weiblicher Autoren im Spannungsfeld geschlechtsspezifischer Rollen betrachtet.

Wie ich schon an einigen Punkten zu verdeutlichen suchte, müssen wir uns der Gefahren einer allzu unkritischen Begeisterung über wiedergefundene Autorinnen bewußt sein wie auch der Tendenz, allzu monokausal ihr Schicksal auf die sexistischen Strukturen im Literaturbetrieb und in der Gesellschaft zurückzuführen. Auch sollten wir die soziologistischen und biologistischen Implikationen und Prämissen überdenken, wenn wir vor schnell aufgrund der hier aufgezeigten Produktions- und Rezeptionsbedingungen ein spezifisch weibliches Bewußtsein, eine spezifisch weibliche Kreativität und eine spezifisch weibliche literarische Tradition suchen oder sogar postulieren.²⁶ Wir sollten uns immer wieder verdeutlichen, daß wir noch ganz am Anfang stehen, daß noch ungeheuer viel Material sehr sensibel und differenziert und im Vergleich mit männlichen Autoren unter Anwendung vieler Methoden analysiert werden muß, bevor wir zu allgemeineren Aussagen kommen können. Eine Aufgabe, die schwierig sein wird, die aber, wie ich meine, sich lohnt.

Beate Schöpp-Schilling

Anmerkungen:

- * Der Vortrag wurde leicht überarbeitet, indem die Argumentation differenziert und durch Zitate und Fußnoten ergänzt wurde. Im übrigen wurde der Vortragstil bewußt beibehalten.
- 1) Eine ausführliche Schilderung von Entstehung, Wesen und Funktion der amerikanischen „Women's Studies“ und auch der amerikanischen feministischen Literaturwissenschaft findet sich in meinem Aufsatz „Women's Studies: Ein neuer Schwerpunkt in den Amerikastudien“, der 1977 in einem Sammelband „Amerikastudien“, Hrsg. Olaf Hansen im Metzler Verlag erscheinen wird. In gekürzter Fassung liegt er auch vor in der Bibliographie zu den Buch- und Zeitschriftenbeständen im Bereich der „Women's Studies“ des John F. Kennedy-Instituts der Freien Universität Berlin. Diese Bibliographie enthält ebenfalls die Seminarbeschreibungen und themenspezifischen Bibliographien zu Seminaren und Vorlesungen, die zwischen 1973 und 1976 auf dem Gebiet der „Women's Studies“ in der Disziplin Amerikanistik an deutschen Universitäten gehalten wurden: Dagmar Loytved und Hanna-Beate Schöpp-Schilling, Hrsg., „Materialien 6: A Bibliographical Guide to Women's Studies I“ (Berlin, 1976) und dies., „Materialien 7: A Bibliographical Guide to Women's Studies II“ (Berlin, 1976). Diese Bände sind direkt vom Institut zu beziehen.
 - 2) Bibliographische Hinweise finden sich in Loytved und Schöpp-Schilling, „Materialien 6“, S. XXIIIff. und XXIXff., ebenso in der bibliographischen Zeitschrift „Women's Studies Abstract“, 1972ff.
 - 3) Virginia Woolf, „A Room of One's Own“ (1928) (London, 61972), Penguin Modern Classics, jetzt auch in deutscher Fassung „Ein Zimmer für sich allein“ (Berlin, 1977).
 - 4) Tillie Olsen, „Women Writers in Our Own Century: One Out of Twelve“, *College English*, 34 (1972), 6–17.
 - 5) Z.B. Mary Ellmann, „Thinking About Women“ (New York, 1968); Elizabeth Hardwick, „Seduction and Betrayal“ (New York, 1974); Ellen Moers, „Literary Women“ (Garden City, 1976); Elaine Showalter, „Killing the Angel in the House: The Autonomy of Women Writers“, *Antioch Review*, 32 (1973), 339–353; Patricia Meyer Spacks, „The Female Imagination“ (New York, 1975); Ann Douglas Wood, „The 'Scribbling Women' and Fanny Fern: Why Women wrote“, *American Quarterly*, 23 (1971), 3–24.
 - 6) Vgl. dazu auch die Dissertation von Sarah Elbert Diamant, „Louisa May Alcott and the Woman Problem“, Cornell University, Ph. D., 1974 (Ann Arbor, Mich.: University Microfilm, 1975).
 - 7) Ch. Strickland, „A Transcendentalist Father. The Child Rearing Practices of Bronson Alcott“, *Perspectives in American History*, 3 (1969), 5–73.
 - 8) E. D. Cheney, Hrsg., „Louisa May Alcott: Her Life, Letters and Journals“ (Boston, 1899), S. 48; S. 199, 85, 127.
 - 9) *Ibid.*, S. 184, 124, 84.
 - 10) Barbara Welter, „The Cult of True Womanhood, 1800–1860“, *American Quarterly*, 18 (1966), 151–173.
 - 11) Cheney, „Louisa May Alcott“, S. 201.
 - 12) „As novelists, women often manifest signal ability in description and narration; occasionally considerable ingenuity in the conception and management of the plot of the story; and if they describe from life, their characters sometimes stand out with a marvelous distinctness, and to the superficial critic, seem veritable creations; but the great defect of all their novels is, that the real creative faculty is wanting; that they can only describe what they have seen, and substantially only in the relations in which they have seen it. (. . .) As writers for children, women are entitled to a high, perhaps the highest rank. We certainly can recall no names of male writers at the present day, who have been more successful in writing for the young, than any of a score of women in England and America . . .“ L.P. Brockett, „Women: Her Rights, Wrongs, Privileges and Responsibilities“ (1869) (New York, 1970), S. 188f.
 - 13) At Fault (1890); „Bayou Folk“ (1894); „A Night in Acadie“ (1897).
 - 14) Per Seyersted, „Kate Chopin: A Critical Biography“ (Oslo, Baton Rouge, 1969), S. 103.
 - 15) „St. Louis Daily Globe-Democrat“, 18. Mai 1899, S. 5.
 - 16) „Chicago Times-Herald“, 1. Juni, 1899.
 - 17) „The Nation“, 3. August 1899, S. 96.
 - 18) Seyersted, „Chopin“, S. 177.
 - 19) Nähere Angaben bei Seyersted, „Chopin“, S. 186–190; Vgl. auch Jules Chametzky, „On Decentralized Literature: A Consideration of Regional, Ethnic, Racial, and Sexual Factors“, *Jahrbuch für Amerikastudien*, 17 (1972), S. 56–72.
 - 20) Z.B. Elaine Showalter, „Women Writers and the Female Experience“, *Notes from the Third Year: Women's Liberation* (1973).
 - 21) Dt. Ausgabe „Angst vorm Fliegen“ (Frankfurt, 1976).
 - 22) Erica Jong, „Fear of Flying“ (New York, 1974), S. 14 (Signet, New American Library).
 - 23) Annette Kolodny, „Flying and the Fear Thereof“, unveröffentlichtes Manuskript, als Vortrag gehalten auf der Jahreskonferenz der MLA, Dezember 1975.
 - 24) Einbanddeckel und Seite 1 und 2 (meine Zählung).
 - 25) Eine weitere lohnende Forschungsaufgabe wäre eine Untersuchung, ob und wie diese Mechanismen auf die männlichen Autoren zurückschlagen, indem diese sich bewußt und unbewußt mit der einerseits zwar diskreditierten, andererseits aber finanziell oft erfolgreichen Literatur von Frauen auseinandersetzen müssen und sich von ihr abgrenzen wollen.
 - 26) Vgl. dazu auch Annette Kolodny, „Some Notes on Defining a 'Feminist Literary Criticism'“, *Critical Enquiry*, 2 (1975), 75–92.

Die Gretchen-Episode in Goethes „Faust“

Vorwort

Der im folgenden abgedruckte Vortrag wurde als Einstieg in eine feministische Auseinandersetzung mit Goethes *Faust* konzipiert. Er vermeidet den akademisch sanktionierten Stil und Fachjargon, wodurch eine größere Ansprechbarkeit der Workshop-Teilnehmerinnen erreicht werden sollte.

Wo die Begegnung mit einem literarischen Werk als Teil eines Sozialisationsprozesses gesehen wird, ist es von literaturwissenschaftlichem Interesse, der persönlichen Betroffenheit der Leser/innen bzw. Theaterbesucher/innen, die sich auf emotiver und gedanklicher Ebene abspielt, nachzuspüren und sie zu verbalisieren. Dabei geht es nicht nur darum, aufzuzeigen, mit welchen formalen und inhaltlichen Mitteln eine bestimmte Wirkung erzielt wird, sondern auch darum, das Ideengut, welches in das Werk eingeflossen und dort verbreitet worden ist, nach seinem Stellenwert im Leben des Dichters und in seiner Zeit zu erfragen und dessen Relevanz für die moderne Leserschaft zu überprüfen.

In einen solchen dynamischen Prozeß stellt der folgende Vortrag die Gretchen-Episode aus Goethes *Faust*. Der Vortragsstil ist bewußt provozierend und subjektiv. In gedrängter, auf eine Diskussion hin angelegter Form werden Fragen aufgeworfen, Wertmaßstäbe postuliert, und psycho-soziologische Hypothesen vom Werk abgeleitet, die nach einer differenzierteren und weiter ausholenden Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex verlangen. Vor allem ist neben dem in Gretchen Gestalt gewordenen Bild der Frau in Goethes *Faust* auch die Helena-Figur nach dem in ihr verkörperten Weiblichkeitsmythos und dessen Wirklichkeitscharakter zu erfragen. Diese von der Verfasserin geplante umfassendere Analyse wird auf der vorliegenden Arbeit, die für Reaktionen in Form von Anregungen und Kritik offen ist, aufbauen.

Ein vornehmer, gelehrter Herr verführt ein einfaches, unschuldiges Mädchen von wenig mehr als 14 Jahren zum Liebesakt. Durch kostbare Geschenke, die er ihr bringt, und durch sein weltgewandtes Auftreten schmeichelt er ihrer Eitelkeit, und mit einem Kuß erregt er ihre Gefühle. Nach

dem sein sexuelles Verlangen gestillt ist, überläßt er sie ihrem Schicksal: Schwangerschaft und daraus resultierende Achtung, mit der sie die selbstgerechten und engstirnigen Dorfbewohner strafen. In ihrer Verzweiflung tötet sie ihr Kind und für dieses Verbrechen wird sie zum Tode verurteilt.

So hört sich die Fabel der Gretchen-Episode aus Goethes *Faust* an, wenn sie aus dem Kontext des Dramas herausgeschält wird. Entblößt von aller poetischen, philosophischen und metaphysischen Verkleidung läßt sie sich auf eine häßliche Verführungsgeschichte reduzieren.

Es sollen damit nicht der ästhetische Wert der Dichtung oder die schöpferische Kraft des Dichters, der im *Faust* den Höhen und Tiefen menschlichen Seins, Denkens und Strebens Gestalt verlieh, d.h. jene formalen und inhaltlichen Aspekte des Dramas, welche die Kritiker seit zwei Jahrhunderten nicht müde werden, herauszustellen und zu preisen, heruntergespielt werden. Es ist nicht die Absicht meiner Analyse, das Genie des Dichters oder die Universalität des Dramas anzuzweifeln. Was ich beabsichtige, ist, eine feministische Perspektive in die Literaturkritik einzubringen und dadurch einen neuen Zugang zu *Faust* zu verschaffen. Das verlangt allerdings eine kritische Auseinandersetzung mit traditionellen Interpretationen, die unser Blickfeld in männliche Bahnen gelenkt und dadurch verengt haben.

Faust wurde von einem Mann in einer und für eine Welt, die von Männern regiert wird, geschrieben. Identifiziert sich eine Frau mit dem Protagonisten Faust – wie ich es nicht besser wissend in meiner Studentinnenzeit getan habe – so wird sie über kurz oder lang daran erinnert, daß der faustische Geist männlich ist.¹ Die Frau wird in ihren Bereich verwiesen, nämlich den Bereich, den Gretchen bewohnt. Instinktiv sträubt sich die so zurechtgewiesene Frau gegen eine solche Herabsetzung. Sie sieht keine Gemeinsamkeit zwischen sich und Gretchen, die sie bisher, vielleicht sogar mit liebevoller Herablassung, als ein nettes, aber dummes kleines Mädchen von der anderen Seite her betrachtete: von der Seite des Dichters und Kritikers.

Je mehr meine Ignoranz über den mir von Männern zugewiesenen Platz in der Welt aufgeklärtem Feminismus wich, desto fragwürdiger im wörtlichen Sinne wurde *Faust* für mich. Einige dieser Fragen, die zu dem hier behandelten Themenkomplex gehören, möchte ich hier aufwerfen:

1. Was ist es im Drama, das selbst die Frau als Leserin oder Zuschauerin dazu bringt, für Fausts Verbrechen ein entschuldigendes Wort zu finden?
 2. Warum identifiziert sich die Frau eher mit Faust als mit Gretchen?
 3. Warum ist ihre Teilnahme an und ihr Mitleid mit Gretchens Schicksal mehr oder minder zurückhaltend?
- Ich möchte zuerst versuchen, aus der formalen Anordnung, aus dem

dramatischen Stil und aus der dichterischen Gestaltung der Figuren mögliche Rückschlüsse zu ziehen.

Goethe arbeitete und feilte sein ganzes erwachsenes Leben lang, von 1773 bis 1831, an *Faust*. Die endgültige zweiteilige Version erstreckt sich auf rund 12.000 Zeilen, die von der Hauptgestalt Faust, der entweder als Handelnder oder als Bezugsperson anwesend ist, zusammengehalten werden. Gretchen andererseits ist physisch nur über 1.100 Zeilen weg gegenwärtig, und Fausts Gedanken beschäftigt sie noch während weiterer 360 Zeilen, was insgesamt ein Drittel des ersten Teiles ausmacht. Die Faust zugesprochene Zeit- und Raumspanne ermöglicht es dem Dichter, für ihn ein vielseitiges, universales Charakterbild und Aktionsfeld zu entwickeln. Gretchen ist lediglich eine Episode in Fausts Leben. Sie ist das Instrument, das ihm dazu verhilft, seinen großen Erfahrungsbereich mit der Erfahrung der Liebesleidenschaft anzureichern. Nicht als Individuum, sondern nur als Geliebte Fausts kommt Gretchen Bedeutung zu.

Diese unterschiedliche Ausrichtungsweise basiert auf einem Gesellschaftsmythos, der das Handlungsfeld von Mann und Frau in der Gesellschaft und ihr Verhältnis zueinander absteckt. Die Art und Weise, wie Goethe die Beziehung zwischen Faust und Gretchen gestaltete, kann auf Verhaltensmuster in Goethe selbst und in seiner Gesellschaft zurückgeführt werden. Der Mann wird von der Gesellschaft geradezu ermuntert, die Frau aktiv zu verführen, oder wenigstens sieht sie ihm sein verführerisches Spiel mit der Frau nach. Von der Frau dagegen wird erwartet, daß sie dem Mann Widerstand leistet. Doch wenn sie es zu beharrlich tut, läuft sie Gefahr, als herzlos, prüde oder unnatürlich zu gelten. Ihr Dilemma wird dadurch erhöht, daß Verführung und Liebe dieselbe Sprache sprechen. Wo sind die Grenzen zwischen Ehrlichkeit und Betrug?

Kaum ein Literaturkritiker leugnet, daß Faust Gretchen verführte. Doch die Kritiker werden nicht müde, seine und ihre Liebe zu idealisieren. Die Ambivalenz liegt im Drama selbst. Dadurch, daß Goethe Mephisto zum Alibi für Fausts dunkle Triebe macht, gelingt es ihm, von seinem Helden die Tragweite seiner Schuld abzuwälzen. Wiesen die frühen Fassungen noch formale Unstimmigkeiten und Lücken in der Charakterisierung Fausts auf, so sind diese in der letzten Fassung ausgeglichen. Im *Urfaust* fehlt die Hexenküche mit dem Zauberspiegel, der Faust ein „Himmlich Bild“ (I, Z. 2429)² vorgaukelt. Fausts Begegnung mit Gretchen und sein triebhaftes Verlangen nach ihr ist hier realistisch gezeichnet, d.h. er handelt aus freien Stücken und nicht unter dem Einfluß über- bzw. unterirdischer Kräfte. In der Hexenküchenszene der letzten Fassung wird Faust nicht nur verjüngt. Der Verjüngungssaft ist gleichzeitig ein Liebestrunke, der an den Tristan und Isolde-Mythos erinnert. Mephisto spricht die Wirkung des Hexenge-

mischs auf Faust aus: „Du siehst, mit diesem Trank im Leibe, / Bald Helenen in jedem Weibe“ (I, Z. 2603–4). Wird damit Faust ein Teil seiner Verantwortung für das, was sich im folgenden ereignet, abgenommen?

Die erste Frau, die Faust nach Mephistos Ausspruch über den Weg läuft, ist Gretchen. In dieser Begegnungsszene decken sich der *Urfaust* und die letzte Fassung. „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, / Meinen Arm und Geleit Ihr anzutragen?“ (I, Z. 2605–6). Mephisto soll zusehen, daß „das süße junge Blut / Heut nacht in meinen Armen ruht“ (I, Z. 2636–7). Mephistos Antwort auf Fausts fieberhafte Ungeduld deutet auf den sensuellen Reizgewinn, den das verführerische Vorspiel bringt:

Die Freud' ist lange nicht so groß,

Als wenn Ihr erst herauf, herum,

Durch allerlei Brimborium,

Das Püppchen geknetet und zugericht' t,

Wie's lehret manche welsche Geschicht'.

(I, Z. 2648–52)

Faust wurde zu einer Zeit geschrieben, als der bloße Anblick des Tschentuchs, des Strumpfbandes einer jungen Frau, oder des Bettes, in dem sie schläft, Lust- oder lüsterne Gefühle im Mann auslöste. Goethe läßt seinen Helden die ganze Skala sensueller Genüsse empfinden, wobei er ihn vom psychologischen Sieg über das Mädchen, dessen Zuneigung und Liebe er gewinnt, bis zum Höhepunkt physischen Besitzes führt. In dem ausgedehnten Vorspiel zum Sexakt, der übrigens nur angedeutet, nicht geschildert wird, werden Gefühle exaltierter Liebe ausgedrückt, die der *Faust*-Kritiker William Page Andrews als „an elevating, purifying force that 'draws us upward and onward'“ (Übers.: eine erhabene, reinigende Kraft, die uns himmelwärts und vorwärts treibt) bezeichnet.³ „Laß diesen Blick“, sagt Faust zu Gretchen,

Lass diesen Händedruck dir sagen,

Was unaussprechlich ist:

Sich hinzugeben ganz und eine Wonne

Zu fühlen, die ewig sein muß!

Ewig! – Ihr Ende würde Verzweiflung sein.

Nein, kein Ende! Kein Ende!

(I, Z. 3188–94)

Faust hat Skrupel, weil seine Worte nicht Liebestreue implizieren. Er begibt sich daher in Wald und Höhle, um in sich zu gehen. Mephisto spielt nun die Verführerrolle und lockt ihn zu Gretchen zurück. Faust folgt dem Lockruf, der in ihm das Feuer der Leidenschaft schürte. Mit titanischer Unbändigkeit – wie ein Wassersturz braust er „Begierig wütend nach dem Abgrund“ (I, Z. 3350–1) – beschwört er die Höllengeister: „Was muß geschehn, mag's gleich geschehn! / Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen / Und sie mit mir zugrunde gehn!“ (I, Z. 3363–65). Doch sie allein

wird untergehen; er ist nicht bereit, ihr Schicksal zu teilen. Aus der Tragödie, die vier Todesopfer fordert, geht Faust unbeschadet hervor.

Welcher Art ist die Meisterschaft des Dichters, der das möglich und somit glaubwürdig macht? Das Drama ist ja das Werk des Dichters. Er setzt die Schwerpunkte, dort, wo er sie für angebracht hält. Er rechtfertigt, klagt an, oder schweigt. Er bürdete Gretchen die Schuld für den Tod ihrer Mutter auf. Doch es war Faust, der ihr das Schlafmittel anbot. Er läßt Mephisto den Arm führen, der ihren Bruder tötet. Es bleibt trotzdem Fausts tödlicher Stoß.

Nach Valentins Tod wenden sich Faust und sein Gefährte neuen Aufgaben zu; Gretchen ist vergessen. Als Faust viele Monate später erfährt, daß Gretchen im Gefängnis ist, erinnert er sich an „das holde unselige Geschöpf“ (Einschub „Trüber Tag – Feld“, I, Z. 5–6). Er ist außer sich vor Wut und überschüttet Mephisto mit Anschuldigungen. Mephisto soll ihm bei der Rettung Gretchens behilflich sein. Im Gefängnis verhält sich Faust feige. Ist es die verrückt gewordene Geliebte, die ihm Angst einflößt? Oder die Ahnung, selbst wegen Mordes verurteilt zu werden, falls er gefangen wird? Wiedermum schafft ein poetischer Kunstgriff Abhilfe: Gretchen weigert sich, das Gefängnis zu verlassen. Was hat sie, das elende Geschöpf, mit dem Kindsmord auf dem Gewissen, noch vom Leben zu erwarten?

Vom Gefängnis schleppt Mephisto Faust zu einem lieblicheren Ort, einer Blumenwiese, wo er von elfenartigen Gestalten in den Schlaf gewiegt wird. Eudo Mason kommentiert Fausts Vergessensschlaf, welcher ein neuer Beginn in seinem Leben ist.

*All memories of horrors he has been through and guilt incurred are expunged from his mind. He awakens to a new existence with a virtually new identity, refreshed and eager for new experiences, but no longer for experiences of an immediate sensual kind. He will henceforth approach existence with a certain intellectual and aesthetic detachment.*⁴

(Übers.: Erinnerungen an all das Schreckliche, das er erlebt, und die Schuld, die er sich aufgeladen hat, sind von seinem Gedächtnis verschwunden. Er erwacht zu einer neuen Existenz mit einer geradezu neuen Identität, gestärkt und bereit für neue Erfahrungen, doch nicht mehr solcher sexueller Art. Von nun an wird er sich dem Leben mit einem gewissen intellektuellen und ästhetischen Abstand nahen.)

Erst bei Fausts Tod spielt Gretchen wieder eine Rolle. Doch diesmal nicht, um ihm sexuelle Befriedigung zu gewähren, sondern um seine Seele zu retten. Die reumütige, nunmehr verklärte Frau, Verkörperung des Ewig-Weiblichen, zieht ihn empor. „Neige, neige, / Du Ohnegleiche, / Du Strahlenreiche“, sagt die Büsserin Gretchen zur Muttergottes, „Dein Antlitz

gnädig meinem Glück! / Der früh Geliebte, / Nicht mehr Getrübte, / Er kommt zurück“ (II, Z. 12069–75). Dazu Bayard Taylor: „Love is the all-purifying and all-redeeming power on Earth and in Heaven . . . And to Man it is revealed in its most pure and perfect form through Woman.“⁵ (Übers.: Liebe ist die veredelnde und allerlösende Kraft im Himmel und auf Erden. Dem Mann tritt sie in ihrer reinsten und vollkommensten Form in der Gestalt der Frau entgegen.)

Taylor interpretiert *Faust* textgemäß. Gretchen zeigt sich am Ende als das, wozu sie von Anfang an konzipiert war: nicht als ein individualisierter Mensch, sondern als die Idee der Frau, die Verkörperung der männlichen Idee von Weiblichkeit. Nach William Page Andrews hat die Natur der Frau Schönheit verliehen, und zu dieser Schönheit fühlt sich der Mann unwiderstehlich mit leidenschaftlicher Liebe hingezogen. Sie ist dazu bestimmt, sich dem Mann hinzugeben, Leben zu gebären, zu erhalten, und es seiner hohen Bestimmung zuzuführen. Auf Gretchen bezogen heißt das in seinen Worten: „The self-sacrificing, creative love of an innocent woman, who obeys the mandate of Nature and gives herself forth creatively from an instinct of obedience, not as a desire for her personal pleasure, is . . . a thing to reverence.“⁶ (Übers.: Die sich selbst aufopfernde, kreative Liebe einer unschuldigen Frau, die dem Gebot der Natur folgt und sich kreativ aus dem Instinkt des Gehorsams heraus hingibt, und nicht aus dem Wunsch nach persönlicher Befriedigung, ist verehrens-wert.)

Aus dieser Sicht ist nicht die Verführungsgeschichte an sich problematisch, sondern der Kindsmord und die engstirnige Moral der Gesellschaft, weil hier gegen das Naturgesetz verstoßen wird. Wiedermum widerspricht das Drama nicht Andrews' Auslegungen. Während ihres kurzen Lebens bewegte sich Gretchen im engen Kreis lebenserhaltender repetitiver häuslicher Arbeiten, übernahm sie die mütterliche Pflege ihrer kleinen Schwester – alles Aufgaben, die sie als außerhalb des Interessengebietes und unter der Würde eines Gentleman wie Faust weiß: „Ich weiß zu gut, daß solch erfahrenen Mann / Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann“ (I, Z. 3077–8). Was ihr aber an Geist abgeht, könne sie mit Schönheit kompensieren, von der ihre Anziehungskraft, von der Andrews spricht, ausgehe und worauf Faust in seiner Entgegnung anspielt: „Ein Blick von dir, ein Wort mehr unterhält / Als alle Weisheit dieser Welt“ (I, Z. 3079–80). Gerade ihre entzückende Ignoranz verleiht ihr in Fausts Augen Charm:

*Ach, daß die Einfalt, daß die Unschuld nie
Sich selbst und ihren heil'gen Wert erkennt!
Daß Demut, Niedrigkeit, die höchsten Gaben
Der liebevoll austeilenden Natur. –*

(I, Z. 3102–5)

In ihrer sich unterordnenden, gehorsamen Unschuld bietet sie Faust schließlich ihren Körper an. Später, als ihr Verführer sie im Stich gelassen hat, grübelt sie über ihre Sünde nach: „alles, was dazu mich trieb / Gott! war so gut! ach war so lieb!“ (I, Z. 3585–6). In ihrer Angst und Verzweiflung fleht sie den Himmel an, doch die auf Erden treiben sie unbarmherzig ins Elend. Nie kommt Gretchen eine ausgesprochene Anklage gegen Faust über die Lippen. Im Gegenteil, sie bietet ihr Leben als Sühneopfer für ihre Sünden und zu seiner Erlösung an (siehe Zeilen 4520, 4542).

Welches Opfer, welches Leiden wird von der Frau im Namen und zum Wohl des Mannes abverlangt. Nur ein Mann kann sagen – und ich zitiere hier Ronald Peacock – daß Gretchens Liebe der vollkommenste Ausdruck weiblicher Liebe für einen Mann ist, die unschuldigste Bereitschaft darstellt, Liebeslast und Mutterschaft auf sich zu nehmen. Es sei ihr tragisches Schicksal – ein Schicksal, das sie nicht mit Faust teile – daß sie ihre Mutterschaft als Schande empfand und ihr Kind ertränkte, was in direktem Gegensatz zu ihrer wahren Vokation stehe, nämlich über ihre Mutterschaft glücklich zu sein und die Mutter ihres Kindes zu werden.⁷

Wäre die Gretchen-Tragödie in realistischem Stil geschrieben wie ihr Gegenstück *Die Kindsmörderin* von Goethes Zeitgenossen Wagner, dann hätte einem Kritiker eine solche Idealisierung schwer fallen dürfen. Eudo Mason, der mit Richard Friedenthal einer der wenigen Kritiker ist, die sich nicht in erhabene Abstraktionen verlieren, sagt, Goethe habe das naturalistische Element gedämpft, indem er es mit einem Schleier verklärender, poetischer Schönheit umgab. In der Gestaltung des Gretchen-Themas habe er der ganzen Handlung eine fragmentarische, episodenhafte, inkohärente Note gegeben, einen märchenhaften Charakter; er habe sie der Realität entrückt und sie der nebulösen Traumwelt Fausts angeglichen.⁸

Goethe beschuldigte Wagner, den Dichter der *Kindsmörderin* (1776) des Plagiats, ungerechterweise, denn hier ist das Thema mit grellen, naturalistischen Farben aufbereitet. Wagner zeigt den Verführer, nicht die Verführte, als Reumütigen, der gewillt ist, das Unrecht gutzumachen, indem er der verführten Frau die Ehe anbietet, was in den Augen des eminenten Goethe-Experten Korff zur Minderwertigkeit des Stücks beiträgt.⁹

Das Thema der Verführung und des Kindsmords war während der Sturm und Drang-Periode beliebt. Bürgers Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ kehrt die infame Unehrlichkeit, die der Verführung innewohnt, hervor. Hier verflucht die verführte Frau den untreuen Mann. Luis in Schillers Ballade „Die Kindsmörderin“ verklagt ebenfalls, dann aber bittet sie um Vergebung für den Vater ihres Kindes, für den sie örtlich ihren Kopf verliert – ein Ende, das peinlich an das von Gretchen erinnert.

Hinter diesen fiktionalisierten Geschichten liegt die bittere Realität

einer Gesellschaft, die manche unverheiratete Mutter dazu brachte, ihr Kind zu töten, wofür sie dann auf öffentlichem Platz geköpft wurde. Goethe, der in seiner Dichtung und in seinem eigenen Leben für freie Liebe eintrat, befürwortete als Minister in Weimar das Gesetz der Todesstrafe für Kindsmord. Die dem zugrundeliegende reaktionäre Einstellung Goethes scheint zu sein, daß freie Liebe das Vorrecht des Mannes, doch das Verderben der Frau ist. Im Lichte solcher Tatsachen werden all die Interpretationsversuche, welche die Schönheit und Heiligkeit der Liebe zwischen Faust und Gretchen der moralischen Rigidität von Gesellschaft und Kirche gegenüberstellen, suspekt. Gretchen, die fiktive Dramenfigur, und die vielen Gretchen im wirklichen Leben, wären nicht zu Kindsmörderinnen geworden ohne einen Verführer, und sie wären nicht hingerichtet worden, wenn für Mann und Frau derselbe ethische Kodex gegolten hätte.

Faust, wie sein Schöpfer Goethe, beansprucht für sich nicht nur die Privilegien des einfachen Mannes, sondern die Ausnahmerechte des Genies. Es stellt sich die Frage: Genießt das Genie Immunität gegen die harmvollen Folgen seiner Handlungen, wie Goethe es in seinem Drama zu implizieren scheint, und wie es der Kritiker Gundolf proklamiert? Wer stellt eigentlich die Kriterien für das, was Genie ist, auf?

Goethes dichterisches Werk wurzelt nicht zuletzt in seinen Erfahrungen, wirklichen und imaginären.¹⁰ Reik, der Psychoanalytiker, entdeckt im *Faust*-Drama eine poetisch verschleierte Konfession und Rechtfertigung Goethes. Gretchen soll Züge Friederikes, mit der Goethe eine seiner frühesten Liebesaffären hatte, tragen. Seine Begegnung mit Friederike soll ihn mehr als jede andere seiner vielen, im Laufe seines langen Lebens eingegangenen Liebesabenteuer beunruhigt haben. Theodor Reik zitiert aus mehreren Biographien über Goethe Meinungsäußerungen darüber, bis zu welchem Grade Goethe sich mit Friederike eingelassen und aus welchem Grunde er sie verlassen habe.¹¹ Für die Mehrzahl der Experten, sagt Reik, konnte es Goethes Genie nicht zulassen, daß es von dem einengenden Kleinstadt-Milieu von Sesenheim, in dem Friederike lebte, in seiner Entfaltung gehemmt werde.¹² Johanna Guenther widerspricht dem. Für sie ist der Grund dafür, daß Goethe Friederike sitzenließ, in seinem unbändigen Bedürfnis, Karriere zu machen, zu suchen. Sie nennt Goethes Handeln unverzeihlich, da es rücksichtslosen Egoismus mehr als Rücksichtnahme auf sein Genie verriet.¹³ Der Jesuit Alexander Baumgarten kommt zu einem ähnlichen Schluß. Goethe wäre zu sehr der kalkulierende Weltmann, schreibt er, um echt zu lieben und seiner Liebe Opfer zu bringen.¹⁴

Dieses Aufdecken von Goethes Motivation läßt sich über die biographische Sphäre hinaus auf die dramatische Figur übertragen. Faust seinerseits exalziert die psychischen Möglichkeiten manch eines Genie-Aspi-

ranten (oder vermeintlichen Genies), wogegen Gretchen die untergeordnete Position der Frau in Bezug auf den Mann illustriert. In so einem ungleichen Verhältnis hat Verführen eine andere Bedeutung für den Mann als für die betroffene Frau.

Von den vielen künstlerischen Gestaltungen, zu welchen die Faust-Legende anregte, übte Goethes Meisterwerk den größten Einfluß auf die westliche Welt aus, für die der Faustische Geist zum Symbol geworden ist. Wir dürfen auch Faust, dem Verführer, symbolische Bedeutung zukommen lassen. Die Gesellschaft, d.h. Männer, die ihre Meinung formen, betrachtet den Verführer mit augenzwinkernder Komplizität. Verführung wird als Privatangelegenheit erklärt und beeinträchtigt selten das öffentliche Ansehen und die Karriere eines Mannes. Dem sogenannten „gefallenen Mädchen“ begegnet die Gesellschaft heute mit einem viel milderem Urteil als zu Goethes Zeiten. Doch noch heute kursiert die Meinung, daß die Frau durch ihren Körper festgelegt sei, was sich in der Opposition gegen das Abtreibungsgesetz der Frau konkret niederschlägt.

Erst wenn wir den Mythos von der Naturgebundenheit der Frau, wie er in der Gestalt Gretchens im Faust skizziert, und von ihren Interpreten propagiert wird, brechen, und die Frau an dem intellektuellen Leben Fausts teilnehmen lassen, wird sie zu seiner Partnerin, mit denselben Privilegien und Verpflichtungen, die sich auch in ihren sexuellen Beziehungen auswirken. In einem so entworfenen Stück könnte Faust nicht mehr die Verführerrolle spielen und den Konsequenzen entinnen.

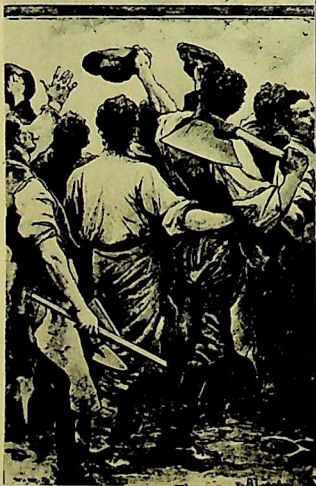
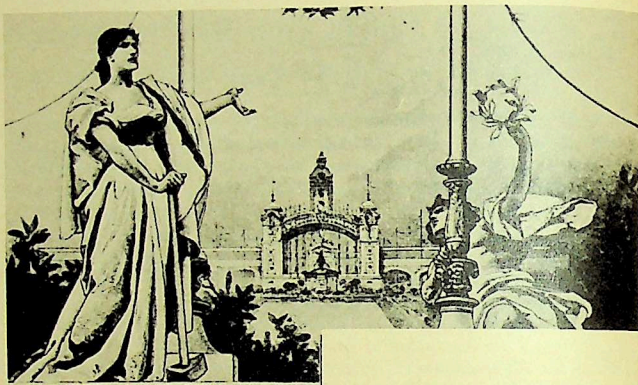
Theresia Sauter Bailliet

Anmerkungen

- 1) Simone de Beauvoir zitiert in der Einleitung zu „Le Deuxieme Sexe“ den französischen Journalisten Claude Mauriac, der geschrieben haben soll, Männer hörten mit einer Art höflicher Gleichgültigkeit auch die brillianteste unter den Frauen an, wohl wissend, daß ihr Geist mehr oder weniger eklatant Ideen spiegelt, die ja von Männern kommen (Paris: Gallimard, 1949, Vol. I, S. 28). Mauriac gibt hier lediglich einer Überzeugung Ausdruck, die andere Männer durch ihr Verhalten und ihr Handeln manifestieren.
- 2) Zu dieser Arbeit wurde die Hamburger Ausgabe von Goethes Werken, „Faust“, Band 3 (hrsg. Erich Trunz, Hamburg: Christian Wegner Verlag, 1949) herangezogen. Zitate aus „Faust“ werden im Text selbst mit der Zeilenangabe belegt.
- 3) William Page Andrews, „Goethe's Key to FAUST“ (Boston: Houghton Mifflin, 1913), S. 51.
- 4) Eudo Mason, „Goethe's FAUST, Its Genesis and Purport“ (Berkeley: University of Columbia Press, 1967), S. 320.

- 5) FAUST, trans. Bayard Taylor, 2 vols. in one (Boston: Houghton Mifflin Co., 1924), Anmerkungen des Übersetzers, S. 463.
- 6) Andrews, S. 13, 54.
- 7) Ronald Peacock, „Gretchen“, in: John B. Vickery and J'nan Sellery, Hrsg., „Goethe's FAUST Part I (Belmont: Wadsworth Publ. Co., 1969), S. 120.
- 8) Mason, S. 195, 202.
- 9) Siehe ebenfalls Richard Friedenthal, „Goethe: Sein Leben und seine Zeit“ (München: R. Piper, 1963).
- 10) H. A. Korff, „Geist der Goethezeit“, Vol. I (Leipzig: Koehler & Amelang, 1962) S. 245.
- 11) In seiner psychoanalytischen Studie spricht Theodor Reik („Fragments of a Great Confession, A Psychoanalytic Autobiography“) (New York: Farrer, Straus & Co., 1949) von Goethes eingebildeten und oftmals antizipierten Erfahrungen, von dessen ständigem Hin und Her zwischen der fiktiven und der wirklichen Welt.
- 12) Friederike war weder eine Kindsmörderin, noch wurde sie hingerichtet wie Gretchen im „Faust“. Goethe soll aber der Enthauptung von Susanna Margaretha im Jahre 1772 beigewohnt haben und davon nachhaltig beeindruckt worden sein. Susanna war kein Einzelfall. Zu Goethes Zeiten wurden eine ganze Reihe von Kindsmörderinnen zum Tode verurteilt. Wilhelm Wächtershäuser zählt 32 Hinrichtungen für Kindsmord in seinem statistischen Bericht auf. („Das Verbrechen des Kindesmordes im Zeitalter der Aufklärung“ Berlin: Erich Schmidt Verlag, 1973, S. 113). Dabei handelt es sich nur um strafrechtlich verfolgte Fälle. Die Zahl der tatsächlichen Kindsmorde lag viel höher, sie dürfte in die Tausende gegangen sein (siehe Wächtershäusers Hinweis auf Pestalozzis Anspielung, S. 110). Es wäre wünschenswert, daß die feministische Forschung die Gründe dafür aufdeckte, die diese Frauen dazu trieben, ihre neugeborenen Kinder zu töten.
- 13) Die meisten Goethe-Spezialisten bestreiten, daß Goethe Friederike schwanger gemacht habe. Eduard Engel ist wie neuerdings Friedenthal, einer der wenigen, der diese Vermutung stützt (zitiert in Reik, S. 50–51). Wie dem auch sei, Friederike soll durch ihr Verhältnis zu Goethe schicksalhaft gezeichnet worden sein. Nach Friedenthal endete sie ihr Leben einsam als „alte Jungfer“ (Friedenthal, S. 13). Goethe scheint ihr gegenüber lebenslang ein Schuldgefühl gehabt zu haben.
- 14) Reik, S. 53–54.
- 15) Reik, S. 54.
- 16) Reik, S. 50.

BERUFSVERBOT FÜR DIE MUSEN



Meine Untersuchung zum Thema weiblicher Allegorien ist bereits in Heft 25 der Zeitschrift „Ästhetik und Kommunikation“ (Frauen, Kunst, Kulturgeschichte) veröffentlicht worden. Im Rahmen der Sommeruniversität hatte ich (nur) einen Teil der dort abgehandelten Themenbereiche referiert, allerdings mit zusätzlichem Bild- und Textmaterial ausgestattet. Um dieses Material ist der hier publizierte Beitrag gegenüber der Fassung in „Ästhetik und Kommunikation“ erweitert.

Prolog

In einer Zukunft, in der das Patriarchat der Vergangenheit angehört.

Ausgrabungen in Europa bringen Funde zutage, die auf das neunzehnte nachchristliche Jahrhundert datiert werden, Statuen, Fragmente von Wandmalereien, Tafelbilder. Die Vielzahl von repräsentativen Frauendarstellungen löst Erstaunen aus. Frauen, ausgestattet mit allen Insignien von Herrschaft, Macht und Wissen; Frauen mit Szeptern, Waagen und Schwertern, Feuer und Blitz, Paletten, Zirkeln und Leiern, mit Hämmern, Meißeln und Maschinenteilen. Vor ihnen auf den Knien, von ihnen bekränzt, ihnen huldigend: Männer. Von ihnen beschützt, geleitet, im Kampf angeführt: Männer.

Das widerspricht allem historischen Wissen. Herrschte damals nicht das männliche Geschlecht? Die kunstwissenschaftliche Analyse deckt bald immer mehr Eigentümlichkeiten an diesen Bildern auf. Es ist nicht zu übersehen, daß diese Frauen ein sehr unbezogenes, fast gestörtes Verhältnis zu den ihnen beigegebenen Gegenständen und Attributen haben. Teils scheinen sie weniger auf sich selbst als auf diese Gegenstände zu deuten, die sie wie Sakramente zur Verehrung ausstellen. In anderen Fällen halten sie die Gegenstände reichlich unbeholfen, wirken sie selbst viel zu schwach, dieses Schwert oder jenen Hammer zu schwingen. Beischriften und Gesichtszüge weisen sie nicht als bestimmte historische Persönlichkeiten aus, was für das neunzehnte, das von Individualismus und Geniekult besessene Jahrhundert besonders seltsam anmutet. Oft scheinen sie distanziert, starr, hieratisch.

Kostümkundliche Vergleiche ergeben, daß in diesen Darstellungen die Männer, sofern sie erscheinen, stets zeitgenössisch, mindestens aber situationsbezogen und praktisch gekleidet sind; diese Frauen jedoch, wenn überhaupt bekleidet, stets in überzeitliche, meist antikische weitfließende Gewänder gehüllt sind, die bisweilen auch Busen oder Bein den Blicken preisgeben. Nie tragen sie Berufskleidung, die etwa eine problemlose Betätigung der beigegebenen Gerätschaften zuließe. Und stehen die Männer mit beschuhten Füßen fest auf dem Boden, so schweben die Frauen barfußig über dem Geschehen.¹

Diese Beobachtungen erweisen schließlich den Widerspruch zwischen den stolzen Frauenbildern und dem historischen Faktum von der Männer-

herrschaft zu jener Zeit als einen scheinbaren. Denn es handelt sich um Allegorien.

Warum sind so viele Allegorien weiblich?

Seit der Antike werden in der bildenden Kunst abstrakte philosophische Begriffe, ewige Wahrheiten und menschliche Eigenschaften als lebende und handelnde Wesen vorgestellt, in Allegorien personifiziert: Gerechtigkeit und Weisheit, Tugend und Laster, Kunst und Natur, Jahreszeiten und Erdteile. Jede Epoche hat mit veränderter Weltanschauung auch zu ihren neuen Begriffen neue Allegorien geschaffen und deren Fundus bereichert.

Sollen nun Begriffe in Menschenform verbildlicht werden, muß man sich notwendig auch für das eine oder das andere Geschlecht entscheiden. Diese Entscheidung ist unverhältnismäßig oft für das weibliche Geschlecht gefallen. Unverhältnismäßig deshalb, weil Frau sich doch fragen muß, in welchem Verhältnis die reale Bedeutung der Frau im Patriarchat zu ihrer in allen Kunstgattungen überragenden Rolle in der Allegorie steht; wieso sie angesichts ihrer gesellschaftlichen Ohnmacht fast alles in der Welt Befindliche, alle geistigen und materiellen Werte, alle Erscheinungen des Lebens über Jahrtausende hin in der Kunst verkörpern können soll?

Diese Fragestellung ist neu in der Kunstwissenschaft. Bisher hat man sich vorzugsweise um die Existenzberechtigung dieser Kunstgattung gestritten. Denn gerade die grundlegende Eigenschaft der Allegorie (wörtlich übersetzt: die, die in Bildern redet), eine deutliche Aussage zu machen, notfalls mit Beischrift, wird von Kunstkritikern als zu literarisch und zu marktschreierisch empfunden. Sie sagen, die bildende Kunst erniedrige sich hier allzu offensichtlich zur Dienerin von Philosophien und Ideologien.² Aber kein Nachdenken darüber, daß auch hinter dem Geschlecht der Allegorien eine Ideologie stecken könnte. Der lapidare Satz aus dem „Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte“ behauptet bislang unwidersprochen: „Das Geschlecht der Allegorien ist beliebig, jedoch richtet es sich – was für die enge Verbindung mit der Sprache kennzeichnend ist – gewöhnlich nach dem Genus der lateinischen Form.“³ Das Geschlecht der Allegorien mit dem lateinischen Genus erklären zu wollen, hieße lediglich die Frage an die Etymologie weiterzuleiten. Ich gehe hingegen von der Annahme aus, daß das Geschlecht der Allegorien keineswegs beliebig ist. Als erster und bisher wohl einziger hat der Sexualpsychologe Ernest Bornemann dies Problem überhaupt gesehen und die weiblichen Allegorien bis an ihre Ursprünge zurückverfolgt. Er beschreibt, wie in den frühen Zeiten des Mutterrechts alles Wissen und alle Macht bei den Frauen lagen, und im Zuge der patriarchalischen Revolution die

Frauen in jahrtausendelangen Kämpfen von den neuen Herren der Welt all dieser Macht, aller Selbstbestimmung und Handlungsfreiheit beraubt wurden.

„Weshalb stellten die Römer dann aber das Recht als Frau dar? Augustus weihte der verkörperten Gerechtigkeit, der Göttin Iustitia, ein Heiligtum und ein Standbild. Auch Ceres, die Fruchtbarkeitsgöttin, wurde vom Patriarchat als Ceres Legifera, als Gesetzgeberin, verehrt. Die leges aere incisae, die in Erz geschriebenen Gesetze, wurden im Tempel der Ceres, nicht in dem einer männlichen Gottheit aufgehoben. Auch die Weisheit wurde sowohl von den Griechen (Sophia) wie von den Römern (Sapientia) als Frau verehrt. Das Bürgertum hat all diese Figuren bis in unsere Tage übernommen.“⁴

Bornemann gelangt zu folgender These über die Funktion von weiblichen Allegorien im Patriarchat:

„Nirgends tritt die Widersprüchlichkeit des Patriarchats deutlicher in Erscheinung als in diesen Gestalten, die aus dem Mutterrecht übernommen worden sind und dem Vaterrecht als Rechtfertigung für die Unterdrückung der Frau dienen; denn wenn man die Frau als Symbol verehrt, entledigt man sich der Pflicht, ihr auch als lebendes Wesen Ehre zu erweisen; wenn man sie als Gerechtigkeit, als Freiheit, als Weisheit symbolisiert, braucht man ihr in der Realität keine Freiheit, keine Gerechtigkeit zu geben und kann ihre Weisheit getrost mit Füßen treten. Hier deckt das Patriarchat also sein schlechtes Gewissen auf und zeigt gleichzeitig, wie man es durch Aufdeckung besänftigt.“⁵

Das Bürgertum hat sowohl die tradierten weiblichen Allegorien übernommen wie auch die neuen Begriffe der Industriegesellschaft in Frauengestalt personifiziert: Ein zunehmender Bedarf an Allegorienschmuck erwächst einerseits aus den repräsentativen öffentlichen Bauaufgaben des 19. Jahrhunderts (Universitäten, Parlamentsgebäude, Justizpaläste, Kunstakademien und viele mehr), andererseits nicht zuletzt durch die Weltausstellungen, in deren Industrie-, Handels- und Verkehrspalästen die Warengesellschaft selbstgefällig ihre Messen des Fortschritts zelebriert und sich dafür auch neue Götzenbilder kreieren muß.

„Naiv-urthümliche Epochen haben mit der Allegorie nichts zu thun. Sie wird aber unentbehrlich den Tagen der Speculation, der philosophischen Weltanschauung, der Theorien. Ihre Wesen sind ein, gewiß ungleicher aber unvermeidlicher, Ersatz für die Gestalten des Glaubens und der morschgewordenen Ideale unmittelbar-naiver Empfindung. In was für einem Zeitalter von beiden wir heute leben, unterliegt keiner Frage. Die Allegorie ist unsrer Kunst ein willkommenes Ausdrucksmittel; sie vermag es, die tausend Begriffe, welche uns ein Culturerbe von Aeonen überliefert,

wie die abertausende unseres eigenen fortschrittlichen Schaffens, in Vorstellungen zu wandeln, mit dem Gewande der Schönheit zu bekleiden.“ So erklärt Martin Gerlach, Herausgeber und Initiator des umfangreichen Sammelbandes „Allegorien und Embleme“, erschienen 1884 in Wien, den Bedarf seines Jahrhunderts an allegorischen Darstellungen als eine Art ‚Religionsersatz‘. Was es bedeutet, wenn in den beiden Bereichen „traditionellen“ und „fortschrittlichen“, Frauen die zentralen Begriffe verkörpern, wird im folgenden Teil an wenigen Beispielen und vor dem Hintergrund der Bornemann-Thesen zu erklären versucht. Dabei wird dem allegorischen Dasein von Frauen jeweils deren Lebenswirklichkeit gegenübergestellt. Ob sich die wirklichen Frauen des bürgerlichen Zeitalters in ihren allegorischen Schwestern wiedererkennen können?

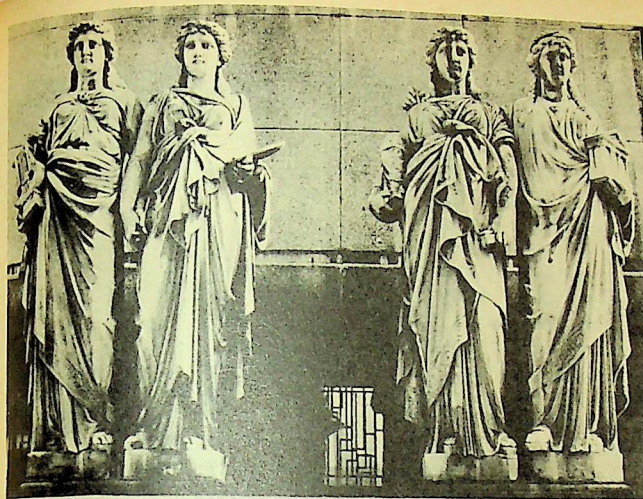
Aus der relativen Zeitnähe und Fortdauer der patriarchalischen und kapitalistischen Entstehungsbedingungen dieser Allegorien lassen sich denn auch aktuelle Bezüge herleiten.

Traditionelle Allegorien der „Kunst“ und „Wissenschaft“: Berufsverbot für die Musen

Die Macht der Musen

Seit der Antike haben Künstler und Wissenschaftler scheinbar ein besonderes Abhängigkeitsverhältnis zu den Frauen; sie wähnen sich angewiesen auf die Eingebungen der neun Musen und denken sich Minerva schützend an ihrer Seite. Ihre verschiedenen Zünfte und Disziplinen werden für sie durch Frauen, teilweise identisch mit den Musen, verkörpert. Nichts weiter als eine galante Verbeugung vor den ‚wirklichen Musen‘ an ihrer Seite, vor den Lebensgefährtninnen und Modellen?

Im Sinne der oben zitierten Bornemann-These fördert der Rückblick in die vorpatriarchalische Vergangenheit von Musen und Minerva Erstaunliches zutage. Die ersteren sind ursprünglich nur drei, später dann neun matriarchalische Göttinnen, eine weibliche heilige Dreifaltigkeit, und kennen keinen Vater: Sie sind Töchter der Mutter Erde und der Luft⁶. Die Musen wissen alles und beherrschen alles. Als sich der Machtwechsel zwischen den beiden irdischen Geschlechtern vollzieht, die Einführung der Monogamie im Interesse der Männer Vaterschaft und damit Vaterherrschaft sichert, werden auch die bis dahin alleinstehenden Göttinnen zu bloßen Gattinnen oder Göttertöchtern degradiert, so auch die Musen von Mutterkindern zu Vaterkindern gemacht, indem Zeus sie einfach adoptiert. Zusätzlich bekommen sie noch einen Mann vorgesetzt, Apollon. Und wie wird er zum ‚musagetes‘, zum „männlichen Priester in einem Frauen-



Musen vor der Kunsthalle, Düsseldorf, (V.l.n.r.: „Musik“, „Malerei“, „Skulptur“ und „Architektur“) Abb. 2

kult“⁷ Der marxistische Althistoriker Thomson vermutet, daß die Einführung von Apollon als Musenführer, „... einem bestimmten Stadium des verfallenden Matriarchats entsprach und den Wendepunkt kennzeichnet, an dem solche Kulte, die früher den Frauen vorbehalten waren, unter die Kontrolle eines männlichen Priesters gestellt wurden.“⁸ Apollon erreichte diese Stellung auf dem Wege der Mimikry:

„Indem er sich als Frau verkleidete . . . Es war die selbstverständlichste Sache von der Welt, daß sich die Männer bei den dionysischen Feiern in Frauenkleider hüllten. Die Kleidung der lydischen Priesterschaft waren eigentlich Frauengewänder. Das darf uns keineswegs überraschen. Wir sollten lieber die Mitren, Stolen und Kuttens des heutigen Klerus mit kritischem Auge betrachten. Auf der ganzen Welt vollzog sich die Übertragung der religiösen Autorität von einem Geschlecht auf das andere auf die Weise, daß sich der Priester wie eine Priesterin kleidete. Der Beweggrund ist zweifelsfrei darin zu suchen, daß man den Tausch als annehmbar hinstellen wollte, indem man vorgab, es habe überhaupt keine Veränderung stattgefunden. Doch es liegt noch etwas mehr darin. Das traditionelle Kostüm war geheiligt, mit Zauberkraften geladen und somit unentbehrlich.“⁹

Auch Athene, Göttin der Weisheit, Schutzherrin der Wissenschaften und Künste, macht eine vergleichbare Entwicklung durch. Aus einer Zeit stammend, wo die Vaterschaft noch nicht anerkannt war¹⁰, eine partheno-

gene Tochter der Metis und prähistorische Muttergöttin¹¹, macht sie im Patriarchat eine Gehirnwäsche im wahrsten Sinne und auf besonders absurde Weise durch, indem nun ein Mann sie geboren haben will, und zwar durch den Kopf: Sie sei in voller Rüstung aus dem Haupte des Zeus gesprochen – so sagt man nun. „Jane E. Harrison nennt die Geschichte der Geburt Athenes aus dem Haupte des Zeus ‘einen verzweifelten theologischen Ausweg, sie von ihrer matriarchalen Grundlage zu befreien’. . . . Danach wurde Athene ein gehorsames Instrument des Zeus und unterdrückte mit voller Absicht ihre Vergangenheit.“¹²

In den folgenden mehr als drei Jahrtausenden bleiben Athene, die Musen und auch alle anderen ehemals mächtigen Göttinnen wie Themis, die zur Iustitia verkommt, auf die ihnen vom Patriarchat zudiktieren Rollen verpflichtet: Bloße Vermittlerinnen zu sein von überzeitlichem Wissen, Verkörperungen von Inhalten, gestaltet nach ausschließlich männlichem Willen; die vertraute weibliche Form wird benutzt, um die neuen patriarchalischen Vorstellungen glaub- und altherwürdig erscheinen zu lassen. Ihre Gestalten und Funktionen unterliegen bis ins 20. Jahrhundert hinein keinen grundsätzlichen Wandlungen; in ungebrochener Tradition üben auch im Industriezeitalter Minerva und die Musen ihren inspirierenden Beruf für Künstler und Wissenschaftler aus.

Die Musen im Bürgerlichen Zeitalter

Wenn Künstler im 19. Jahrhundert freie und angewandte Künste und die Wissenschaften in Frauenleibern personifizieren, sind sie sich sicher ebensowenig wie ein Renaissance- oder Barockmaler der Ursprungsgeschichte, der matriarchalischen Implikationen ihrer Allegorien bewußt. Indem sie die überlieferten allegorischen Frauengestalten unbefragt übernehmen, setzen sie nur die Tradition patriarchaler Vergangenheitsverdrängung fort. Auch im 19. Jahrhundert verbindet sich mit dem Musen-‘Beruf’ das kategorische Verbot, sich in der Realität auf all jenen Gebieten selbständig zu betätigen, die Frauen verkörpern. Drängen sie aber dennoch in künstlerische oder wissenschaftliche Berufe, so wird den Hybriden sehr schnell klargemacht, daß sie nur zur ‘Anregerin’ taugen. Eben diesem Zweck dient auch die kleine Schrift des Kunsthistorikers Karl Scheffler von 1908. „Die Frau und die Kunst“.¹³ Der Verfasser, der durchaus nicht zu den Misogynen gerechnet werden möchte, stellt ein unvergleichliches Kompendium noch heute geläufiger Vor-Urteile über die schöpferische und geistige Impotenz der Frau zusammen: Ihre Kreativität erschöpfe sich im Gebärt; keine der Künste könne sie ausüben, am wenigsten die Architektur und die Musik, gerade der Körpersprache des Tanzes sei sie noch befähigt; Frauen seien so mittelmäßig und dilettantisch, wie die Männer berufen.¹⁴

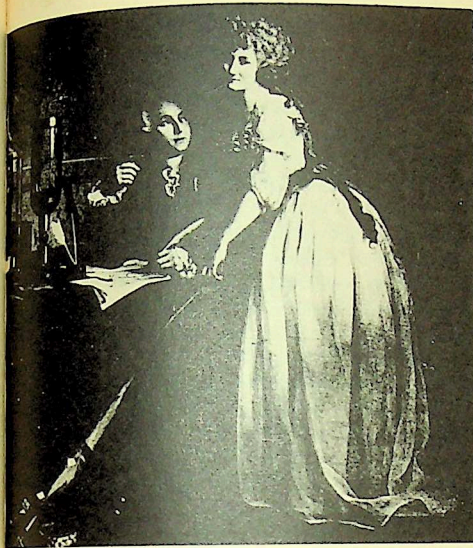
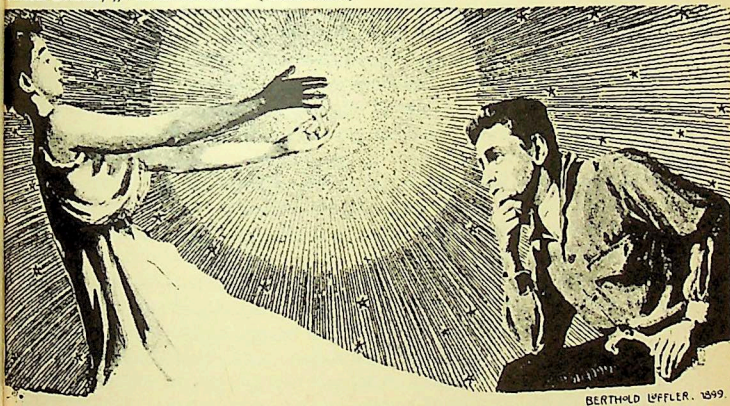


Abb. 3

Jacques-Louis David,
Bildnis des Ehepaars
Lavoisier, 1788

Berthold Löffler, „Wissenschaften“ (Ausschnitt)

Abb. 4



BERTHOLD LÖFFLER. 1899

Daß die Durchschnittlichkeit, das Mittelmaß der Frauenleistungen in der Kunst, will man einmal an männlich gesetzten Maßstäben messen, zwar eine Tatsache ist, aber eine wohl begründbare, soll an einem Beispiel aus der Berufsverbotspraxis illustriert werden: Wenn im vergangenen Jahrhundert Frauen schon das exzeptionelle Glück hatten, an einer Kunstakademie, dem fast ausschließlichen Zugang zum Professionalismus, zugelassen zu werden, blieben sie dennoch von einem ganz essentiellen Lernvorgang ausgesperrt; Linda Nochlin zeigt diesen charakteristischen Teilaspekt von Frauendiskriminierung in ihrer Schrift „Why have there been no great women artists?“ auf: „Das formalakademische Lehrprogramm war in drei qualitativen Stufen aufgebaut: Vom Kopieren von Zeichnungen und Stichen über das Zeichnen nach Gipsabgüssen berühmter Skulpturen hin zum Zeichnen nach dem lebenden Modell. Von diesem letzten Lernstadium ausgeschlossen zu sein, hieß nichts anderes, als von der Möglichkeit ausgeschlossen zu sein, bedeutende Kunstwerke zu schaffen – oder einfach, wie es den meisten der wenigen Frauen geschah, die Künstlerinnen werden wollten, auf die ‘kleineren’ und weniger angesehenen Disziplinen von Porträt, Genre, Landschaft oder Stillleben beschränkt zu werden.“¹⁵

Nochlin fährt fort: „Meines Wissens gibt es keine Darstellungen von Künstlern beim Aktstudium, wo Frauen in einer anderen Rolle als der des Modells vorkämen – ein interessanter Kommentar zu den Besitzverhältnissen: d.h., es ist ganz richtig, wenn eine (natürlich ‘einfache’) Frau sich nackt und als Objekt den Blicken einer Gruppe von Männern aussetzt, aber es ist unerlaubt, daß eine Frau am aktiven Studium und Zeichnen von Männern ODER Frauen teilnimmt, die sich nackt und als Objekt darbieten.“¹⁶

Für die Musen gibt es nur eine einzige rollenkonforme Möglichkeit zur Fleischwerdung: die des Modells. Entsprechend euphemistisch verklärt Scheffler diese Rolle und wertet das Modell zur Muse auf „... in dem übersetzten Sinne, daß die harmonische Geschlossenheit ihres Wesens zur Nacheiferung gereizt hat, daß sie den Künstler unausgesetzt, durch ihre bloße Gegenwart ermahnte, wollend zu werden, was sie willenlos ist. In dieser Stellung zur Kunst, als Anregerin, ist die Frau denn auch unsterblich geworden, während ihre Produktivität von der gerecht urteilenden Zeit gering eingeschätzt wird.“¹⁷

Die Analogie von Modell und Muse im realen wie auch im metaphorischen Sinn deutet weiter auf einen zweiten wichtigen Aspekt: Daß nämlich das Verhältnis zwischen Muse und Mann, wirklich und allegorisch, sich immer zugleich auch nach allen Regeln des patriarchalisch-heterosexuellen Geschlechterverhältnisses abspielt, wo sich der Mann aktiv und als Subjekt, die Frau passiv und als Objekt verhalten.

Schefflers Schrift ist ein Plädoyer dafür, daß diese Verhältnisse auch so bleiben müssen, weil sie ‘natürlich’ sind. Bestechend logisch sein Analogieschluß: Wenn die Frau allen Widerständen zum Trotz doch schöpferisch wird, so wirkt sich das zwangsläufig auch im Geschlechtsleben aus: sie wird entweder hetärisch oder lesbisch, beides die einzigen Formen von Sexualität, die Aktivität auf seiten der Frau erfordern.

„Seht doch diese freudlosen, männlichen, verbitterten Mädchen in der Kunstwerkstatt, hört ihre Gespräche, beobachtet ihr selbstbewußtes und doch lebensmattes Gebahren! Seht, wie sich Ungesundheit und verkehrter Geschlechtsinstinkt immer dreister hervorwagen, wie die Künstlerin an mancher Stelle, durch Not oder Neigung, zur Prostitution gedrängt wird! . . . Darum verwandelt sich die Frau, die den Wettstreit mit dem Mann aufnimmt, so bald in ein unleidliches Zwittergeschöpf. Sie ist nicht mehr reines Gattungswesen und eben darum keine Persönlichkeit; sie schwankt zwischen den Geschlechtsideen der Natur hin und her als eine, die dem ‘dritten Geschlecht’ angehört.“¹⁸

Einmal abgesehen von Schefflers Bewertung enthalten seine Beobachtungen doch einen wahren Kern: Tatsächlich lebten zahlreiche Künstlerinnen auch zu seiner Zeit lesbische Beziehungen, von George Sand bis Käthe Kollwitz¹⁹; und in der Tat kleideten und gebärdeten sie sich oft wie Männer, spielten sie die ‘Hosenrolle’²⁰. Das hat nicht so sehr mit ‘Exzentrik’ oder ‘Perversität’ zu tun, sondern diese Frauen wiederholen nur unter umgekehrten Machtverhältnissen die apollinische Mimikry: Sie schlüpfen nun in die Hosen des herrschenden Geschlechts, um in dieser ‘Tarnung’ eher in der Berufswelt der Männer akzeptiert zu werden, nicht so leicht angreifbar zu sein und vielleicht auch, um stellvertretend durch den ‘Zauber’ des Gewandes etwas von der wirklichen Macht des ersten Geschlechts zu inkorporieren. Die Hosen erfüllen für Künstlerinnen und Wissenschaftlerinnen damit im wesentlichen gleiche Funktion wie männliche Pseudonyme.

Aber alle Anpassung und Mimikry im Streben nach Anerkennung von männlicher Seite brachten nur in den wenigsten Fällen den erhofften Erfolg; „Viele Namen einst berühmter Romanschreiberinnen aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sind klanglos dahingegangen; ihre Namen findet man nur noch in den Biographien der großen Männer, zu denen sie gehören, wie der Efeu zum Baumstamm.“²¹ So überlebte auch die Zeichnerin Madame Lavoisier für die Nachwelt einzig als Gattin des berühmten Naturwissenschaftlers Lavoisier (Abb. 3).

Im „Ehepaarbildnis Lavoisier“ von Jaques Louis David (1788) kommt der Gattin ganz offenbar große Bedeutung zu; soviel spiegelt sich schon in ihrer zentralen Stellung in der Bildmitte. Diese erklärt sich, wenn man



„Hygieia“ (Göttin der Gesundheit). Ausschnitt aus dem allegorischen Gemälde von Gustav Klimt, „Medizin“, 1901

Abb. 5



Abb. 6

Eugene Delacroix,
„La Liberté guidant
le peuple“, 1830

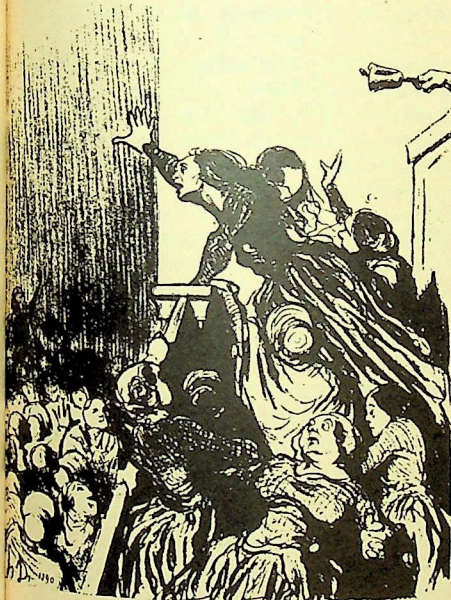


Abb. 7

Honore Daumier,
„Bürgerinnen, es geht
das Gerücht, daß uns
ein Scheidungsrecht
nun doch verweigert
werden soll . . . wir
wollen uns hier zu
einem festen Bund zu-
sammenschließen und
erklären:
Das Vaterland ist in
Gefahr!“ Nr. 1 aus der
Serie 'Die Scheidungs-
rechtlerinnen', 1848

weiß, „... daß Frau Lavoisier eine der zahllosen Schüler im Davidatelier war und ihre künstlerische Begabung als Zeichnerin ganz in den Dienst ihres Mannes stellte. Sie illustrierte seine wissenschaftlichen Werke mit erläuternden Darstellungen.“²²

Wie 'Efeu um den Baumstamm' – in dem auf Madame Lavoisier gemünzten Preisgedicht des Dichters Jean-Francois Ducis findet sich eine ähnlich passende Metapher: „Für Lavoisier, anheimgegeben Eurer Gewalt/ erfüllen Sie das doppelte Amt / der Muse und der Sekretärin zugleich.“²³ Muse und Sekretärin, Ehefrau und Assistentin, aus dieser positiv gewerteten, doppelt getreuen Rollenerfüllung erklärt sich die schmeichelhaft-zentrale Stellung der Madame Lavoisier. Doch auch optisch wird klar, daß nicht ihrer Tätigkeit das Bild gewidmet ist. Der Blick des Betrachters fällt zwar zunächst auf die Frau, – aber nur wie auf die Vorzimmerdame, die einem dann den Weg zum wahrhaft Mächtigen weist; der Blick wandert weiter auf den Mann und die ihn umgebenden wissenschaftlichen Geräte und verweilt dort. Sekretärin und Muse sind sich auch in ihrem Status, in ihrer bloß scheinbaren Machtposition verwandt. Und der Status der Ehefrau hat in diesem Fall der Muse zu einer individuellen Physiognomie verholfen.

Im Lavoisier-Bild wird durch die eheliche Verbindung auch das Inspirationsverhältnis der Muse zum Wissenschaftler als ein erotisch gefärbtes Geschlechterverhältnis gekennzeichnet. Für die Kunst wie für die Wissenschaft gilt gleichermaßen: „Schon in der Antike ist die Inspirationsidee als eine Liebesbeziehung aufgefaßt worden . . . Der Geist vermag sich keinem Objekt in rein theoretischer Betrachtung zuzuwenden, sondern wird vielmehr durch den Eros zu ihm hingetrieben.“²⁴ Diese allegorische Vorstellung geht auch ein in Löfflers Allegorie auf die „Wissenschaften“ (Abb. 4) von 1899.²⁵ Der Wissenschaftler, in zeitgenössischer Kleidung, den Kopf in die Rechte gestützt, ist in die Kontemplation einer Knospe (?) in einem Strahlenkranz versunken, die ihm von einer weiblichen Gestalt in zeitlosem Gewand entgegengehalten wird. Im Verzicht auf erläuternde Attribute kommt die allegorische Aussage durch drei Elemente zustande: Den Mann (als denkendes und handelndes Subjekt), die Frau (als Medium) und die Pflanze im Licht (als pars pro toto der „Natur“ und Gegenstand des naturwissenschaftlichen Erkenntnisinteresses). Dabei scheint die körperlich-direkte Beziehung der Frau zur Pflanze auf eine weitergehende Affinität, ja Identität beider zu verweisen; zur weiblichen Allegorie auf die Wissenschaft tritt hier die weibliche Allegorie der Natur. Denn von altersher verkörpert die Frau beides: Sie ist seit je die Wissende (als Muse beschränkt auf die Funktion der Wissensvermittlung); und in ihr, der Geschichtslosen, verkörpern sich nach idealistischer Anschauung die ewigen, unveränderli-

chen Gesetze der Natur, von der das 'Ewigweibliche' ein Stück ist. So gilt in Löfflers Bild der Natur ebenso wie der Frau das Forschen des Mannes, eine ikonographische Variation auf das Thema „Oedipus und die Sphinx“ – wo die femine eternelle dem Oedipus des Industriezeitalters die ungelösten Rätsel und Probleme des Lebens und der Natur aufgibt – und sich selbst, das 'Rätsel Weib'. Während Symbolisten und Decadents der Jahrhundertwende im Verhältnis des Oedipus zur Sphinx vorzugsweise eine Allegorie auf „... das ewige Problem zwischen dem Mann und der Frau, welche sich nimmermehr fassen können“ sehen²⁶, das 'ewige Problem' des Mannes mit der ständig bedrohten Herrschaft über die Frau wie über die Natur, läßt Löffler offen, ob sein Oedipus die ihm gestellten Rätsel lösen wird.

Ob in Allegorien zur Wissenschaft direkt, in der Gegenüberstellung von Mann und Frau wie bei Löffler, auch der Hinweis auf ein bestimmtes Geschlechterverhältnis gegeben wird oder es sich nur gedanklich assoziieren läßt – immer kontrastiert die Devotion und scheinbare Machtfülle der Frau als Verkörperung der Wissenschaft mit der Realität und macht einmal mehr die Besänftigungsfunktion weiblicher Allegorien klar: denn die reale Situation der Frau im Wissenschaftsbetrieb des 19. Jahrhunderts ist in allen Disziplinen durch Berufsverbot gekennzeichnet. Es ist hier nicht der Ort, den langen Kampf der Frauenbewegungen der Industrienationen um das Frauenstudium darzustellen; auch charakterisiert es die von der männlichen Geschichtsschreibung produzierte 'Geschichtslosigkeit' der Frauen, daß die historischen Quellen zu diesen Ereignissen heute weitgehend verschüttet sind. Stellvertretend deshalb nur einige kurze Beispiele zur medizinischen Wissenschaft:

An den Sockeln von Denkmälern für Medizin-Wissenschaftler, vor und in den medizinischen Fakultäten findet sich zu Hunderten die Medizin in Frauengestalt personifiziert, als „Hygieia“ (Abb. 5). Gleichzeitig werden im letzten Jahrhundert Frauen aus der medizinischen Praxis hinauskatapultiert; Heilkunst und vor allem Geburtshilfe wurden bis dahin hauptsächlich von unstudierten Frauen (und Männern) aus der Unterschicht ausgeübt; vom modernen Medizinstudium an den Universitäten sind sie von vornherein rigoros ausgeschlossen, und nur noch Männer aus dem Bürgertum werden zugelassen.²⁷ Sowie Frauen dennoch den Kampf um Zulassung zum Studium aufnehmen, stoßen sie auf erbitterten institutionellen, psychischen, oft auch physischen Widerstand der Männer. „... Das großdeutsche Kaiserreich . . . war der letzte europäische Staat, der den Frauen die Tore seiner Universitäten öffnete. Während in der Schweiz, in England, Frankreich und Schweden schon in den 70er Jahren des letzten Jahrhunderts Frauen zugelassen waren, konnte der deutsche Reichstag es sich

1893 noch leisten, über eine mit fast 60.000 Unterschriften versehene Petition für die Freigabe des Medizinstudiums zur Tagesordnung überzugehen. . . . Mit der Freigabe der Universitäten war das Ende der Auseinandersetzungen jedoch noch nicht erreicht, sie nahmen nur neue Formen an. So ließ der Berliner Ärzteverein 1901 immer wieder die Schilder von Kolleginnen abmontieren, obwohl sie alle Examina ordnungsgemäß abgelegt hatten.“²⁸

Die Liste der Pressionen und Tricks zur Verhinderung des Frauenstudiums ist lang: „Krankenhäuser und medizinische Hochschulen änderten ihre Zulassungsbedingungen zu dem alleinigen Zweck, Frauen fernzuhalten. Als formaljuristische Mittel nicht mehr halfen, versuchten Medizinstudenten ihre Kommilitoninnen durch körperliche Mißhandlungen und Beschimpfungen zu vertreiben.“²⁹ Noch heute spielt die eigentlich subalterne, 'frauengemäße' Rolle in der Medizin die Krankenschwester, die medizinisch-technische Assistentin: Die Muse des Arztes. Das Ausmaß von Frauendiskriminierung zeigt sich daran, daß Frauen, sobald sie sich einen Platz im bürgerlichen Berufsleben erobert haben, gleich wieder auf ihre Rolle als Muse verpflichtet werden: eine Rolle, die sich nach heutiger Sprachregelung auf den allgemeinsten Nenner 'Assistentin' bringen läßt.

„Freiheit, die sie meinen“

Auch die politischen Begriffe des bürgerlichen Zeitalters werden fast ausschließlich weiblich verkörpert, ob es sich um „Freiheit“, „Republik“, „Demokratie“ oder „Sozialismus“ handelt. Auf Delacroix' Gemälde „Die Freiheit führt das Volk an“ (Abb. 6) beziehungsweise auf seine 'Besänftigungsfunktion' sind schon viele hereingefallen: Noch heute hört man das Argument, die Frau spiele doch da eine hervorragende Rolle, sie sei doch sehr stark und kämpferisch gezeichnet, eine fast androgyne Gestalt. Ja – aber genaueres Hinsehen erweist sie auch schon formal als typische Allegorie. Trotz Gewehr ist sie an dem Geschehen nicht aktiv beteiligt, schwebt sie gleichsam über der rein männlich rekrutierten Kampftruppe, ist ihr das antikische Gewand sicher nicht im wirklichen Gefecht von den Schultern geglitten. Und ihre Androgynität erhöht letzten Endes nur den Reiz, sie zu 'erobern' – dafür finden sich in den literarischen Allegorien auf die Freiheit genügend Hinweise:

„Sie ist eine starke Frau mit mächtigen Brüsten, / mit rauher Stimme und herben Reizen; / dunkelhäutig und feurigen Auges / schreitet sie mit mächtigen Schritten behend einher, / findet Gefallen am Geschrei des Volkes, / am blutigen Getümmel, / am anhaltenden Dröhnen der Trommeln, / am Geruch des Pulvers, am fernen Ruf / der Glocken und der dumpfen Kano-

nen. / Ihre Liebe sucht sie nur beim Volke, / sie überläßt ihren breiten Schoß nur Männern / die ihr an Stärke gleich sind, und will nur umschlungen werden / von blutigen Armen.“³⁰

Oder wie Carducci die „Freiheit“ beschreibt: „Ein hartes Mannweib ist sie; sie fordert harte, / überragende Beweise in der Gefahr wie in der Liebe: / Mitten aus dem Blut ihres Kranzes / blühen die Rosen.“³¹

Ihr ikonographischer Stammbaum läßt die „Freiheit“ auf die Ahnenreihe Athena, Minerva, Bellona und andere zurückführen³², den Typus der 'dèesses armées'. Wie alle diese Stammhüter verstößt sie zwar hinsichtlich ihrer Militanz gegen die Norm weiblicher Wehrlosigkeit, aber sie bleibt eine positiv gezeichnete Gestalt, weil sie wie Athene aus dem Kopf des Zeus ein den Köpfen der Männer entsprungenes Ideal darstellt, eine gehorsame geistige Tochter, mit ihnen für ihre Ziele kämpft und keine eigenen Forderungen stellt – etwa auf ein eigenes Frauenheer. (Frauenheere, die z.B. 1789 durchaus eine wichtige Rolle in der Revolution spielten, haben die Künstler nur zu satirischen Darstellungen gereizt, mögen sie sich noch so bedingungslos in den Dienst männlich bestimmter Kampfziele gestellt haben.) Und weil sie nicht selber und im eigenen Interesse zu definieren versucht, was sie denn nun selbst sei und was sie vielleicht auch für ihr eigenes Geschlecht bedeuten könne.

Sobald die Frauen aber selbst anfangen, Forderungen für sich zu stellen, nach Scheidungsrecht, Wahlrecht, Recht auf Arbeit, wie zur Zeit Delacroix' und besonders zu Zeiten der Revolutionen in Frankreich geschehen, dann holen auch die Künstler sie flugs vom Sockel der Allegorie und des Ideals und verweisen sie als häßliche Megäre 'Frauenrechtlerin' ins Reich der Karikatur: Wie man auf der Lithographie von Daumier (Abb. 7) ganz drastisch illustriert bekommt; Freiheit der Frau, weiblicher Emanzipationsdrang bedeuten ihm und anderen Zeitgenossen Chaos, Libertinage, wütenden Männerhaß, Blaustrümpfigkeit³³. Der Frauenbefreiungsbewegung im 19. Jahrhundert werden keine Allegorien geschaffen und keine Standbilder ihren Heldinnen gesetzt. (Und will sie überhaupt welche?)

Die Frau, die Industrie und die Arbeit

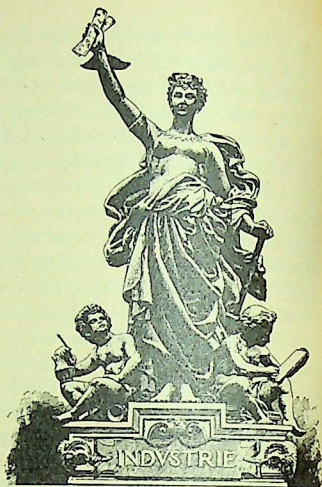
Zum hier abgebildeten Ausschnitt „Neuzeit“ aus einer Allegorie der „Drei Zeitalter“ von Simm (Abb. 8) kommentiert der Herausgeber:

„Eine Bacchantin des Lichts und der Aufklärung erscheint die Neuzeit . . . Hier verschmäht die Neuzeit die Hüllen, die sie wie Vorurteile bewußt abgeworfen. Die Nacktheit des Realismus beleuchtet sie selbst mit hochgeschwungener Verstandesleuchte, die Telegraphenstange vertritt den Thyrsusstab dieser modernen Maenade, gezogene Geschütze, Maschinenräder,



F. Simm, „Neuzeit“ (Ausschnitt aus einer Allegorie auf die 'Drei Zeitalter'), vor 1882

Abb. 8



„Industrie“. Überlebensgroße Statue am Hauptportal des zentralen Ausstellungspalastes, Weltausstellung Paris 1889

Abb. 10



Leonard C. Wyon, Revers einer Bronzemedaille für die erste Weltausstellung in London 1851, mit den allegorischen Personifikationen von „Britannia“, „Industrie“ und den „Vier Erdteilen“

Abb. 9



BERLINER GEWERBE-AUSSTELLUNG · 1896 ·

Guido Froberg, Plakatentwurf für die Berliner Gewerbeausstellung 1896. Die Frau personifiziert sowohl „Berlin“ (Mauerkrone, Bär im Bildhintergrund) wie auch die „Gewerbe“

Abb. 11

Fabrikschlote, chemische Apparate dienen der Gestalt zum Hintergrunde; der Künstler hat mit feinstem Verständnis, beinahe mit Humor, — wenn das Paradoxon gestattet ist, — eine Orgie der — Nüchternheit geschildert.“³⁴

Da die Gestalt der Frau ja ohnehin beliebig ist, erspart die Symbolüberladenheit dieser einen Allegorie hier die abbildliche Vorstellung von Einzelallegorien zu den zentralen Begriffen des Industriezeitalters. Lassen wir also die immer selbe Frau in ihr Attributen-Lager greifen und jeweils nur ein Einzelstück präsentieren, so figuriert sie: mit Fackel als „Ratio“, mit Telegraphenstange als „Elektrizität“, mit Krupp-Kanone als „Kriegswissenschaft“ oder „Krieg“, mit Erlenmeyer-Kolben als „Chemie“, mit geflügeltem Rad und dem Fuß auf der langsamen Schildkröte als siegreich geschwinder „Fortschritt“, mit Zahnrad, Schlot und Pendelregulator als „Industrie“, und endlich, mit dem in Gegenrichtung zum Fackelrausch wehenden Haar, auch noch als das „Weib“ schlechthin . . .

Zu allen diesen Allegorien aufs Industriezeitalter existieren unendlich viele Beispiele, wovon wiederum fast alle weiblichen Geschlechts sind. Die Frage nach der Funktion weiblicher Allegorien soll in diesem Zusammenhang nur an die Personifikationen von „Industrie“ und „Arbeit“ gerichtet werden, und zwar beschränkt im Kontext und Wirkungszusammenhang mit Industrie- und Weltausstellungen. Denn dort findet die Frau als Verkörperung neuzeitlicher Errungenschaften, die Allegorie im 19. Jahrhundert überhaupt ein immens weites Betätigungsfeld, und ihre repräsentativen Aufgaben.

Nur ausnahmsweise wird *die* Industrie männlich verkörpert, obwohl sich mindestens für die Metall-Industrie doch die humanistisch-gelehrte Assoziation mit dem Schmiedegott Vulkan geradezu aufgedrängt haben müßte — wie sie auch in Ausnahmefällen realisiert wurde.³⁵ Einem halbwegs traditionell legitimierten Typus kann jedoch auch die weibliche Indu-

strie-Allegorie noch angelehnt werden: dem der webenden „Frau mit Spindel“, im ursprünglichen Verständnis ein Sinnbild des Gewerbe-Fleißes, also die 'Industria' im Wortsinn³⁶. In dieser Form erscheint sie auf dem Revers einer Bronzemedaille von Leonard C. Wyon für die erste Weltausstellung in London 1851 (Abb. 9). „Industrie“, vor Britannia kniend und von ihr bekränzt, ist nicht nur durch den Spinnrocken in ihrer Linken ausgewiesen, sondern auch durch die Inschrift im Haarband und den Bienenkorb, wie er als weiteres Symbol des (Industrie-) Fleißes zwischen den Füßen der beiden Frauen sichtbar wird. Hinter der Industrie die weiblichen Allegorien vierer Erdteile³⁷. Spielt sich auch im allegorischen Bereich solcherart das gesamte Weltgeschehen unter Frauen ab, so weiß doch ein Weltausstellungsbesucher im 19. Jahrhundert, wie wenig realistisch diese Figuren zu nehmen sind – selbst wenn sie wie jene Allegorie der Industrie auf der Weltausstellung 1889 in Paris (Abb. 10) das Hauptportal des zentralen Ausstellungspalastes in Überlebensgröße flankieren³⁸, oder wenn sie auf den Plakaten zur „Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896“ (Abb. 11) zum Besuch der Ausstellung auffordern.³⁹

Um zu einer Aussage über die Rolle und das Geschlecht dieses Allegorientypus zu gelangen, will ich kurz darstellen, welches Bild von der Rolle der Frau für die Volkswirtschaft einem Weltausstellungsbesucher im vergangenen Jahrhundert vermittelt wird⁴⁰; das geschieht einerseits vermittelt durch die sogenannten „Frauenpaläste“, wie sie auf einigen Weltausstellungen installiert sind, andererseits durch die Art und Weise, wie dort (und grundsätzlich) der Begriff „Arbeit“ personifiziert wird im Gegensatz zu dem der „Industrie“ – nämlich männlich.

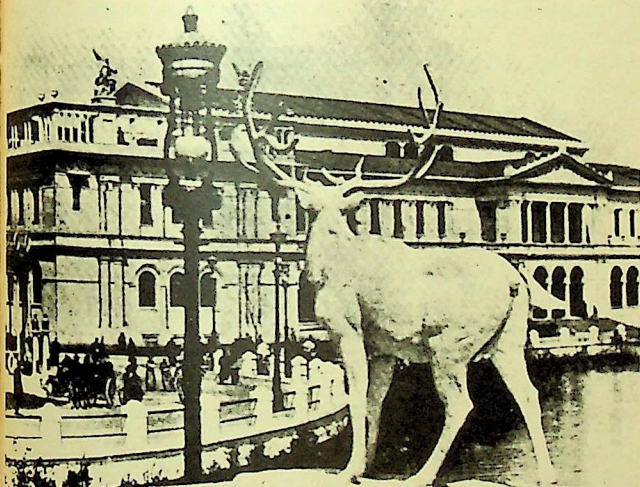
1. Zu den 'Frauenpalästen'

Im 19. Jahrhundert steckt in fast jedem der auf Industrie- und Weltausstellungen gezeigten Produkte auch Frauenarbeit. „Die Zahl der in den Fabriken beschäftigten Frauen stieg absolut und relativ während des ganzen (ersten) Halbjahrhunderts; 1816 waren etwa fünfmal mehr Männer als Frauen beschäftigt, dreißig Jahre später waren es nur noch dreieinhalbmal so viele.“⁴¹

1882 sind es nur noch zweieinhalbmal so viele (24 % der weiblichen Bevölkerung sind erwerbstätig gegenüber 60 % der männlichen), 1907 nur noch zweimal so viele Männer wie Frauen (61 % der männlichen, 30,37 % der weiblichen Bevölkerung sind erwerbstätig).⁴² Allerdings sind die Frauen nicht unter den gleichen Bedingungen erwerbstätig wie die Männer; für sie wird oft der Ledigenstand zur Bedingung für ein Beschäftigungsverhältnis gemacht, und sie erhalten bei gleicher Arbeitszeit und Tätigkeit in der

Regel nur ein Drittel vom Männerlohn. (So können sich unendlich viele Frauen nur durch Nebenerwerb das Existenzminimum sichern: durch die Prostitution. Es werden geschätzt für das Ende der 60er Jahre des letzten Jahrhunderts in London ca. 80.000, 1889 in Paris 120.000, 1890 in Berlin mindestens 50.000 Prostituierte!⁴³)

Beziehen wir diese Fakten in die Betrachtung weiblicher Industrieallegorien mit ein, so sind sie angesichts der bedeutenden Rolle der Frau für die Industrie keineswegs in Zusammenhang mit einem 'Berufsverbot' in der Realität zu bringen – im Gegenteil, entsprechend den obengenannten Zahlen würden Frauen mit einem gewissen Grad von 'Berechtigung' die Industrie verkörpern. Trotzdem: Sie verkörpern die Industrie im Kontext mit der bürgerlichen Ideologie von der ausschließlichen Berufung der Frau zur Hausfrau und Mutter, wie sie in Männer- und Frauenköpfen aller Klassen (bis heute) als Leitbild herrscht⁴⁴. Das heißt, die weiblichen Allegorien sollen natürlich nicht als ein Hinweis auf oder eine Huldigung an die Rolle der Frau in der Industrie verstanden werden – ebenso, wie gerade auf den Weltausstellungen diese tatsächliche Rolle der Frau in der Produktion nicht zur Darstellung gelangt. Paradoxerweise dient die Einrichtung



Das Frauengebäude auf der Weltausstellung in Chicago 1893. Architektin: Sophia Hayden
Abb. 12

von Sonderausstellungen von Frauenarbeiten, von 'Damenpavillons', 'Woman's Buildings' oder 'Frauenpalästen' genau diesem selben Zweck der Verschleierung: Bis 1893 wird in und mit ihnen der Glanz traditioneller, konservativer Leitbilder aufpoliert. So heißt es im „Programm für die Ausstellung von Frauenarbeiten auf der Wiener Weltausstellung“ des Jahres 1873:

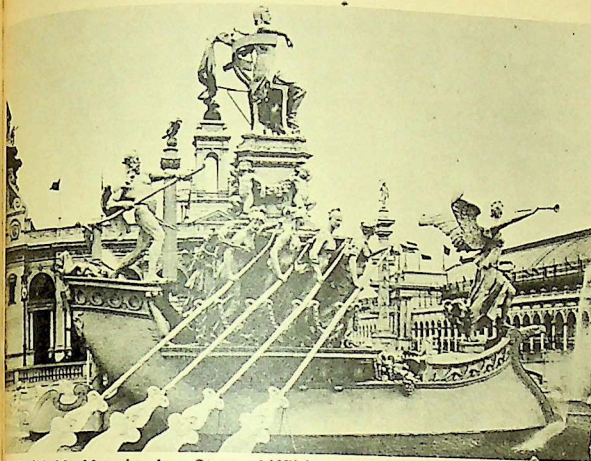
„Die Ausstellung der weiblichen Arbeiten umfaßt ALLE GEBIETE DER FRAUENARBEIT im weitesten Sinne des Wortes, und zwar:

- a) Die Ausstellung der Schulen für das weibliche Geschlecht.
- b) Die Ausstellung der Frauenarbeit, als: nationale oder sonst dem Orte eigenthümliche und nicht für den Weltmarkt bestimmte Hausindustrie.
- c) Die Ausstellung von vorwiegend industriellen Frauenarbeiten auf dem Gebiete der Weiss- und Buntstickerei, der Blumenfabrikation und anderer Industriezweige, gleichgiltig, ob diese Arbeiten Dilettantenarbeiten sind oder fachgemäß betrieben werden;
- d) die Ausstellung von Frauenarbeiten auf dem Gebiete der zeichnenden Künste, Malerei und Plastik . . .
- e) Die Ausstellung der literarischen Productionen der Frauen.

Der Zweck dieser Ausstellung ist: Von der Thätigkeit des weiblichen Geschlechtes . . . ein umfassendes Bild zu geben, die Bedeutung der Frauenarbeit auf pädagogischem, volkwirtschaftlichem, künstlerischem und literarischem Gebiete in das volle Licht zu stellen und dadurch eine Grundlage zu gewinnen für Reformbestrebungen auf dem Gebiete des weiblichen Unterrichts. Der Zweck dieser Ausstellung ist also ein pädagogischer und volkwirtschaftlicher; sie hat mit den nebulösen Frauen-Emancipationsideen der Gegenwart nichts zu schaffen.“⁴⁵

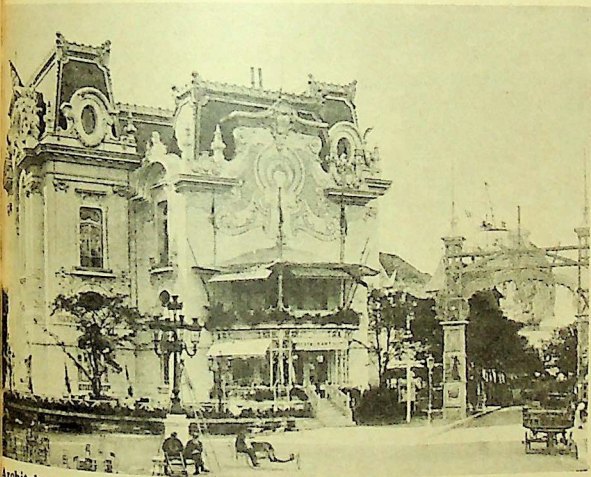
Auf der Weltausstellung 1893 in Chicago, aber auch nur auf dieser, werden andere Töne angeschlagen: Auf Betreiben von Susan B. Anthony, einer führenden amerikanischen Frauenrechtlerin, wird zur Organisation eines 'Woman's Building' auf der Ausstellung ein 'Board of Lady Managers' eingesetzt; schreibt dieses Board einen Architektinnen-Wettbewerb (den wohl ersten und einzigen bis heute) für den Bauentwurf aus; gelangt der mit dem ersten Preis ausgezeichnete Entwurf der 22jährigen Architektin Sophia Hayden aus Boston zur Ausführung; eröffnet die Präsidentin der 'Damenbehörde', Mrs. Bertha Potter Palmer, die Ausstellung mit den Worten:

„Von allen Ungerechtigkeiten ist keine so grausam und unduldbar wie die Stellung, welche der Frau in der Frage der Selbsterhaltung zuertheilt ist. Jahrhunderte ist ihr Menschenrecht kühl verneint worden. Wenn die Männer eine gerechte Volkswirtschaft nicht mehr führen können, dann sind



Frederick MacMonnies das „Staatsschiff“ im „Kolumbischen Brunnen“, Weltausstellung Chicago 1893

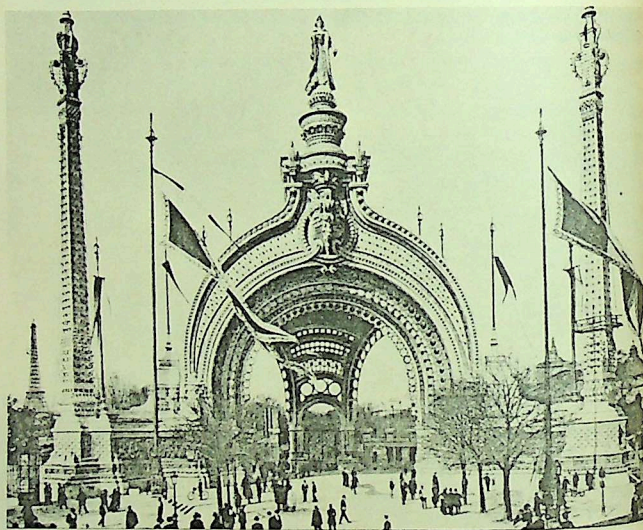
Abb. 13



Architektur als Allegorie: Der Frauenpalast auf der Pariser Weltausstellung 1900 – „Liebenswürdige Weiblichkeit in Stuck und Stein“. Architekt M. Poutremoli

Abb. 14

die Frauen eben auf sich selbst angewiesen. Wir kennen die Predigt, das des Weibes Stätte das Heim ist, denn ihr Mitbewerb auf dem Gebiete der körperlichen Arbeit ist eine Drohung für die Männer. Es ist auch der Einwand erhoben worden, ob eine Ausstellung des Wirkens der Frau nicht unheilvoll gegen den Grundsatz wirken könne, daß die Frau für das Haus und die Familie geschaffen ist. Wir wollen hier gleich sagen, daß die Stellung der Frau als Haupt eines Heims und einer Familie die schönste und glückreichste ist. Wenn jede eine solche hätte, dann könnten keine in die dumpfen Fabriken gelockt werden. Der Stand des Arbeitsmarktes der ganzen Welt beweist aber, daß die Frau zur Arbeit gezwungen ist und zwar der weitaus größere Teil der Frauen; sie müssen arbeiten oder verhungern und weil sie arbeiten müssen, müssen sie sich zu den elendsten und erniedrigendsten Arbeiten hergeben. Deshalb müssen wir uns von dem Feld der edlen Mutter und der höheren Töchter abwenden und Schutz für den nackten Kummer der Wirklichkeit suchen.“⁴⁶



Haupttor zur Weltausstellung Paris 1900 von Binet. Rechts und links vom Eingang die beiden allegorischen Friese „Arbeit“ von Guillot

Abb. 13

Einrichtung und Ausstellungsgegenstände im Chicagoer Frauengebäude (Abb. 12) scheinen aber bestenfalls vom 'domestic feminism' geprägt und sich doch hauptsächlich wieder am Interesse der „edlen Mutter und der höheren Töchter“ zu orientieren, bestenfalls karitativ-sozialreformerischen Ansätzen verpflichtet zu sein: Wir finden da unter anderem Musterhospital, Musterkindergarten, Musterküche, Ausstellungen von Besserungs- und Mildtätigkeitswerken⁴⁷; so dient selbst dieser Bau trotz seiner relativ vielversprechenden Entstehungsgeschichte letztendlich nichts anderem als der Kanalisierung der in den Vereinigten Staaten damals gerade sehr starken Frauenbewegung.

Im übrigen wird (natürlich) in Chicago traditionell weiterallegorisiert, auch am Frauengebäude: dessen Dach bekörnen die „Opferbereitschaft“, die „Nächstenliebe“, die „Tugend“ und die „Weisheit“, vier weibliche Allegorien von der Hand der kalifornischen Künstlerin Alice Rideout.

Und das Staatsschiff im monumentalen „Kolumbischen Brunnen“ (Abb. 13), auf der die Verkörperung des Staates Columbia thronend einherfährt, wird steuerbord gerudert von „Musik“, „Architektur“, „Skulptur“ und „Malerei“, backbord, von „Ackerbau“, „Wissenschaft“, „Industrie“ und „Handel“ – acht Frauen; das Steuer aber führt die „Zeit“, ein Mann⁴⁸.

Ein ähnliches Placebo wird dem emanzipationswütigen weiblichen Geschlecht mit dem Frauenpalast auf der Pariser Weltausstellung 1900 verabreicht (Abb. 14 und 15). Keine Spur mehr von der zumindest verbalen amerikanischen Militanz – strahlt doch nun bereits das Gebäude weibliche Anmut aus: „Der Architekt, M. Poutremoli (hier ist es schon wieder ein Mann! d. Verf.), hat es verstanden, die Grazie und den Reiz lebenswürdiger Weiblichkeit in Stuck und Stein zu verkörpern.“⁴⁹ (Hier also einmal ein Gebäude als Allegorie: auf die lebenswürdige Weiblichkeit.) Die Berichterstatteerin Anne St. Cere ist voll des Lobes:

„Ferner bieten hier Ausstellungen von Toilettengegenständen und neuen hygienischen Artikeln einer koketten, modernen Frau Anregung und Gelegenheit zu angenehmen und nützlichen Einkäufen.“

In den hohen Parterräumen dagegen befinden sich Schaukästen mit Frauenarbeiten verschiedenster Art: Malerei, Bildhauerei, Stickerei, Schneiderei, kunstgewerbliche Gegenstände, Mode usw., kurz alles was Frauengeist und Frauenhände erfinden und schaffen . . . (es finde sich hier auch der) . . . eleganteste aller Frauenclubs, der ganz besonders für die fremden ohne männlichen Schutz reisenden Damen ein fast unentbehrlicher Zufluchts- und Erholungsort sein wird . . . Sämtliche die Frauenfrage betreffenden Kongresse sollen selbstverständlich im Palais de la femme abgehalten werden, außerdem sind Vorträge über Kindererziehung, Hygiene und

Medizin in Aussicht genommen. Koch- und Haushaltungskurse stehen ebenfalls auf dem Programm, das sich die Direktion dieses originellen Unternehmens gestellt hat. Es gehört wirklich mit zu den Triumphen des Feminismus, daß man den Frauen in dem großen Reiche des Fortschrittes, das die Ausstellung bietet, einen so bevorzugten Platz eingeräumt hat. Nur der immer mehr wachsende Geist der Unabhängigkeit bei den Frauen konnte die Idee zu diesem reizvollen Heim erwecken und zur Ausführung bringen.“⁵⁰

Daß die Verfasserin ein Gebäude diesen Inhalts nicht anders als einen „Triumph des Feminismus“ bezeichnen kann, gehört mit in die unendliche Reihe der Triumphe des Patriarchats.

2. Zu den Allegorien der „Arbeit“

Wie wenig die Frau als ARBEITENDES Individuum wahrgenommen wird (einmal ganz abgesehen davon, daß die Haus-Arbeit per definitionem keine ist), gerade auch als ein körperlich arbeitendes und leistendes, erweist sich am Vergleich mit den Allegorien zum Begriff „Arbeit“: denn immer wird im Gegensatz zur „Industrie“ die „Arbeit“ männlich verkörpert. Als Beispiel hier die beiden Flügel eines keramischen Frieses von Guillot mit dem Titel „Arbeit“ (Abb. 16). Die zwei monumentalen Frieze – mit überlebensgroßen und zudem farbigen Figuren – waren in den beiden Portalgewandungen des Haupteingangstores zur Pariser Weltausstellung 1900 eingelassen und geleiteten den Besucher quasi in die Ausstellung⁵¹. Diese Darstellung meint nichts anderes, als daß hier die Werktätigen aller Berufe ihre Arbeitsprodukte (als gehörten sie ihnen!) auf den Markt der Weltausstellung tragen. Genauer gesagt: die *arbeitenden Männer* und *männlichen Kinder* – denn unter allen Gestalten in beiden Frieshälften findet sich keine einzige Frau. Diese Allegorie ist eine Hommage an die körperliche Arbeit, und weil auch die niedrigste körperliche Arbeit noch immer symbolisch die Werte von Stärke, Aktivität und Potenz impliziert, diese Eigenschaften aber das herrschende männliche Geschlecht für sich reklamiert, kann Arbeit nicht anders als männlich personifiziert werden. Auch von daher kommt es wohl, daß immer wieder einige wahrscheinlich muskelschwache (und damit eigentlich un männliche) Kopfarbeiter sich für muskelstrotzende proletarische Männer begeistern; Ford Madox Browns machistische Beschreibung zu einem seiner Hauptwerke, „Arbeit“ von 1852–1865, ist ganz aufschlußreich (Abb. 17):

„... und da ich täglich den britischen Straßenarbeiter . . . im vollen Schwung seiner Tätigkeit sah (mit seinem *männlichen* und malerischen Aufzug und mit *der glühend gebräunten Haut*, welche die Arbeit in der



Oben: Guillot, „Arbeit“. Frieze am Hauptportal zur Weltausstellung Paris 1900. Die durchweg männlichen Arbeiter sind im Original überlebensgroß – Unten: Ford Madox Brown, „Arbeit“, 1852–1865

Abb. 16/17



Abb. 18
Walter Crane,
„Der kapitalistische
Vampir“, 1886

heißen Sonne verleiht), schien er mir der Aufmerksamkeit eines englischen Malers mindestens ebenso würdig wie der Adriaftischer, der Bauer aus der Campagna oder der neapolitanische lazzarone. Allmählich entstand aus dieser Idee das heutige „Work“, mit dem britischen *Erdarbeiter im Zentrum, als äußerlich sichtbarem Zeichen für Arbeit. Hier sieht man den jungen Arbeiter in der Pracht männlicher Gesundheit und Schönheit; den starken, voll entwickelten Arbeiter, der sein Werk vollbringt und sein Bier liebt; den egoistischen alten Junggesellen, mit stämmigen Gliedern und vielleicht eine Idee zu zäh in jenen Regionen, wo sich das Mitgefühl aufhalten soll; den Arbeiter von animalisch starker Natur* . . .“⁵²

Tatsächlich kommt im Zusammenhang mit Browns Begriff von „Arbeit“ keine arbeitende Frau in seinem Gemälde vor.

Ein weiteres Beispiel aus der Vielzahl der möglichen, und aus bestimm-

tem Grund: Walter Crane, Praeraphaelit wie Ford Madox Brown, zeichnete 1885 „Der kapitalistische Vampir“ (Abb. 18). Eine weiblich inkarnierte Engels- bzw. Genius-Gestalt des „Sozialismus“ sucht die im Schlaf vom kapitalistischen Vampir ausgesaugte männliche „Arbeit“ aufzuwecken⁵³. Dies Blatt führe ich auch deshalb an, weil es jüngst zu neuer Publizität gelangte und damit weiterweist auf die bis heute nicht abgerissene Rezeption allegorischer Darstellungen, die in ihr enthaltene Problematik und auch Aussagekraft über das jeweilige Geschichtsverständnis: Cranes Zeichnung wurde in unveränderter (sprich: unkritischer) Form vom Sozialistischen Frauenbund Berlin West für ein Plakat zum Internationalen Frauentag 1976 verwendet⁵⁴.

Noch einmal soll der oben schon mehrfach bemühte Scheffler zu Wort kommen; er sagt über die (auch körperliche) Arbeit der Frau:

„Das Mädchen wird von ihrer eigentlichen Natur fort und in die ausgetretenen Wege der männlichen Tätigkeit gedrängt . . . Mit Recht fürchtet die Frau sich mehr als der Mann vor der sozialen Deklassierung. *Den Mann ehrt schließlich jede Arbeit*, wenn er sie gut zu vollbringen versteht; denn indem er das tut, *gewinnt er immer in irgendeiner unmittelbaren oder mittelbaren Weise Herrschaft*. Und das zu wollen, ist sein Schicksal. Er baut am Ganzen mit. Die Frau aber gewinnt selten etwas anderes als den Arbeitslohn; ihre Tätigkeit ist *Ideenlos* im Sinne der Allgemeinheit.“⁵⁵

Daß Industrie-Allegorien im Funktionszusammenhang mit der (ideologisch erforderten und erwünschten) Täuschung über die wirkliche Rolle der Frau in der Industrie stehen, ist in der Analogie zur Rolle der speziellen Frauenausstellungen auf Weltausstellungen deutlich geworden, die nur der Propagierung eines konservativen Frauenideals dienen; daß das weibliche Geschlecht der Industrie-Allegorien keineswegs beliebig ist, erweist sich im Gegensatz zu den männlichen Allegorien der „Arbeit“. Diese ist immer nur als eine bestimmte Tätigkeit vorzustellen, als 'allégorie réelle' zu verkörpern, mit naturalistischen Zügen; denn noch die niedrigste körperliche Arbeit, wird sie nur von Männern ausgeführt, wird dadurch selbst mit den auratischen Zügen männlicher Qualitäten umgeben und kann nur in männlicher Gestalt in die ferne Höhe der Allegorie gehoben werden. Industrie aber, in der herrschenden Ideologie mit den positiven Begriffen von Fortschritt und Reichtum (ebenfalls in Frauen personifiziert!) verbunden, kann und muß weiblich verkörpert werden: in der Frau als beliebig füllbarer Leerform passiver Repräsentanz, als verkörperndem Körper ohne Eigenexistenz, als Leerform für Ideale schlechthin⁵⁶.

Fleisch und Eisen

Wurde in den bisher betrachteten Allegorien das erotisch-sexuelle Moment des Frauenkörpers nur als eine Art 'Verkaufshilfe', als ein Element unter anderen, den Begriffen verdungen, so verselbständigt es sich in einer anderen Gruppe von Allegorien, und unterliegt nun selbst der Allegorisierung. Es sollen zwei Allegorien zum Begriff der „Sexualität“ befragt werden, in der diese in ganz spezifischer, dem Industriezeitalter adäquaten Weise symbolisch ausgedrückt wird: In der Paarung von Frau und Maschine, oder gleichbedeutend, aber metaphorischer, in der von „Fleisch und Eisen“. Und so hat auch Georg Scholz sein Bild benannt (Abb. 20), 1923 entstanden und der deutschen 'Neuen Sachlichkeit' zuzuordnen⁵⁷; neben jenem Werk überrascht die etwa zwanzig Jahre früher entstandene „Allegorie auf die Maschine, die die Männer verschlingt“ (Allégorie sur la machine dévoreuse des hommes, Abb. 19) des französischen Malers Jean Veber allein schon durch formale Kongruenz mit dem Scholz-Bild: Jeweils in der rechten Bildhälfte die Maschine mit großem Schwungrad, im linken Bildteil je nackte, dämonisch lächelnde Frauen, die in einer geheimnisvoll-intensiven Beziehung zu diesen Maschinen zu stehen scheinen; einzelne Lichtkegel aus Quellen von außerhalb des Bildes betonen das Magische der Szenerie⁵⁸.

Welche Assoziationen lösen Frau/Fleisch und Eisen/Maschine beim Betrachter aus, welchen allegorischen Sinn ergibt ihre Paarung? Zeitgenossen der beiden Maler haben keine Mühe, Verwandtes in beiden Bildelementen zu entdecken, beziehungsweise ihre symbolische Affinität zu beschreiben.

Eduard Fuchs, der Kunstsammler und -kritiker, äußert sich 1906 zu Vebers Bild in einem Kapitel über die Sexualität der Frau – oder besser, über ihre eigentliche naturgemäße Asexualität und Passivität im Geschlechtsleben sowie den Typ der männerzerstörenden, aktiven, abnormen Frau⁵⁹. Letzteren beschreibt er am Beispiel von Vebers Bild ganz emphatisch: „Symbol der unheimlichen, geheimen Kraft der Maschine, die alles zermalmt, was ihr in die Räder kommt, was die Wege ihrer Kurbeln, Stangen und Riemen kreuzt, oder was gar sinnlos vermessen in ihre Speichen greift, – das ist das Weib. Aber auch umgekehrt: Symbol des männerwürgenden Minotauruscharakters des Weibes ist die Maschine, die kalt und grausam ohne Rast und Ruh' Hekatomben von Männern opfert, als wären sie ein Nichts!“⁶⁰

Fuchs' Interpretation erklärt Weib und Maschine zu allegorischen Synonymen, wobei ihm aber die Maschine hauptsächlich zur Erklärung des weiblichen „Minotauruscharakters“ dient. Und auch mir scheint das Bild, obwohl als „Allegorie auf die Maschine“ betitelt, doch auf die Sexualität zu zielen, ja auf den Geschlechtsakt selbst. Dieser Akt spielt sich auf

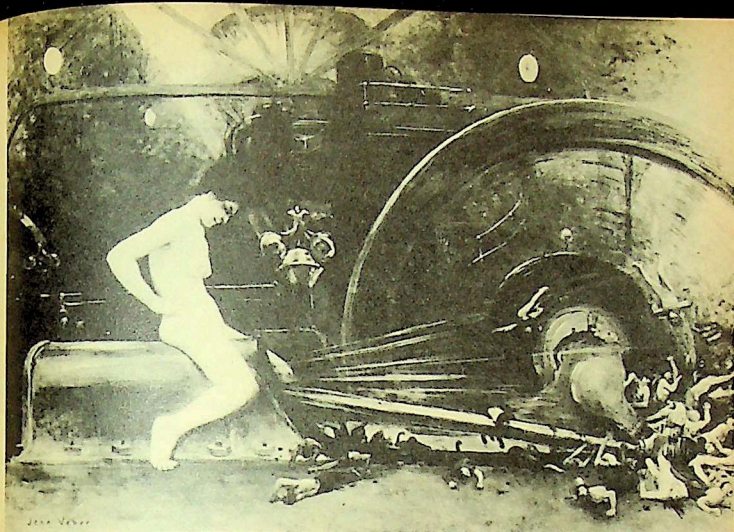
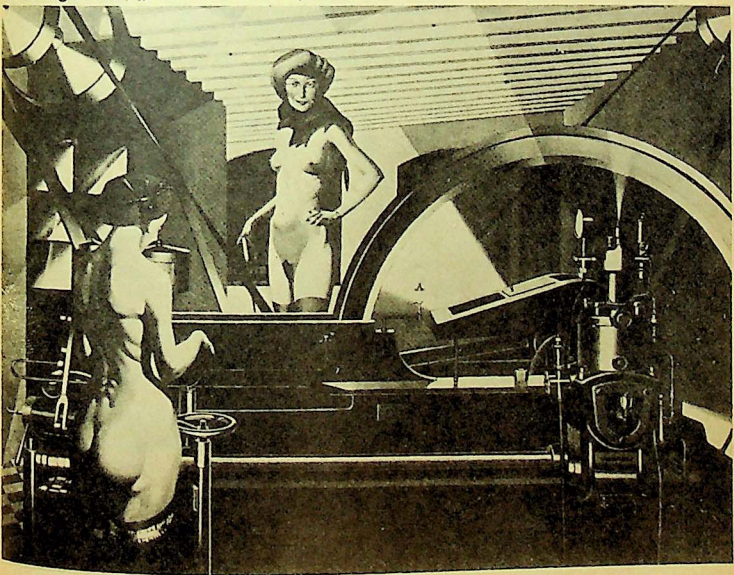
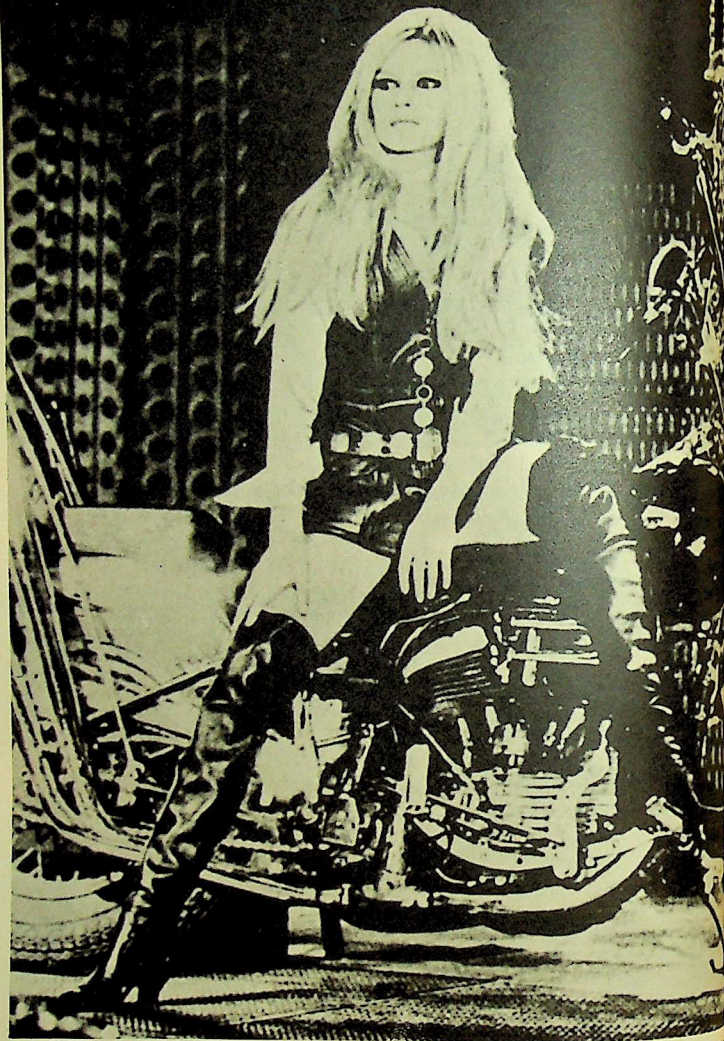


Abb. 19
Jean Veber, „Allegorie auf die Maschine, die die Männer verschlingt“, um 1900

Abb. 20
Georg Scholz, „Fleisch und Eisen“, 1923





Brigitte Bardot und die 'Maschine', Poster, 1967

Abb. 2

zwei Bühnen gleichzeitig ab: Einmal sinnlich-konkret, quasi naturalistisch inszeniert zwischen dem Riesenweib und den zwerghaften Männern; zum zweiten dann hintergründig auf einer metaphorischen Bühne, auf der Schwungrad und Pleuelstange mit dem männlichen Glied, der Lagerstuhl links mit der Vagina und die Bewegung der Maschine mit der Koitusbewegung assoziiert werden können. Tiefenpsychologisch ließe sich die Interpretation noch weitertreiben: als eine Allegorie auf die Sexualangst der Männer im Patriarchat, Angst vor der entfesselten weiblichen Potenz, vor der Vagina Dentata, vor der Kastration durch die Frau⁶¹. Einen symbolischen Geschlechtsakt erblicken Zeitgenossen desgleichen in Scholz' „Fleisch und Eisen“, „... in jener aufregenden Kopulation blanker Nudität zu einer durchgeschliffenen Vision dessen, was unsere Welt bewegt ...“⁶² Und das, obwohl Scholz dem Auge und Assoziationsvermögen eines Betrachters lange nicht so eindeutig lesbare Hinweise auf einen allegorischen Koitus gibt wie Veber. Heutige Kunstwissenschaftler betonen an Scholz' Bild allerdings verstärkt die technikkritische Komponente; Scholz übe „... systemimmanente Kritik an der Technisierung im Spätkapitalismus und an der Entfremdung von Mensch und Maschine, d.h. nur die Technik im allgemeinen wird dämonisiert.“⁶³ Diese Kritiker wiederum spielen die Bedeutung der Technik zu sehr auf Kosten der Bedeutung der Frauen hoch; denn warum wird wohl die „Entfremdung zwischen Mensch und Maschine“ ausgerechnet durch Frauen symbolisiert? Nicht übersehen darf man auch den Hinweis auf sexuellen Fetischismus in den Boas, schwarzen Strümpfen und Strapsen der beiden Frauen⁶⁴. Man könnte Scholz zumindest ein ambivalentes Verhältnis zu „Fleisch“ und „Eisen“ unterstellen, daß sich ausdrückt einerseits in der Warnung vor der Maschine wie vor der Frau, andererseits durchaus in einem Angezogensein von den unterstellten magischen Kräften beider, – daß sich für ihn beide, jenseits aller Kritik oder Satire, auch als Faszinosum gegenseitig zu potenzieren scheinen.

Dabei werden Fleisch und Eisen, Frau und Maschine weder bei Scholz noch bei Veber miteinander identifiziert; sie lassen sich überhaupt nur zur Allegorie verbinden, weil sie in Bezug auf die Sexualität Vergleichbares symbolisieren können: Bei den Maschinen ist es das Automatische, scheinbar Selbsttätige⁶⁵, die Aktivität ihrer Bewegung, die sie dem Phallus vergleichen lassen; dem 'dämonischen' Phallus, der durch sein 'Eigenleben' immer wieder dem Mann bewußt macht, daß er mit all seiner Ratio doch seinen Trieb nicht beherrschen kann und durch ihn in ein zwanghaftes Abhängigkeitsverhältnis zum anderen Geschlecht gerät. So projiziert er die unbesiegte Macht seines Triebes in die Frau und behauptet nun, ihre 'Weibermacht' verführe ihn (wie Evas Apfel) und mache ihn sexuell abhängig.

Den hetärischen femmes fatales wird unterstellt, daß sie sich die phallische Kraft und Aktivität der Maschinen aneigneten, daß sie Gewalt gegen Männer ausüben würden, statt sich vergewaltigen zu lassen.

Fuchs wehrt sich gegen diese Allegorien von einem Geschlechterverhältnis, wo die Macht von der Frau ausgeübt wird. Er zählt zwar Vebers Bild unter die „... Dokumente des sittlichen Ernstes ihrer Schöpfer, aber darum darf man sich von der Tendenz, die solche Blätter gerade heute häufig provoziert, doch nicht irreführen lassen. Im Weibe stets das Dämonische zu sehen und jedes Weib mysteriös zum unlösbaren Rätsel hinaufzuschrauben, ist nicht das Resultat tieferen Eindringens in die Dinge, sondern im letzten Grunde der Ausweg des Unvermögens niedergehender Weltanschauungen.“⁶⁶

Trotz Fuchs' berechtigter Warnung vor idealistischer Mystifizierung dokumentiert die Paarung von Frau und Maschine zweierlei entfremdete Verhältnisse: Zwischen den Produzenten aller Güter und den Produktionsmitteln einerseits, und zwischen den Geschlechtern andererseits; die beiden hier besprochenen Bilder drücken die Angst derer aus, die die Ursachen der Entfremdung nicht erkennen wollen oder können und beschreiben in für sie konsequenter Weise das Selbsttätige, letzten Endes Unkontrollierbare, das den Maschinen (bzw. dem Phallus) anhaftet, den Geschöpfen und Kultobjekten der Männer, wie auch den Frauen, im Patriarchat auch Geschöpfe und Kultobjekte der Männer, ob sie nun als Huren vorgestellt werden oder Heilige. Immer droht die Gefahr, daß sie sich dem Willen, der Ratio ihrer Schöpfer entziehen, wirklich selbsttätig, aufständisch werden. So drücken die Allegorien von Frau und Maschine, bezieht man sie auf die Sexualität, auch eine reale, berechtigte Angst aus: die Angst der Sklavenhalter.

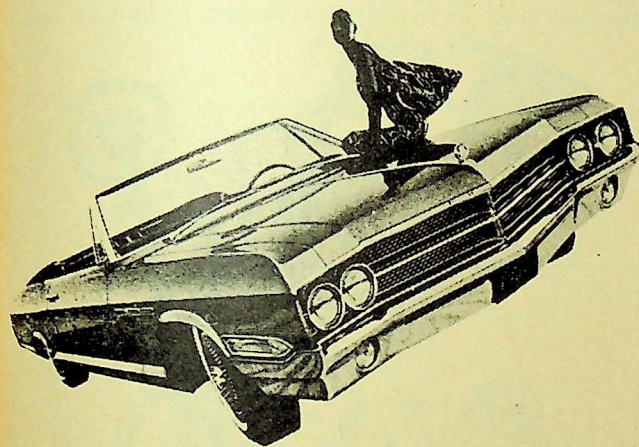
Der ikonographische Bildtypus „Fleisch und Eisen“ hat bis heute überlebt, ohne daß er allerdings noch die Elemente von Angst oder Kritik enthielte; die Allegorie ist verkommen zum bloßen Pin-Up und gänzlich reduziert aufs sexuelle Klischee. Dies funktioniert allerdings in derselben Weise wie vor siebzig Jahren, und daß es 'ankommt', seine Wirkung beim Betrachter nicht verfehlt, ist ein Hinweis auf weitgehend unveränderte Rezeptionsbedingungen. Dafür spricht der Erfolg des Brigitte-Bardot-Posters von 1967 (Abb. 21) ebenso wie die Werbewirksamkeit der Verbindung von Fleisch und Eisen, hier am Beispiel einer Buick-Reklame (Abb. 22). In beiden Fällen ist die 'Maschine' als Phallus-Symbol zu werten⁶⁷. Brigitte Bardot ist ebensowenig als selbständige Fahrerin der Maschine gemeint, wie die beiden Frauen bei Scholz die Maschine wirklich bedienen, oder wie auch in der Buick-Reklame ganz bezeichnend die Frau nicht etwa hinter dem Steuer, sondern auf der Kühlerhaube sitzt. In diesem Punkt gleichen sich

die Bilder in der schon oben beschriebenen Absicht, den sexuellen Reiz beider Objekte, Frau und Maschine, durch Zusammenstellung noch zu potenzieren.

In diesen und zahlreichen ähnlichen Bildern wird noch heute den Maschinen sexuell-phallische Magie zugesprochen und durch das Fleisch der Frau das Versprechen auf einen erfolgreichen Geschlechtsakt, einen vollständigen sexuellen Genuß gegeben. Die letzten kritischen Momente haben sich verflüchtigt, und es wird nur noch zum Konsum von Technik und Sexualität aufgefordert. Übrig geblieben ist die scheinbare Problemlöslichkeit der sex-machines.

Buickreklame (Ausschnitt)

Abb. 22



Schluß (mit dem Allegorien-Leben)

Das Geschlecht der Allegorien ist nicht beliebig. Allen weiblichen Allegorien, ob sie in der Gestalt der Schutzheiligen positive Werte inkarnieren, oder ob ihr als Hure die Buhlschaft mit allen Übeln der Welt unterstellt wird, haben das affirmative Prinzip gemeinsam: den Mythos vom dualistischen Wesen der Frau zu bestätigen und immer wieder vor Augen zu führen.

Auch in der Form der Allegorie wird die Frau als Objekt verschlissen, stellt der Frauenkörper eine gefügte Leerform für den männlichen Gestaltungswillen dar. Die Frau muß in Kunst UND Leben, in Allegorie UND Wirklichkeit DAS verkörpern, was der Mann in ihr sieht:

„Darum werden wir in aller Zukunft mit den Schilderungen der Frau vorlieb nehmen müssen, die das männliche Genie gibt. Und damit dürfen beide Geschlechter zufrieden sein. Die Frau selbst könnte sich niemals so edel idealisieren, wie der Mann es in unzähligen Fällen getan hat.“⁶⁸

— und auch im andern Extrem sich nicht so erniedrigen. Was der oben schon mehrfach zitierte Scheffler hier so positiv formuliert, kann frau auch anders sehen:

„Seiner (der männlichen) Anschauung von der Frau haftet immer etwas Mythisches an, dessen gesellschaftliche Wirkung die Frau zum subjektlosen Opfer macht . . . Trotz aller Veränderungen, die die fortgeschrittene



Industriegesellschaft gebracht hat, bleibt das Leben der Frau ein Kult, dessen Subjekt der Mann ist . . . Sie muß seine Verehrung und Anbetung genauso ertragen wie seine Grausamkeit und Verachtung.“⁶⁹

Frauen kämpfen noch heute, um vom Sockel der Heiligen herunter und aus der Gosse der Hure herauszukommen. Der Kampf gegen das Dasein als Muse, als Allegorie, gegen oktroyierte Klischees und für eine selbstbestimmte weibliche Identität. Daß Frauen begriffen haben, worum es geht, zeigt die Parole von 100.000 Italienerinnen, gerufen auf einer Demonstration gegen das Abtreibungsverbot in Rom am 3. April 1976:

„Non siamo puttane, non siamo sante, siamo donne tutte quante — Wir sind keine Huren, wir sind keine Heiligen, wir sind einfach Frauen!“

Cillie Rentmeister

Anmerkungen

- 1) Abbildung aus Katalog zur Ausstellung „Hundert Jahre Arbeit“, Prag 1891
- 2) Diese Ansicht wird vor allem von zwei Autoren vertreten: H. Blümner, Über den Gebrauch der Allegorie in den bildenden Künsten, Freiburg i.Br. 1881; und W. Bornemann, Die Allegorie in Kunst, Wissenschaft und Kirche, Freiburg i. Br. 1899
- 3) Otto Schmidt, Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte, Stuttgart 1937, Bd. 1, „Allegorie“. Auch stimmt dies Erklärungsmuster gerade für das 19. und 20. Jahrhundert nicht, weil z.B. im deutschen Sprachraum zahlreiche allegorische Personifikationen durchaus keine Rücksicht auf das Wortgeschlecht eines Begriffes nehmen: so gibt es männliche Darstellungen von DIE „Kunst“, „Elektrizität“, „Industrie“, „Partei“ etc.
- 4) E. Bornemann, Das Patriarchat, Frankfurt/Main 1975, S. 367
- 5) ebda., S. 367
- 6) R. v. Ranke-Graves, Griechische Mythologie, Hamburg 1960, Bd. 1, S. 45 Anm. 4
- 7) G. Thomson, Frühgeschichte Griechenlands und der Ägäis, Berlin 1960, Bd. 1, S. 419
- 8) ebda., S. 420
- 9) ebda., S. 420/21. Vgl. auch Abb. 73, wo eine Darstellung vom Sarkophag von Hagia Triada diese These veranschaulicht.
- 10) Ranke-Graves, a.a.O., S. 36, Anm. 1
- 11) Thomson, a.a.O., S. 216
- 12) Ranke-Graves, a.a.O., S. 38, Anm. 1
- 13) Karl Scheffler, Die Frau und die Kunst, Berlin 1908. Mit vollem Recht nennt er seine Ansichten typisch: „Die hier ausgesprochenen Meinungen erheben nicht den Anspruch, neu und originell zu sein. Was wären sie wert, wenn sie nicht so selbstverständlich wären wie die Natur!“ (S. 111)

- 14) ebda., S. 59/60
- 15) Linda Nochlin, Why have there been no great women artists? In: Th. B. Hess/ E. Baker (Hrsg.), Art and Sexual Politics, New York 1974, S. 25. Übersetzung der Verfasserin
- 16) ebda., S. 25
- 17) ebda., S. 81
- 18) ebda., S. 109 und S. 41/42
- 19) vgl. dazu unter anderem den Hinweis der Kollwitz auf ihre Bisexualität in ihrer Autobiografie „Aus meinem Leben“, München 1961, S. 28
- 20) vgl. dazu die Monografie von A. Holtmont, Die Hosenrolle, München 1925; und E. Fuchs, Die Frau in der Karikatur, München 1906, Kapitel 1 „Der Kampf um die Hosen“.
- 21) Scheffler, a.a.O., S. 76
- 22) J. Gaus, Ingenium und Ars – das Ehepaarbildnis Lavoisier von David und die Ikonographie der Museninspiration. In: Wallraff-Richartz-Jahrbuch, 36, 1974, S. 200
- 23) „Pour Lavoisier, soumis à vos loix
Vous remplissez les deux emplois
Et de muse et de secrétaire.“
Gaus, a.a.O., S. 200
- 24) ebda., S. 222, nach E. Cassirer, Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance
- 25) Berthold Löffler, „Wissenschaften“. Abgebildet bei Gerlach, Allegorien und Embleme, Neue Folge, Wien 1900 (im folgenden zitiert als „Gerlach 1900“), Nr. 87
- 26) Hermann Bahr, Die Überwindung des Naturalismus, Dresden und Leipzig 1891, S. 85 ff. Vgl. auch das Kapitel über die Geschlechterproblematik „Fleisch und Eisen“
- 27) Über den jahrhundertelangen Prozeß der Vertreibung der Frauen aus der Heilkunst vgl. B. Ehrenreich/D. English, Witches, Midwives and Nurses, Old Westbury 1973, in deutscher Übersetzung erschienen im Verlag Frauenoffensive, München 1975. Wichtige Informationen auch bei Käthe Schirmacher, Die moderne Frauenbewegung, 2. Aufl. Leipzig 1909
- 28) Doris Janshen, Langes Warten im Bauche des Zeus. Funkmanuskript für den Sender Freies Berlin, Hochschule und Gesellschaft, Sendung vom 7.11.1975, S. 3/4
Zur kaum weniger desolaten Lage von Studentinnen und Dozentinnen heute vgl. die Literaturangaben im Reader zur Übung von Ingrid Schmidt-Harzbach, „Marxismus und Feminismus“ (Frauseminar), FU Berlin, FB 15, SS 1975
- 29) Trevor Lloyd, Suffragetten. Lausanne 1970, S. 20
- 30) Barbier nach Mario Praz, Schwarze Romantik, München 1970, Bd. 1, S. 214/15
- 31) Carducci, ebda., S. 214/15
- 32) vgl. Werner Hofmann, Sur la 'Liberté' de Delacroix. In: Gazette des Beaux-Arts, 6e Per., Tome LXXXVI, Sept. 1975, S. 61–70. Zur Ursprungsgeschichte dieses

- Göttintentyps vgl. Denyse le Lasseur, Les déesses armées dans l'art classique greque et leurs origines orientales, Paris 1919
- 33) Ich beschränke mich in diesem Abschnitt auf Feststellungen allgemeinerer Art. Die Rolle der Frau und ihres Befreiungskampfes in Realität und Karikatur im Frankreich des 19. Jahrhunderts habe ich ausführlicher dargestellt in einem Beitrag über „Daumier und das Häßliche Geschlecht“, in: Honore Daumier und die ungelösten Probleme der bürgerlichen Gesellschaft, Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, Berlin 1974
 - 34) F. Simm, „Die drei Zeitalter“, Sepiazeichnung, abgebildet in Gerlach, Allegorien und Embleme, Wien 1882 (im folgenden zitiert als „Gerlach 1882“), Nr. 6 Beschreibung des Hrsgs. ebda., S. 7
 - 35) So z.B. auf der Gewerbeausstellung Berlin 1896; vgl. das „Prachtalbum der Berliner Gewerbeausstellung 1896, Berlin o.J., Abb. S. 83 und 93, Vulkan als 'Industrie' von August Vogel. Und auch „Vulkan, Gott des Feuers und des Eisens“ von G. Morelli, im Metallurgie-Palast der Weltausstellung St. Louis 1904 (abgeb. im Katalog „The Greatest of Exhibitions“, S. 185)
 - 36) Zur vorpatriarchalischen symbolischen Beziehung vgl. J. J. Bachofen, Gräbersymbolik der Alten, Kap. „Der Seilflechter als Symbol“. Stuttgart 1941, S. 70/71
 - 37) Vgl. auch die zeitgenössische Beschreibung dieser sowie zweier weiterer Medaillen mit weiblichen Industrie-Allegorien in: The Art Journal, Illustrated Catalogue. The Industry of All Nations 1851, London o.J. (1851), S. XV
 - 38) Sie steht rechts vom Hauptportal; links davon eine Merkurstatue für den „Handel“. Abb. aus: L'Exposition de Paris 1889, Bd. II, 2. Titelblatt. Die Aufstellung ergibt sich aus dem Supplement zur No. 19 ders. Zeitschrift, Abb. bei S. 152 „Le Dome Central du Palais de l'Exposition“
 - 39) abgelehnter Plakatentwurf von G. Froberg, abgebildet in: Kunstgewerbeblatt, NF, 7. Jg. 1896. Frobergs Allegorie stellt allerdings einen Mischtypus dar zwischen Stadtgöttin mit Mauerkrone („Berlin“) und Verkörperung von „Gewerbe/Industrie“.
 - 40) Die folgende Darstellung konzentriert sich auf das Feld der Weltausstellungen, weil hier eine umfassende Behandlung der Erwerbstätigkeit von Frauen im 19. Jahrhundert nicht am Platze ist und auch schon eine 'weltausstellungsimmanente' Betrachtungsweise hinreichend Material zur Deutung der weiblichen Industrie-Allegorien liefert.
 - 41) J. Kuczynski, zit. nach W. Thönessen, Frauenemanzipation, Frankfurt/M. 1969, S. 11
 - 42) nach A. Bebel, Die Frau und der Sozialismus, Berlin 1964; die Statistiken S. 246 ff
 - 43) ebda., S. 226/227. Proudhons reaktionäre Kategorisierung der Frauen in entweder Hausfrau oder Kurtisane enthält damit paradoxerweise ein Stück Wahrheit: weil der Zwang zum Verkauf der Arbeitskraft zum Hungerlohn so oft auch den Verkauf des Körpers erzwingt, fällt die reale Alternative der „erwerbstätigen Frau“ nur zu oft auch mit der „Kurtisane“ zusammen.
 - 44) vgl. Thönessen, a.a.O., S. 19/20 und S. 23
 - 45) aus: Weltausstellungs-Zeitung, Wien 1872, S. 140

- 46) aus: Amerika und die Columbianische Weltausstellung, Chicago 1893, S. 48. Speziell zum Woman's Building vgl. Joelynn Snyder-Ott, Woman's Place in the Home (That She Built), in: The Feminist Art Journal, Fall 1974, Vol. 3, No. 3, S. 7/8 und den ergänzenden Leserbrief ebda., Vol. 4, No. 1, S. 46/47
- 47) nach: Portfolio. World's Columbian Exposition 1893, Chicago 1893. (Ohne Seitenzählung; Abschnitt über „Das Gebäude der Frauenbehörde“.)
- 48) Abbildung und Angaben aus: „The Dream City“, Katalog zur Weltausstellung, Chicago 1893, ohne Seitenzählung.
- 49) Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild, Berlin 1900, S. 15; Abb. 14 und Abb. 15 sind entnommen dem Band von J. Meier-Graefe (Hrsg.), Die Weltausstellung in Paris, Paris/Leipzig 1900.
- 50) aus: Die Pariser Weltausstellung in Wort und Bild, Berlin 1900, S. 15/16
- 51) Abbildungen aus: ebda., S. VI und VII; Beschreibung S. 44. Zum „Frise du Travail“ von Guilloit vgl. auch die beiden Artikel von Paul Vitry in „Art et Décoration“, 1898 Bd. 2, S. 101–103 und ebda., 1900 Bd. 1, S. 155–160.
- 52) Beschreibung aus dem Jahre 1865 für eine Gesamtausstellung seines Werkes; zit. nach G. Metken, Die Präraphaeliten, Köln 1974, S. 79/80. Hervorh. d. Verfasserin.
- 53) „... the 'capitalist vampire', ... in which the freedom figure of Socialism attempts to waken a slumbering workman whose lifeblood is being sucked by the monster of exploitation.“ Beschreibung aus: Isobel Spencer, Walter Crane, London 1975, S. 149.
- 54) Auch feministische Gruppen haben in den letzten Jahren des öfteren aus dem Allegorien-Schatz zitiert, mit Vorliebe die Freiheitsstatue in New York oder Delacroix' „Freiheit“ – im Gegensatz zum Sozialistischen Frauenbund dokumentieren sie aber ein nicht ganz so unbeschädigtes Verhältnis zum 'kulturellen Erbe', sondern erhöhte Sensibilität gegen Weiblichkeitsklischees auch in der Allegorie: so collagieren sie die „Freiheit“ heraus aus der männlichen Revolutionsgarde, versetzen sie in Frauenmassen und pervertieren damit den vom Schöpfer-Künstler gewollten Funktionszusammenhang (s. Abbildung am Schluß dieses Artikels). Und dennoch: ein noch kritischeres Verhältnis zu diesen Gestalten ist zu fordern, der patriarchalische Teufel sitzt im Detail – wie auch im allegorischen Prinzip.
Die Indienstnahme und Aktualisierung tradierter Allegorien, im Allgemeinen, in der Linken wie auch in der Frauenbewegung, wäre ein weiteres spannendes, noch zu schreibendes Kapitel.
- 55) Scheffler, a.a.O., S. 106
- 56) Nicht kommentiert werden, aber als zeitgenössisches Dokument auch nicht fehlen sollen hier die folgenden Sätze des Vaters der Rosenkreuzer, Sar Merodack, J. Peladan:
„Une allégorie est toujours une femme, qu'on représente la Perversité ou l'Agriculture, la Morale ou la Géométrie. Eh bien! La femme n'est elle-même que l'allégorie pratique du Désir, elle est la plus jolie forme que puisse prendre un rêve; elle est l'armature sur laquelle Dante, le bouvier, le perruquier modèlent leur idéal ...“ aus: Le Vice Suprême, 1884

- 57) Zur stilistischen Einordnung vgl. den Katalog „Georg Scholz“, Karlsruhe 1975, S. 132
- 58) Ob Vebers Bild Scholz beeinflusst hat, ist mir unbekannt. Im Karlsruher Katalog findet sich darauf kein Hinweis, und auch zu Vergleichszwecken wird dort Vebers Bild nicht herangezogen.
- 59) E. Fuchs, Die Frau in der Karikatur, München 1960, Kapitel über „Frau Minotaurus und ihre Töchter“. Der einleitende Satz zu diesem Kapitel lautet: „Der Frau ist im Geschlechtsleben von der Natur die passive Rolle zugewiesen.“ (S. 174)
- 60) ebda., S. 262
- 61) Seit im Patriarchat die Sexualität der Frau negiert, unterdrückt oder im Ghetto der Prostitution nur scheinbar lizenziert wird, geht auch das Gespenst von der 'Weibermacht' um – die Angst vor der Macht und möglichen Überlegenheit einer befreiten, selbstbestimmten weiblichen Sexualität. Vgl. die Thesen in Mary Jane Sherfey, Die Potenz der Frau, Köln 1974
Zur Metapher „Fleisch und Eisen“ assoziiere ich auch sofort jene ganze lange Reihe von Bildern zu „Perseus und Andromeda“, zu „Ruggiero befreit Angelika“, zum „Frauenraub“ und „Raub der Sabinerinnen“, alle Bilder zu Vergewaltigungen, nur notdürftig versteckt unter mythologischem Schleier – das Schema vom Mann in Rüstung, der die nackte, wehrlose Frau vor einem Ungeheuer oder anderen Männern „rettet“, um sie dann seinerseits zu vergewaltigen: Kleists „Marquise von O.“ ...
- 62) Willi Wolfradt in „Der Cicerone“ 1924, zit. nach Katalog Scholz, S. 134.
- 63) Katalog Scholz, a.a.O., S. 132–134
- 64) Dieser sexuelle Fetischismus findet sich bei einer Reihe von Scholz-Bildern; vgl. die Katalog-Nrn. 36, 45, 66, 82 und 84
- 65) „scheinbar“ deshalb, weil auch die peitschenschwingende femme fatale als Produkt männlicher Sexualphantasie nur fremdbestimmt und auf Befehl sexuell aktiv wird.
- 66) Fuchs, a.a.O., S. 262
- 67) Im Falle des BB-Posters tut dies Mark Gabor, The Pin-Up, London 1973, S. 186
- 68) Scheffler, a.a.O., S. 55
- 69) Karin Schrader-Klebert, Die kulturelle Revolution der Frau, in: Kursbuch 17/1969; In der Reihenfolge der Zitate S. 7, 29 und 12

Frauen in der russischen Revolution

In dem Maße, in dem die Frauenbewegung von der Linken als eine Bewegung erkannt wird, werden diese Gruppierungen beginnen, die Organisationsformen für Frauen aus der Sowjetunion auf ihre Organisationen zu übertragen. Wenn wir uns gegen solche – in jedem Fall unhistorischen – Übertragungen wehren wollen, müssen wir diese Formen kennen. Dies zunächst zum Stellenwert des Themas, über das ich sprechen möchte, für uns, für die Frauenbewegung.

Wenn wir von einem eigenen Ansatz, von dem der autonomen Frauenbewegung, ausgehen, müssen wir uns mit den Erfahrungen der Frauen in der russischen Revolution auseinandersetzen. Denn diese Erfahrungen sind umfassender als alle Erfahrungen, die wir hier aus linken Gruppen ziehen können.

Die Rolle, die die Arbeiterinnen und Bäuerinnen in der Revolution gespielt haben, muß an dem gemessen werden, was den Frauen laut zaristischem Gesetz und Sittenkodex zustand. Denn im zaristischen Rußland galt der Ehemann als Vormund seiner Gattin. Die Ehefrau besaß keinen eigenen Personalausweis, ihr Name wurde im Ausweis des Ehegatten mitgeführt. Sie war gesetzlich verpflichtet, „ihrem Mann als dem Familienoberhaupt zu gehorchen, in Liebe zu ihm, in Achtung und unbegrenzter Folgsamkeit zu verharren, ihm als Hausfrau jede Gefälligkeit und Anhänglichkeit zu erweisen“. „Die Frau schuldet vorzugsweise Unterwerfung unter den Willen des Gatten . . .“¹ Was im Gesetz verankert war, galt erst recht im täglichen Leben. Es galt das Sprichwort: „Ein Huhn ist kein Vogel, ein Weib ist kein Mensch.“ Das Alltagsverhalten des russischen Mannes im 19. Jahrhundert entsprach noch zu weiten Teilen dem russischen Sittenkodex des 16. Jahrhunderts, in dem es hieß:

. . . Weigert sich eine Frau . . . zu gehorchen, und hört nicht darauf, was der Mann . . . sie lehrt . . . so empfiehlt es sich . . . sie nach Maßgabe ihrer Schuld mit der Peitsche zu verprügeln; aber nicht, wenn andere dabei sind, besser unter vier Augen . . . Und schlag sie nicht gleich ins Gesicht oder aufs Ohr, sei vorsichtig mit Faustschlägen in die Herzgegend . . . und laß den Stock weg, den aus Holz und den aus Eisen. Denn wer sich in Wut zu dergleichen hinreißen läßt, kann viel Ungemacht haben: wenn sie nämlich

das Gehör verliert oder erblindet oder sich einen Knochen bricht, an der Hand, am Fuß oder sonstwo . . . Bleib bei der Peitsche . . . und such dir vorsichtig aus, wo du hinschlägst: die Peitsche, sie ist schmerzhaft und wirksam, abschreckend und gesund . . .²

Die Frauen, die sich gegen ihre Unterdrückung auflehnten, hatten nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen. Wenn sie sich an Revolten und Revolutionen beteiligten, taten sie dies mit aller Konsequenz. Unter den radikalsten, den Anarchisten, fanden sich die bekanntesten Frauen.

Frauen haben in der Revolution und im Bürgerkrieg eine Rolle gespielt, die ihrer Stellung in der Gesellschaft später nicht mehr entspricht. Dies ist die zentrale These.

Ich beginne mit der Februarrevolution. Der internationale Frauentag, der erst im Jahre 1913 von Textilarbeiterinnen erkämpft worden war, fiel im Jahre 1917 auf den 23. Februar³. Nach den Vorstellungen der Sozialdemokratie sollte ein Frauentag begangen werden: Reden, Versammlungen, Flugblätter. Keine der sozialdemokratischen Organisationen hatte für diesen Tag etwa den Beginn der Revolution festgelegt. Aber es war der Beginn einer Revolution, ohne die die Oktoberrevolution kaum eine ausreichende Basis unter den Arbeitern, Arbeiterinnen, den Bauern und Bäuerinnen gefunden hätte. Die bolschewistischen Organisationen rieten den Aktionskomitees in den Betrieben sogar ausdrücklich vom Streik ab: „Die Zeit für Kampfhandlungen sei noch nicht gekommen, die Partei noch nicht genügend gefestigt, die Arbeiter hätten mit den Soldaten zu wenig Verbindung . . .“⁴

Trotz der Direktiven der Bolschewiki, trotz der Einschätzung der Proletarier des Wyburger Bezirkes in Petrograd, die in dem Komitee mit den Bolschewiki organisiert waren, traten am Morgen des 23. Februar im 'Verstoß' gegen die 'revolutionäre Linie' die Textilarbeiterinnen zahlreicher Fabriken in den Streik. Es waren ungefähr 90 000 Arbeiterinnen, die vor allem gegen die immer höher werdenden Brotpreise und das knapper werdende Brot streikten. Die Frauen, denen sich die Arbeiter – nicht umgekehrt – anschlossen, zogen mit der Forderung nach Brot vor die Stadt-duma, das zaristische Ständeparlament. Auf ihren Transparenten stand, daß sie nicht mehr das zaristische Selbstherrschertum wollten, nicht mehr den Krieg sondern einfach Brot.

Schweren Herzens schlossen sich die revolutionären Komitees und die Bolschewiki, die sich noch unzureichend vorbereitet fühlten, an. Es ist eine Tatsache, „daß die Februarrevolution von unten begann, nach Überwindung der Widerstände der eigenen revolutionären Organisationen, wobei die Initiative von dem am meisten unterdrückten und unterjochten Teil des

ПРОЛЕТАРНИ ВСЕХ СТРАН, СОЗДАЙТЕ СВОЮ РАБОТНИЦА



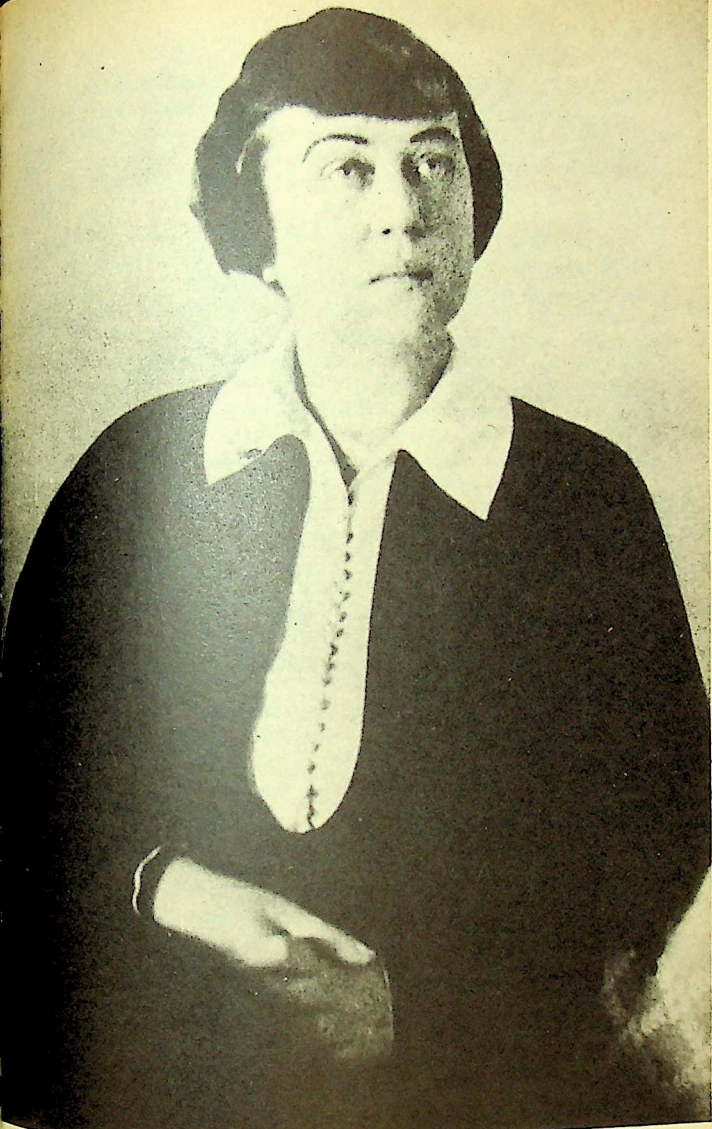
НАСТОЯЩЕЕ ОСВОБОЖДЕНИЕ ЖЕНЩИНЫ, НАСТОЯЩЕЕ ПОБЕЖДЕНИЕ КАПИТАЛИЗМА ТОЛЬКО ТАМ И ТОГДА, ГДЕ И КОГДА НАЧНЕТСЯ МАССОВАЯ БОРЬБА РУКОВОДИМАЯ ВЛАДАМИМИ ГОСУДАРСТВЕННОЙ ВЛАСТЬЮ ПРОЛЕТАРИАТОМ ПРОТИВ МЕЛКОГО ДОМАШНЕГО ХОЗЯЙСТВА, ЯКИ, ВЕРНЕЕ, МАССОВАЯ ПЕРЕСТРОЙКА ЕГО В ПРУТНЕ СОЦИАЛИСТИЧЕСКОЕ ХОЗЯЙСТВО.
ЛЕНИН.

1932
ФЕВРАЛЬ
МОСКВА

Изд-во ЦК ВКП(б) „Правда“

№ 6

Titelblatt der sowjetischen Frauenzeitschrift „Rabotnica“ (Die Arbeiterin)



Alexandra Kollontai

Proletariats, den Textilarbeiterinnen, . . . spontan ergriffen wurde.“⁵

Über die Arbeiterinnen in der Oktoberrevolution sagt Lenin: „In Petrograd, hier in Moskau, in Städten und Industriezentren, draußen im Lande haben sich die Proletarierinnen in der Revolution prächtig gehalten. Ohne sie hätten wir nicht gesiegt. Oder auch kaum gesiegt. Das ist meine Meinung.“⁶

Auch Alexandra Kollontai hebt vor allem die Rolle der fortschrittlichen Arbeiterinnen hervor, die im Herbst 1917 zusammen mit den Bolschewiki gegen Kornilow kämpften.⁷ Sie differenziert die Rolle der Frauen, die diese in der Revolution gespielt haben: Die große Masse der Arbeiterinnen sei abseits von der Revolution geblieben:

„Sie ertrug ganz teilnahmslos und passiv die immer größer werdende Last der wirtschaftlichen Zerrüttung, die Entbehrungen und Leiden, die bei einem Zusammenstoß zweier sozialer Welten unvermeidlich sind.“⁸

Zwei Jahre nach der Oktoberrevolution spielten die Frauen eine militärisch wichtige Rolle während des Bürgerkriegs, als weißgardistische Truppen mit Unterstützung der kapitalistischen Staaten versuchten, die Sowjetregierung zu stürzen:

Während des Bürgerkriegs gibt es nicht nur Sanitäterinnen, sondern Frauen kämpfen zu 1000en und 100 00enden auf den Barrikaden. Sie treten in die Rote Armee ein, werden Kundschafter, Panzerzugführerinnen, Vorsitzende von revolutionären Tribunalen, Kavalleristinnen, Maschinengewehrschützinnen, Kommandierende. Diese Rolle der Frau ist schon in der französischen Revolution sehr schnell in Vergessenheit geraten. Sie ist es ebenso in der russischen Revolution.

Im Bürgerkrieg zogen die Arbeiterinnen aus den Fabriken gemeinsam in den Kampf. Allein während des Angriffs der Weißgardisten unter Kornilow zogen 200 000 Arbeiterinnen an die Front. Viele von ihnen sind in den Kämpfen umgekommen. Alle sind heute vergessen. Es ist unsere Aufgabe, sie heute wieder aufzuspüren.⁹

Während des Bürgerkriegs sind mindestens drei wichtige Städte nur durch den Widerstand der Frauen gehalten worden. Arbeiterinnen hielten die Stadt Lugansk gegen die Weißgardisten, die in das Donebiet eingefallen waren. Die Tulaer Arbeiterinnen wehrten sich gegen Denikin und erklärten: „In Moskau wird Denikin nur über unsere Leichen einziehen können.“ Und in Petrograd beschlossen die Arbeiterinnen nicht nur als rote Schwestern an die Front zu gehen. Sie verteidigten sich gegen Judenitsch mit Maschinengewehren, bauten Schützengräben usw.

Alexandra Kollontai sieht durch diese Entwicklung die Stellung des Mannes im Kriegshandwerk in Frage gestellt. Es gehe nicht mehr *nur* um die Selbstverteidigung der Arbeiterklasse. Es gehe auch und gerade darum,

das Kriegshandwerk nicht allein in den Händen der Männer zu belassen.¹⁰

Das Bild der positiven Heldin, der revolutionären Arbeiterin sieht dann in etwa so aus: In der sibirischen Zeitung „die rote Glocke“ wird über den Tod einer dieser kämpfenden Frauen berichtet. Sie war in die Gefangenschaft der Weißen geraten und wandte sich an ihre Mitgefangenen:

„Nicht weinen, Genossen. Ich schreite in den Tod, weiß aber genau wofür. Hoch lebe die Macht der Sowjets! Ihr werdet vielleicht von unseren Tovorsci noch gerettet werden. Ich aber werde sie nicht mehr sehen. Lebt wohl!“

Sie kehrte nicht mehr zurück. Am nächsten Tag teilte uns einer der Begleitposten mit, daß die Sorina, bevor sie in der Wachstube umgebracht wurde, den Mantel auszog und diesem dem danebenstehenden Weißgardisten mit den Worten überreichte: „Teilen Sie meiner Mutter wie auch den Genossen mit, daß die Techniker der Strafabteilung mich vergewaltigt und mit der Peitsche halbtot geschlagen haben . . .“¹¹

Von der sowjetischen Presse werden lieber Berichte über die Rolle der Arbeiterinnen an der unblutigen Front abgedruckt: daß Frauen an den subbotniks, den Samstagen mit unbezahlter freiwilliger Arbeit, teilnehmen, daß sie Krankenhäuser organisieren, Kinderheime reinigen, Wäsche ausbessern, Kranke pflegen usw. Daß ihre Hauptarbeit in der Fürsorge für Kranke und verwundete Soldaten besteht, denen sie Wäsche und Pantoffeln herstellen. Diese Opferfreude der Proletarierinnen, die meist Mitglieder der Partei sind, wird besonders herausgestrichen. Das Bild entspricht der traditionellen Vorstellung von der Frau.

Dem Bild der positiven Kommunistin steht die nicht aktive Arbeiterin gegenüber. Kollontai geht davon aus, daß diese Frauen auf Grund ihrer Rückständigkeit der Revolution feindlich gegenüber stehen. Dafür gibt sie ein Beispiel:

„Als im Januar 1918 das Volkskommissariat für soziale Wohlfahrt den Versuch machte, das große wenig bewohnte Gebäude des Alexander Newski Klosters in ein Heim für Kriegsinvaliden umzuwandeln, haben die Frauen zusammen mit den Pfaffen eine demonstrative Prozession mit den Heiligenbildern und unter Absingen von Kirchenliedern durch die Straßen Petrograds veranstaltet. Die Unzufriedenheit und die Gärung in der rückständigen Masse der Arbeiterschaft war zum größten Teil von Frauen getragen . . .“¹²

Das Beispiel ist scheinbar einsichtig. Die Frauen bleiben in der Religion befangen, unterstützen die Kirche und damit die Konterrevolution.

Alexandra Kollontai weiß zwar, daß die Unzufriedenheit der Frauen materielle Gründe hat. Aber sie hält den Widerstand der Bäuerinnen auf dem Lande gegen die Getreidebeschlagnahme, die die Bolschewiki mit dem bewaffneten Einheiten durchführen, für unzulässig. Die schlechte Versor-

gung der Städte ist die Folge, das auf dem Land das Getreide versteckt wird. Und nachdem nach der Revolution fast das gesamte Transportsystem zusammengebrochen war, wurden die Schlangen vor den Läden immer länger und die Unzufriedenheit der Arbeiterinnen immer größer. Unzufriedenheit aber bedeutete Kritik. Und Kritik – soweit sie nicht innerhalb der Partei vorgetragen wurde – Opposition und Ablehnung der Politik der Kommunistischen Partei Rußlands. Kollontai siedelt die Kritik der Frauen im Lager der Gegenrevolution an:

„Die Frauen in einem solchen Zustand der dumpfen Unzufriedenheit und Gereiztheit bildeten eine Stütze der Weißgardisten und der Gegenrevolution.“¹³

Kurz zuvor war die Unzufriedenheit der Frauen noch eine Stütze der Revolution gewesen. Nachdem die Revolution selbst in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, konnte sie mit dem Widerstand der Frauen gegen die Schwächen der Revolution nichts mehr anfangen.

Worin lagen nun diese Schwierigkeiten für die Frauen? Rechtlich wurde nämlich unmittelbar nach der Revolution sehr viel getan. Das beginnt mit der Herstellung der Freizügigkeit der Ehefrau, nach der Frauen nicht mehr gezwungen sind, ihrem Ehemann zu folgen, daß sie das Recht auf die freie Wahl des Berufes haben, daß Mann und Frau gleichen Lohn für gleiche Arbeit erhalten, daß zahlreiche Entlastungen für werdende Mütter verabschiedet werden, daß die Abtreibung freigegeben wird, daß die Koedukation eingeführt wird, daß Kinderkrippen zur Entlastung der Mütter geschaffen werden, daß öffentliche und Betriebskantinen den Frauen die Hausarbeit abnehmen, daß Frauen gleichen Zugang zu öffentlichen Ämtern erhalten sollen.

Dies ist eine lange, noch nicht einmal vollständige Liste dessen, was sich rechtlich für die Frauen veränderte. Die Gesetze aber stimmen nicht mit der Realität überein. Dies ist eine grundlegende Kritik, die schon sehr früh auftaucht, die auch Lenin gesehen hat:

„Je mehr wir den Boden von dem Schutt der alten, der bürgerlichen Gesetze und Einrichtungen gesäubert haben, um so klarer ist es für uns geworden, daß dies nur die Ebung des Bodens für den Bau, aber noch nicht der Bau selbst ist. Die Frau bleibt nach wie vor Hausklave, trotz aller Befreiungsgesetze, denn sie wird erdrückt, erstickt, abgestumpft, erniedrigt von der Kleinarbeit der Hauswirtschaft, die sie an die Küche und an das Kinderzimmer fesselt und ihre Schaffenskraft durch eine geradezu barbarisch unproduktive, kleinliche, entnervende, abstumpfende, niederdrückende Arbeit vergeuden läßt. Die wahre Befreiung der Frau, der wahre Kommunismus wird erst dort und dann beginnen, wo und wann der Massenkampf ...



Sitzung der Frauen im VCIK (Allrussisches Zentral Exekutivkomitee)



Milizionärinnen in Moskau

Konferenz der Transportarbeiterinnen



gegen diese Kleinarbeit der Hauswirtschaft oder, richtiger, ihre massenhafte Umgestaltung zur sozialistischen Großwirtschaft beginnt. (. . .) Öffentliche Speiseanstalten, Krippen, Kindergärten – das sind vorbildliche derartige Keime . . ., die tatsächlich geeignet sind, die Frau zu befreien, ihre Ungleichheit gegenüber dem Mann in ihrer Rolle in der gesellschaftlichen Produktion wie im öffentlichen Leben zu verringern und aus der Welt zu schaffen.“¹⁴

Was Lenin noch als Aufforderung zu einem Massenkampf formuliert, ist für die Masse der Arbeiter – ich meine hier tatsächlich die männlichen Arbeiter – ein Zustand, der erst im Sozialismus verändert werden kann – also nicht mehr unmittelbar nach der Revolution, sondern noch später: Hier einige Beispiele von Äußerungen von Moskauer Parteiatagatoren aus dem Jahre 1923 über die Emanzipation der Frau. Einer der Arbeiter ist der Ansicht:

„Natürlich muß die Kommunistin die Wäsche selbst waschen, weil das sparsamer ist, auch würde sie die Wäsche nicht weggeben, weil man sie ihr verderben würde, denn es wird in den Waschanstalten oftmals mit scharfen Waschmitteln gewaschen. Solange wir uns in einer Übergangszeit befinden und es bei uns keine Kinderkrippen und Kinderheime gibt, werden die Kommunistinnen die Wäsche selbst waschen und die Fußböden wischen, denn sie werden sich nicht vom Familienleben losreißen können, während der Mann in die Versammlungen gehen und Zeitungen lesen wird. Wenn bei uns aber alles organisiert sein wird, dann werden die Frauen nicht mehr Wäsche waschen, sondern in Arbeiterversammlungen gehen.“¹⁵

Ein anderer berichtet:

„Es sind Fälle bekannt, daß Kommunistinnen aus der Partei austraten, weil der Mann beharrlich darauf bestand, daß die Frau 'zum häuslichen Herd, zur Küche und zur Versorgung des Mannes' zurückkehre.“

Oder:

„Wenn man sich alle Kommunisten näher ansieht, so sieht man, daß die Frau tatsächlich zu Hause sitzt, während der Mann in die Versammlung geht. In öffentliche Arbeiten werden die Frauen der Kommunisten außerordentlich schwach hineingezogen.“¹⁶

Oder:

„Im Prinzip sind alle mit der Gleichberechtigung einverstanden und fügen dann hinzu: Aber – die Familie, die Kinder, der Haushalt usw.“¹⁷

Der Widerstand der Frauen in der Familie deutet sich im Familienkrach an:

„Die Frau brummt, daß der Mann auch am Feiertag davonlaufe, während sie mit den Kindern zu Hause sitzen müsse. Hier macht sich ein gewisses Streben der Frau nach Emanzipation bemerkbar.“¹⁸

Aus diesen Äußerungen wird deutlich, daß die Realität der Frau bestimmt bleibt durch die Arbeit im Hause, für die es keinen gesellschaftlichen Ersatz gibt und die zu übernehmen der Mann sich weigert. Die Versorgung der Arbeiter und Arbeiterinnen in den Kantinen und Volksküchen, die im Kriegskommunismus während der allgemeinen Arbeitspflicht relativ umfassend organisiert wurde, hat an dieser Struktur innerhalb der Familie nichts geändert. Diese Kantinen wurden von allen benutzt, als es keine andere Form der Versorgung gab. Mit dem relativen wirtschaftlichen Aufschwung während der Neuen Ökonomischen Politik tritt die alte Arbeitsteilung zwischen unbezahlter Arbeit im Hause und bezahlter Arbeit außerhalb des Hauses wieder in Kraft. 1924/25 gilt es bereits als ein Zeichen des Wohlstands der Arbeiterklasse, wenn die Frau zu Hause bleibt und den Haushalt führt. Die Verbesserung des Lebensstandards der Arbeiterklasse wird während dieser Zeit in der Sowjetunion, soweit es die Frau betrifft (— aber nicht nur bei der Frau —) gemessen an bürgerlichen Formen des Wohlergehens und Wohlbefindens, die nicht ohne die Unterdrückung der Frau im Haushalt auskommen. Alexandra Kollontai schreibt in ihrer Autobiographie, daß die Situation der Frau 1925 in der Sowjetunion immer mehr vorrevolutionären, also zaristischen Zuständen entspricht.

1925 soll die neue Ehegesetzgebung diskutiert werden. Auch hier treten dieselben Diskrepanzen auf. Mann und Frau gelten zwar formal als gleichberechtigt, als beide ökonomisch voneinander unabhängig, real bleiben immer der Frau die Kinder nach einer Trennung der Beziehung oder einer Scheidung. Das formal gleiche Recht, die Scheidung einzureichen bzw. die Trennung vorzunehmen, ging auf Kosten der Frauen. Sexuelle Emanzipation ohne ausreichende Verhütung, ohne Versorgung der Kinder gab es für die Frau nicht. So ist es nicht erstaunlich, wenn gerade die Frauen, denen erstmals ein formal gleichberechtigtes Recht gegeben wurde, sich gegen diese Gesetze wenden:

„Männer und Frauen sind jetzt schon zu frei geworden. Ich glaube, es ist nötig, die Freiheit zwischen den Geschlechtern zum Teil zu beschränken. Manche Männer haben heutzutage 20 Frauen, leben mit jeder ein oder zwei Wochen und haben von jeder ein Kind. Wenn man sie für den Unterhalt aller verantwortlich machen wollte, müßte man ihnen die Haut vom Leibe ziehen. Aber auch dann könnten sie es nicht und so werden die Kinder heimatlos auf die Straße geworfen.“¹⁹

Nicht nur die unterschiedliche Verantwortung gegenüber den Kindern, sondern auch die Verrohung der Beziehungen der Männer zu den Frauen führen zu einem völlig unterschiedlichen Sexualverhalten von Männern und Frauen. Aus einer Untersuchung an 1552 Studierenden durch das Moskauer Institut für Sozialhygiene wird dies deutlich:

„Die Frauen unterscheiden sich schroff von Männern durch eine viel größere Anzahl dauernder Geschlechtsverhältnisse — und, was besonders zu erwähnen ist, durch ihr Verhältnis zu den sexuellen Beziehungen. Während der Mann bei dem Geschlechtsleben fast in der Hälfte der Fälle Lust empfindet, nur in einem Drittel dagegen Gleichgültigkeit und nur in 14 % der Fälle Ekel, empfindet die Frau nur in 9 % der Fälle Lust, in ca. 60 % Gleichgültigkeit und in 30 % der Fälle Abscheu . . . Ungefähr 30 % der Männer und 55 % der Frauen üben zeitweilige oder dauernde geschlechtliche Enthaltsamkeit. Bei den Frauen gilt als überwiegender Beweggrund Mangel an Liebe . . .“

Eine 27jährige Arbeiterin sagt: „Ich empfinde Widerwillen gegenüber den Männern wegen ihres rohen Verhaltens, als wäre es zu einem Tiere. Sie berücksichtigen nicht die Gefühle der Frauen. Im besonderen sind ihre Ansichten über das Geschlechtsleben zu roh.“²⁰

In der Rolle, die die Frau in der Sexualität und im Haushalt einnimmt, läßt sich ablesen, daß es keine Grundlage für eine fundamentale Änderung gegeben hat. Und die juristische, politische und z.T. militärische Gleichberechtigung der Frau fällt dem selbstverständlichen Auslesemehanismus zum Opfer, daß zur Politik Zeit notwendig ist und daß die Doppelbelastung durch Beruf und Haushalt der Frau keine Zeit übrig läßt. So tritt die Rolle, die Frauen in der Revolution gespielt haben, immer mehr in den Hintergrund. Die politischen Entscheidungen fallen innerhalb der Organisationen und werden im besten Fall durch einen Widerstand am Arbeitsplatz beeinflusst. Der Widerstand im Haushalt, in der Ehe wird dagegen nicht als politisch begriffen. Das heißt, in die politischen Entscheidungen und deren Realisierungen, die fast ausschließlich von Männern getroffen werden, gehen die Interessen der Frauen kaum ein.

Was ich hier für den Zeitraum um 1925 sage, ist kein Mißstand, der mit der Industrialisierung und dem technischen Fortschritt in der Sowjetunion abgeschafft wird. Im Gegenteil — heute machen die Männer 1,9 % der Hausarbeit.^{20a} Die Tendenz, die Frau in Abhängigkeit zu halten, verstärkt sich. Sie verstärkt sich nicht nur faktisch, sondern sie findet ihren Niederschlag wieder in der Gesetzgebung: 1932 wird das System des Kantinenessens auf Nahrungsmittelkarten eingestellt. Das Ergebnis ist, daß alle Arbeiter wieder zu Hause essen, daß also alle Frauen wieder kochen müssen. 1936 wurde die Abtreibung verboten. Ein Mitglied des obersten Gerichtshofes kommentiert das Gesetz damit, daß die Frau kein Recht habe, auf die 'Mutterschaftsfreuden' zu verzichten.²¹ Zur selben Zeit aber existiert in der Sowjetunion das Problem der Verwahrlosung der Kinder, die ohne Unterkunft umherstreichen, weil es zu wenig Einrichtungen für Kinder gibt. Die Frauen müssen wieder illegal abtreiben. Dabei ist die Abtreibungs-

praxis zu dieser Zeit erschütternd: 1935 liegen allein in einem Dorfkrankenhaus im Ural 195 Frauen, die von Engelmacherinnen verstümmelt wurden.²² Und wie Hohn klingt das Programm des Komsomol, des sowjetischen Jugendverbandes, das 1936 verabschiedet wird: „Auf der Grundlage der tatsächlichen Gleichberechtigung von Mann und Frau bildet sich die neue Familie, um deren Blüten der Sowjetstaat bemüht ist.“²³

1944 wird sogar die Koedukation abgeschafft, Männer brauchen keine Alimente mehr zu zahlen. Die Rollenteilung ist während des zweiten Weltkrieges wieder vollständig hergestellt. Für Frauen, die die Lorbeeren des Waffenhandwerkes nicht tragen können, wird die der Mutterschaft wieder eingeführt. Die Mutterschaftsmedaille 2. Klasse erhält die Frau mit 5 Kindern, die der 1. Klasse die Frau, die 6 Kinder zur Welt bringt. Nach dem 10. Kind erhält die Frau für jedes weitere eine Prämie von 5000 Rubeln und ein monatliches Einkommen von 300 Rubeln.²⁴

In Krisenzeiten werden die Strukturen einer Gesellschaft besonders deutlich. Vergleichen wir aber den Bürgerkrieg 1918/19 mit dem zweiten Weltkrieg, so sehen wir, daß damals trotz der, ja vielleicht gerade wegen der militärischen Auseinandersetzungen der Frau ein wachsender Raum für die Gleichentwicklung der Geschlechter bestand. Mit der politischen Entwicklung, die weitgehend eine Abkehr von den revolutionären Zielen war, wird die Freiheit der Frau sehr schnell wieder eingeschränkt. Und an dieser Stelle müssen wir mit einer fundamentalen Kritik einsetzen: Die Freiheit der Frau hätte dann nicht eingeschränkt werden können, wenn sie in ihrer Autonomie begründet worden wäre; wenn die Politisierung der Frau nicht innerhalb der Partei funktionalisiert worden wäre und auf einen Entscheidungsprozeß zugeschnitten wäre, an dem die Frauen nicht mehr beteiligt waren. Dann wären Gesetze für die Gleichberechtigung der Frauen kein beliebiges Zugeständnis geblieben, das je nach Konjunktur wieder zurückzunehmen ist.

Einige Beispiele darüber, wie wenige Frauen an den Entscheidungsprozessen in der Sowjetunion beteiligt waren:

In der Sowjetunion gab es Anfang der 20er Jahre ca. 70 Millionen Frauen. In der Kommunistischen Partei Rußlands waren im Jahre 1922 40 000 Frauen organisiert. Das entsprach einem Anteil von 7,8 % an der Parteimitgliedschaft.

Von diesen 40 000 Kommunistinnen lebten 30 000 in Städten und 24 000 allein in Rußland. Das Land, die Bäuerinnen und die Nichtrussininnen sind fast unorganisiert. In der Ukraine gibt es nur noch 5 1/2 tausend Kommunistinnen, in Turkestan sind es nur 815.

Der Anteil der Frauen an der Parteimitgliedschaft wächst zwar. Aber er liegt 1927 noch immer bei 13 %.

Zwar wurden einzelne Frauen gleich nach der Revolution in Leitungsgremien gewählt: Alexandra Kollontai war die erste Volkskommissarin, eine der wenigen Frauen im ZK der KPR und wurde schließlich nachdem sie ihre Funktionen weitgehend aufgrund ihrer oppositionellen Rolle in der Arbeiteropposition und nicht zuletzt aufgrund der sich verschlechternden Situation der Frau verlor, immerhin noch die erste Botschafterin der Welt. Aber es lassen sich nur wenige solcher Frauen innerhalb der KPR nennen. Andere, die mir einfallen, sind Inessa Armand, Krupskaja, Natalia Sedova – wobei letztere die Ehefrauen von Lenin und Trotzki waren.

In den Regierungsgremien sind die Frauen kaum vertreten: Im VCIK, dem Exekutivorgan des Rätekongresses, dem 300 Mitglieder angehörten, gab es 1920/21 13 Frauen, 1921/22 sogar nur 9 Frauen und 1922/23 wieder 12 Frauen.

Im zentralen Gewerkschaftsrat waren 1927 7 Frauen bei 168 Mitgliedern, d.h. 4,2 %. Im Präsidium der Einzelgewerkschaften gab es von 940 gewählten Mitgliedern 73 Frauen, d.h. 7,8 %. Von den 194 Mitgliedern des Präsidiums der Textilarbeitergewerkschaft, immerhin ein Industriezweig, in dem überwiegend Frauen arbeiteten, waren 1922 zehn Frauen.

Noch schlimmer ist die Lage bei der Leitung der Fabriken. Nachdem zunächst in einer Kollegialleitung mehr Frauen Platz fanden, hieß der Übergang zur Einmannleitung der Betriebe fast vollständigen Verzicht auf die Beteiligung von Frauen – wie der Name schon sagt.

Diese Reihe kann beliebig erweitert werden. Nicht nur für die Zeit unmittelbar nach der Revolution, sondern ebenso für heute.

Wenn vorher von einer Rückkehr der Frauen in den Haushalt die Rede war, dann mußten zunächst alle Frauen erst einmal beschäftigt sein. Dies wurde durch die allgemeine Arbeitspflicht während der Zeit des Kriegskommunismus, also des Bürgerkriegs erreicht. Dieser Zustand hält aber nur bis 1920/21 an.

Mit dem Beginn der neuen ökonomischen Politik werden zunehmend Arbeitskräfte entlassen, die Betriebe werden gezwungen rentabel und kostensparend zu arbeiten. Dies traf vor allem die Frauen. In der Gewerkschaftszeitung Trud heißt es: „Es scheint, daß die NEP zu einem vollständigen Ausschluß der Frau aus der Produktion führt, da sie als ein wenig produktives Element angesehen wird.“²⁵

Schließlich war das Volkskommissariat für Arbeit gezwungen, eine „Verordnung über die Entlassung von Schwangeren“ zu erlassen. Es heißt darin, daß „in letzter Zeit eine Massenentlassung von schwangeren Frauen im Zusammenhang mit dem Bestreben der Betriebe zu beobachten ist, sich

der Zahlung der Unterstützung für Schwangerschaft und Mutterschaft zu entziehen“.²⁶

Insgesamt lag die Zahl der weiblichen Arbeitslosen 1922 über der der männlichen. Dies änderte sich erst durch die Landflucht, als immer mehr Männer in die Städte kamen, um Arbeit zu suchen. Frauen wurden nun aber gerade nicht bevorzugter eingestellt. Im Gegenteil. Auf 100 Stellengesuche von Arbeiterinnen standen 1922 10 offene Stellen zur Verfügung. Nach den Angaben von 281 Arbeitsämtern die dort Arbeitsbörsen hießen, stieg die Arbeitslosigkeit von 1926 von 1 071 000 Arbeitern und Arbeiterinnen auf 1 364 000 im Jahre 1928. Von diesen Arbeitslosen, über die die Linke hier nie diskutiert hat, waren 1926 520 000 Frauen. 1928 waren es schon 642 000 Frauen. Der entscheidende Unterschied zwischen der Arbeitslosigkeit der Männer und der Frauen ist aber nicht der Verlust des Arbeitsplatzes, sondern die Chance einen neuen zu finden. Während 68 % aller Männer innerhalb des ersten halben Jahres neue Arbeit finden, sind es nur 46,3 % der Frauen. Über ein Jahr sind 16 % der Arbeiter arbeitslos, aber 37 % der Frauen. Über zwei Jahre sind noch immer 17,6 % der Frauen arbeitslos, aber nur 4,5 % der Männer.²⁷

Betrachten wir nun die Situation der Frauen am Arbeitsplatz selbst, so sind die Ergebnisse nicht sehr viel erfreulicher. Beginnen wir mit der Metallindustrie. Die Metallarbeiter waren unter den Gewerkschaften die bestorganisierten und stellen traditionell die Spitze des Proletariats dar. Sie bekommen in der SU die höchsten Löhne. Daß Frauen zunehmend in der Metallindustrie beschäftigt werden, gilt auch hier generell als ein Sieg der Emanzipation der Frau und ihrer Gleichwertigkeit im Arbeitsprozeß. Tatsächlich waren 1925 nur 5,5 % der Frauen in qualifizierten Stellen tätig. Bei den Männern sind es 44,9 %. Ohne Qualifikation sind 61,3 % – mehr als 3/5 der Frauen tätig – bei den Männern sind es nur 25,6 %.²⁸

Auch die Frauenarbeit im Steinbruch ist bei uns gut bekannt, weil es sie hier nicht gibt. Und hier machen Frauen eine körperlich schwerere Arbeit als Männer. Die Qualifikationsvergleiche zeigen, daß Frauen im Kohle- und Steinbruch an qualifizierten Arbeitskräften einen Anteil von 0,4 % stellen, d.h. 0,4 % haben eine körperlich leichtere Arbeit. Ohne jegliche Qualifikation sind 62,6 %. Den 0,4 % qualifizierten Frauen stehen aber 54,9 % Männer in qualifizierten Positionen gegenüber und 13,2 % in unqualifizierten. (62 % waren es bei den Frauen.)²⁹

Entsprechend verhält es sich mit der Bezahlung der Frauen. Von den 10 möglichen Tarifgruppen sind in der Metallindustrie in den niedrigsten 3 Tarifklassen 58,5 % der Frauen, aber nur 10,7 der Männer zu finden. In der 10. Tarifklasse, der höchsten, gibt es gar keine Frauen mehr und in den

Tarifgruppen 7–9, die Spitzenlöhne bedeuten, sind 0,3 % der Frauen aber 29,4 % der Männer.³⁰

Nun ließe sich im Anschluß an eine traditionelle Denkweise einwenden, das Verhältnis in der gesamten Industrie sei ein anderes. Kohle- und Metallarbeiten seien für Frauen zu schwer, seien keine traditionellen Frauenberufe. Darum zunächst der Vergleich mit der Textilindustrie als bekanntester Industrie, in der vorwiegend Frauen beschäftigt werden. Auch hier ist eine die Frauen benachteiligende Lohngruppierung festzustellen: 24,5 % der Frauen, aber nur 7,5 % der Männer werden in niedrigen Lohngruppen bezahlt. In der höchsten Lohngruppe 10 gibt es auch hier keine Frauen mehr, wohl aber 1,9 % Männer. In den Spitzenlohngruppen 7–9 gibt es 1,3 % Frauen aber 29,1 % Männer.³¹

Im direkten Vergleich der Frauenlöhne, wenn sie auf die Löhne der Männer bezogen werden, ergibt sich, in der ges. Industrie, daß Frauen 1924 64,5 % der Lohnhöhe von Männern verdienen. 1927 sogar nur 64,4 %. 1904 waren es 51,1 %. Was für ein Fortschritt nach dem Gesetz gleicher Lohn für gleiche Arbeit! In den einzelnen Branchen sind es in der Textilindustrie 1927 70,9 % der Löhne der Männer, in der Metallindustrie 56,7 %. Haarsträubend ist der Vergleich im Bergbau. Hier verdienten die Frauen nämlich vor der Revolution mehr als im Jahre 1927: 1914 waren 44,3 % der Lohnhöhe der Männer, 1927 dagegen nur noch 42,3 %.³²

Zu allen Daten aber ist anzumerken, daß erst 1926 das Lebensniveau, d.h. das Realeinkommen erst den Stand von 1914 wieder erreichte. D.h. real betrugen die Löhne bis zu dieser Zeit weniger als vor dem 1. Weltkrieg.

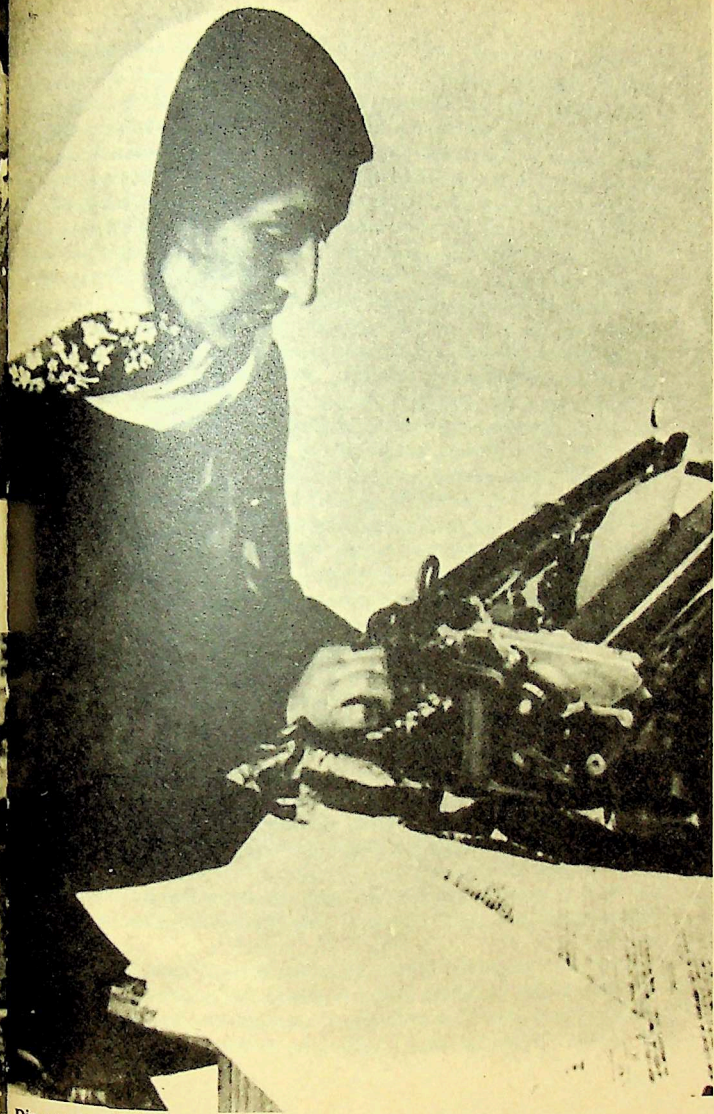
Als Waffe gegen ihre Situation, gegen Arbeitslosigkeit und schlechte Bezahlung wird den Frauen die Bildung angeboten. Die individuelle Qualifikation soll der einzelnen Frau eine Verbesserung ihrer Situation garantieren. Der Weg eines kollektiven Lernprozesses wird nicht beschritten – er wird im Gegenteil, wie ich am Beispiel der Alphabetisierungskampagne zeigen möchte, Anfang der zwanziger Jahre, verhindert. In der Russischen Pressekorrespondenz wird 1920 über den Ablauf dieser Kampagne in Moskau berichtet. Die Kampagne wurde fast nur von Frauen getragen. Wie es dazu kam, beschreibt der Korrespondent: „Wir waren uns darüber klar, daß hierzu die Kämpfer für den Kommunismus selbst, die Arbeiter, herangezogen werden mußten. Der Krieg und die wiederholten Bombardierungen entzogen uns jedoch die männlichen Arbeiter, und so blieb uns nur die eine Quelle übrig, aus der wir Kräfte schöpfen konnten – die Arbeiterin.“³³

Arbeiterinnen tragen diese Kampagne also nur, weil die männlichen Arbeiter gerade nicht verfügbar sind. Auf den Vorschlag, diese Alphabetisierungskampagne zu tragen, reagierten die Arbeiterinnen mit Unsicherheit. Schließlich erklärten sie sich bereit, andere Arbeiterinnen in ihre



Arbeiterinnen melden sich zum Analphabetinnenkurs

Grubenarbeiterinnen vor der Einfahrt



Die erste Turkmenin mit Schreibmaschine

Gruppe aufzunehmen. Dort wollten sie ihnen Lesen und Schreiben beibringen. Dieser schüchterne Ansatz, daß Arbeiterinnen sich untereinander verständigen, miteinander lernen, wird als unfähig abgetan: „Doch nicht darauf kam es an. Was wir brauchten, war, daß die Arbeiterinnen selbst an die Arbeit herangingen, daß sie selbst Organisatoren, Propagandisten, Lehrer würden.“³⁴ Als die Arbeiterinnen dies ablehnten, wurden einzelne Frauen aus der Solidarität der Arbeiterinnen herausgebrochen. Sie sollten ein Beispiel geben. – Das Ziel der Kampagne, schnell viele Lehrerinnen zu erhalten wurde erreicht – jedoch um den Preis der Solidarität unter den Frauen. Alle Frauen unterrichteten nunmehr einzeln, unterrichteten wie es der damaligen Bildungsstruktur entsprach – überwiegend Männer. Alle Frauen beteiligten sich schließlich daran: „Diese Zweifel waren von kurzer Dauer. Das Beispiel, das die willensstarken und mutigen Arbeiterinnen gaben, riß die Zweifelnden mit sich fort.“³⁵

Später, als wieder genügend Männer zur Verfügung standen, wurden sie für die Alphabetisierung eingesetzt. Während des ersten Fünfjahrplans, also nach 1928/29, wird die Alphabetisierung von arbeitslosen Lehrern und Intellektuellen übernommen.

Die schlechte materielle Situation wurde von den Arbeiterinnen und Arbeitern nicht ohne Widerstand hingenommen. Zu Beginn der Neuen Ökonomischen Politik befanden sich 183 000 Beschäftigte im Streik. Mit wachsenden wirtschaftlichen Erfolgen nimmt diese Zahl ab. Sie beträgt 1926 ca. 43 000. Ich möchte hier das Beispiel eines Frauenstreiks geben, da die Frauen in diesem Streik nicht nur um bessere ökonomische Bedingungen kämpfen, sondern um ihre eigene Würde. In der spontanen Solidarisierung mit der Frau eines Ingenieurs Laszlos, die das Leben nicht mehr ertragen konnte, liegt der Aufstand gegen die Unterdrückung aller Frauen.

Kurz zuvor war auf der Baustelle schon einmal eine Frau vergewaltigt worden. Über den Tod Marias berieten die Frauen. In der Nacht, die diesem Tage vorausging, war in keiner der Weiberbaracken der Schlaf eingeekehrt. Niemand hätte die Worte, die in dieser Nacht auf den Schlafpritschen von Ohr zu Ohr gingen, auf gleichen Inhalt zu bringen vermocht, und doch war es ein gleiches Gefühl gewesen, das aus all diesen Worten erwuchs: daß der Ingenieur Laszlo nicht seine Frau, nein, alle Liebe in der Welt umgebracht hätte, nicht einen Menschen, sondern die Ehre der ganzen Menschheit. Der Tod Marias wurde zum Symbol allen Weiberschicksals.³⁶

Auf einen Streik war auf der Baustelle niemand gefaßt. In diesem Augenblick heulte die Sirene mitten während der Schichtzeit. Wie auf ein Kommando warfen die Weiber ihre Karren hin. Die Weiber ordneten sich in Reihen. Drüben bei den Fangdämmen, in Kilometerweite, bildete sich

gleichfalls eine bunte Kolonne.

„Was ist los?“ rief Professor Poletika.

„Ich weiß es nicht“, antwortete Sadykow verwundert.

Die Weiber rückten gegen die Stadt vor, sie marschierten schnell, schweigsam und sachlich. Über den Wiesen glänzte die Sonne, weiße Wolken kräuselten sich am Himmel. Die Julisonne ließ alle Farben glänzen, alle Hitze vom Erdboden zurückströmen. Im gleichen Augenblick, wo die Sirene heulte, traten aus Laszlos Wohnung Männer heraus und trugen den Sarg Marias zur Stadt. Und von allen Seiten des Baues strebten die Kolonnen der Weiber dem Sarge zu.³⁷

Zu den Gerichten hatten die Frauen kein Vertrauen. Sie wollten sofort handeln, alles selbst in die Hand nehmen.

„Schmeißt ihn zum Teufel hinein in die Grube!“ schrie Dascha und stieß Laszlo noch einmal vor die Brust. „Oder nein! Mit dir werden wir auch ohne Grab fertig!“ (..)

„Genossinnen! Frauen! Wir sind organisierte Proletarierinnen! Das Gericht mag ihn freisprechen, aber wir, wir Weiber müssen selbst für unser Leben eintreten, und wir sprechen ihn schuldig! Wir werden selbst Gericht halten! ...“³⁸

Ihre Wut drückte ihre ganze Erniedrigung aus, die sie zu erdulden hatten. „Nein, in den Gesichtern der Weiber war keine Lüsterheit. Es war das Massengefühl des Hasses, das Massengefühl der Kränkung um ihrer selbst willen, um des kollektiven Weiberschicksals willen.“³⁹

Der Ingenieur aber, gegen den sich diese Wut richtete, konnte auf die Solidarität der männlichen Arbeiter rechnen, den Museumskustos und den Totengräber eingeschlossen. Auch die Miliz steht auf seiner Seite.

„Edgar Iwanowitsch! Edgar Iwanowitsch, hören Sie doch endlich!“ Laszlo sah nicht, wer zu ihm sprach, er spürte nur einen Hauch von Schnaps und Zwiebeln an seiner Wange. „Es wird gefährlich! Ich hab’ nach der Stadt um berittene Miliz geschickt!“

Laszlo sah auf. Der Museumskustos, der Gribojedow, stand vor ihm, erschrocken, verstört, schweißtriefend. „Diese Weiber werden Sie noch lynchen! Fliehen Sie!“ „Mach’ die Beine lang, Herr!“ pflichtete der Totengräber bei.⁴⁰

Und nachdem der Streik der Frauen niedergeschlagen ist, richtet sich die Aufmerksamkeit der örtlichen Parteiorgane und der Presse auf die Frauen:

„Und hier müssen wir den ruhmlosen Tod einer Frau bekanntgeben. Wegen der engen, rein örtlichen Aufgaben ist es unumgänglich, die Aufmerksamkeit auf die kulturell-aufklärende und Delegiertenarbeit unter den zurückgebliebenen Teilen der Frauen auf dem Bau zu richten ...“⁴¹

Der Widerstand der Frauen wird nicht als ein richtiger begriffen, sondern weil die Frauen einen Streik führten, gelten sie als rückständig.

Die Darstellung Pilnjaks, die sich auf Fakten stützt, ist nicht die einzige. Gladkov beschreibt eine Textilarbeiterin und Funktionärin in einer Grundorganisation der Partei, die sich gegen die männliche Vorherrschaft aufbäumt:

„Erbarmungsloser Krieg . . . Bürgerkrieg gegen die Männer? . . . Jetzt wie immer, an der Macht sind sie . . . Teufel nochmal! Aber es kommt die Zeit wo es auch für die eine wütende Tscheka geben wird.“⁴²

Anfang an ausgeschlossen. Die selbständige Organisierung galt als Relikt der bürgerlichen Frauenbewegung, die die sozialistische, sozialdemokratische oder kommunistische ausdrücklich bekämpfte. Lenins Haltung in der Frage der Organisierung der Frauen ist ebenso eindeutig wie die der übrigen Bolschewiki:

„Keine Sondervereinigungen für Kommunistinnen.“⁴³

Anders dagegen seien die Kommissionen der Partei einzuschätzen, die die „breitesten Frauenmassen zu wecken, mit der Partei zu verbinden und dauernd unter ihrem Einfluß zu halten“ hatten. „Das ist nicht Feminismus, das ist praktische revolutionäre Zweckmäßigkeit.“⁴⁴

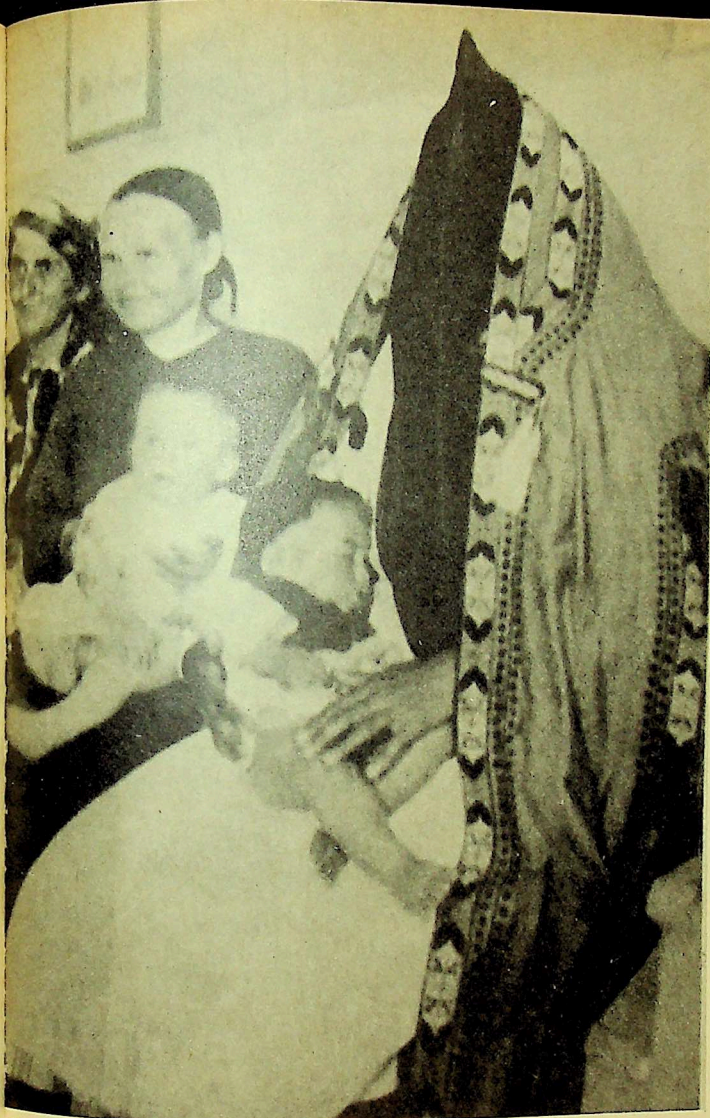
Das impliziert für Alexandra Kollontai, daß die kommunistische Partei „sich außer den vielen anderen Aufgaben noch die Aufgabe gestellt hat: die Frau zum öffentlichen Leben, zur eifrigen Mitarbeit an dem Aufbau einer neuen Zukunft und zur bewußten Verteidigung der ersten Arbeiterrepublik der Welt gegen ihre äußeren und inneren Feinde heranzuziehen.“⁴⁵

Auch sie geht davon aus, daß es der selbständigen Frauenbewegung nicht bedarf. 1921 schreibt sie: „eine ‘selbständige’ (!) Frauenbewegung existiert in Räterußland nicht. Der Kampf um die Diktatur des Proletariats und ihre Festigung, die ganze schöpferische Arbeit einer neuen werktätigen Gesellschaft wird von russischen Proletariern beider Geschlechter gemeinsam geführt.“⁴⁶

Damit es gar nicht erst zu einer selbständigen Bewegung der Frauen kam, sorgte die KPR(b). Sie sorgte für eine sorgfältige Auswahl der Frauen, die in den Delegiertenversammlungen zu Wort kamen:

„Während der ersten Periode konnte man gar nicht an wirkliche ernste Delegiertenwahlen denken. Wir bedurften der Spitzen der Arbeiterinnen, die instande waren, vor allen anderen die allgemeine Lage der Dinge zu erkennen, sich früher als alle anderen unserer Partei anzuschließen und gemeinsam mit dieser aktiv am Kampf und Aufbau teilzunehmen. Darum waren die ersten Delegiertenversammlungen nichts anderes als Versammlungen der aktiven Arbeiterinnen.“⁴⁷

Die Auswahl dieser Arbeiterinnen geschah ganz bewußt: „Man sichtete



In der Mütterberatungsstelle im Frauenclub von Taschkent

ДАДИМ КОРМА ПТИЦЕ
ПIONEРЫ ВЫХОДЯТ
НА РЫБНУЮ ЛОВЛЮ



КОММУНЕ ЛИ ВЫ ЭТО
В КОММУНЕ БЫЛО КИНО

Wandzeitung in einer Frauenkommune

sie in den Betrieben, in den Institutionen, wählte sie aus den Konferenzen, aus den Versammlungen, man bemerkte sie auf Meetings und zog sie hervor.“⁴⁸

Hervorgezogen wurden immer neue Arbeiterinnen. Diejenigen – „die größten Schreierinnen“ wurden nicht mehr gewählt, wenn sie sich nicht überzeugen ließen: „Die Delegiertenversammlungen hatten eine sich unaufhörlich ändernde Zusammensetzung, wobei die erste aktive Arbeiterinnengruppe allmählich ausgeschaltet wurde.“⁴⁹

Im November 1918 wurde von den Frauen in der KPR die erste Konferenz der Arbeiterinnen und Bäuerinnen einberufen. Über 1000 Delegierte kamen aus allen Republiken. Diese Konferenz war der Ausgangspunkt für die Organisation der Frauen. Es wurden Kommissionen für die Agitation und Propaganda unter den Frauen gebildet, die nicht nur in Worten sondern durch konkrete Hilfe den Frauen beistehen sollten. Zusätzlich wurde die Konferenz der Delegierten geschaffen. Jedes Unternehmen entsandte zu der Delegiertenversammlung der Arbeiterinnen 1 Delegierte auf je 25–30 Arbeiterinnen, die für 3 Monate gewählt wurden. Auf den Delegiertenversammlungen bekamen die Frauen Informationen über die politische Lage, über sozialistische Erziehung, Ernährung und den Mutterschutz. Die Frauen wurden mit Tatsachen bekanntgemacht, die nach Kollontai „unmittelbar dazu beitragen, die Arbeiterfrau von den kleinbürgerlichen Vorurteilen zu befreien.“⁵⁰

Diese Arbeit der konkreten Hilfeleistung wurde bald reduziert. Die Frauenabteilungen sollten mehr die Gesetzgebung unterstützen. 1919 wurden die Frauenkommissionen reorganisiert. Die Partei setzte an ihre Stelle „Abteilungen der Arbeit unter Frauen“, die zönotdely. Diese regten Gesetzesvorlagen an, wie z.B. die Freigabe der Abtreibung, das Gesetz über die Heranziehung der Arbeiterin zum Wiederaufbau der Wirtschaft, Regelungen des Mutterschutzes, der Bekämpfung der Prostitution stammen von den zönotdely.

Die Frauenabteilungen der Partei bestanden aus Männern und Frauen der Partei. Sie standen in Verbindung mit einem Netz von Delegierten, das 1920 ca. 60 000 Frauen umfaßte, die mit der Politik der KPR sympathisierten.

Trotzdem wird der Arbeit der Frauenabteilungen nicht genügend Beachtung geschenkt. Auf dem XI. Parteitag 1922 beklagt sich die Vorsitzende der Frauenabteilungen S. Smidovič, daß die Abteilungen in ihrer praktischen Arbeit keine Unterstützung fänden. Es sei besser, die Abteilungen zu liquidieren und zuzugeben, daß sie nicht nötig seien, als sie in einem erbärmlichen Zustand dahinvegetieren zu lassen.⁵¹

Die Vorbehalte gegen eine autonome Organisation der Frauen werden

damit begründet, daß es keine spezifischen weiblich-proletarischen Interessen gibt.⁵²

Wenn aber eine besondere Benachteiligung der arbeitenden Frau in der Sowjetunion besteht – und die ist ja ausreichend bekannt gewesen, wurde auf jedem Partei- und Gewerkschaftskongreß beklagt – wenn es also diese Benachteiligung gibt, dann müßten Frauen sich selbständig gegen sie organisieren können. Wenn sie das nicht können, kommt dies einer Ablehnung gleich, die Interessen der Frauen überhaupt zu vertreten. 1929 wurden die Frauenabteilungen tatsächlich aufgelöst.

Meiner Ansicht nach bildet die Frage der selbständigen Organisation den Hauptkritikpunkt, den die westliche Frauenbewegung an der Entwicklung in der UdSSR vortragen muß. Denn die Chance, in einer Gesellschaft etwas zu verändern, besteht nur in der Organisation gegen konkrete Unterdrückung. Das gilt auch für die Frauen. Die Entwicklung in der Sowjetunion hätte nicht so verlaufen können, wenn die Organisationsfreiheit erhalten geblieben wäre. Die Unterdrückung der Frauen hätte nicht so zunehmen können, wenn sich die Frauen gegen die Unterdrückung hätten organisieren können.

Sibylle Plogstedt

Anmerkungen

- 1) Russisches Bürgerliches Gesetzbuch
- 2) Aus dem Domostroj, Russischer Sittenkodex des 16. Jahrhunderts
- 3) Also den 8. März
- 4) Trotzki, „Geschichte der russischen Revolution“, Frankfurt 1973, p. 95
- 5) a.a.O.
- 6) Nach F. Halle, „Frauenemanzipation“, Berlin 1973, p. 138
- 7) Russische Pressekorrespondenz 1921, p. 931
- 8) a.a.O.
- 9) Halle, a.a.O., p. 146
- 10) A. Kollontai, a.a.O.
- 11) Halle, a.a.O., p. 150
- 12) Kollontai, a.a.O.
- 13) a.a.O.
- 14) Lenin, „Die große Initiative“, AW Bd 2, Moskau 1947, p. 578
- 15) Trotzki, „Fragen des Alltagslebens“, Berlin 1973, p. 129
- 16) a.a.O., p. 127
- 17) a.a.O., p. 121
- 18) a.a.O., p. 125

- 19) Pasemkova 1925, zit. nach A. Metz, „Oktoberrevolution und Frauenemanzipation“, Diplomarbeit
- 20) Batkis, „Geschlechtsleben der russischen Jugend“, in: Neue Generation, Band 21, 1925, p. 46; diesen Hinweis verdanke ich A. Metz
- 20a) Charcev/Golod, „Berufstätige Frau und Familie“, Berlin 1972, p. 88
- 21) L. Trotzki, „Verratene Revolution“, 1936, p. 145
- 22) a.a.O., p. 144
- 23) a.a.O., p. 149
- 24) Schlesinger, „The family in the USSR“, 1949, p. 368 f
- 25) Trud 12.10.21
- 26) Trud 24.8.22
- 27) Rogacevskaja, Likvidacija bezraboticy v SSR 1917–1930, Moskva 1973, p. 149
- 28) Rašin, Ženskij trud v SSSR, Moskva 1928, p. 12
- 29) a.a.O.
- 30) a.a.O., p. 14
- 31) a.a.O.
- 32) a.a.O., p. 44 f
- 33) RPK 1920, Nr. 1920, p. 1213
- 34) a.a.O.
- 35) a.a.O.
- 36) Boris Pilnjak, „Die Wolga fällt ins Kaspische Meer“, Berlin 1930, p. 303 f
- 37) a.a.O.
- 38) a.a.O., p. 307
- 39) a.a.O., p. 309
- 40) a.a.O., p. 309 f
- 41) novaja reka, 13.7.1929
- 42) Fjodor Gladkov, Marussja stiftet Verwirrung, Wien, Leipzig 1930, p. 65; diesen Hinweis verdanke ich Anneliese Metz
- 43) Klara Zetkin, „Erinnerungen an Lenin“, Wien, Berlin 1929, p. 68
- 44) a.a.O., p. 69
- 45) RPK 1921, Nr. 10–11, p. 930
- 46) a.a.O.
- 47) Mojrova, „Die Delegiertenversammlungen und ihre Rolle in der Arbeit der Partei unter den Arbeiterinnen und Bäuerinnen“, in: Die Arbeit der KPR unter den Frauen, Hamburg, 1924, p. 16
- 48) a.a.O.
- 49) a.a.O.
- 50) RPK 1921, p. 932
- 51) XI. S'jezd RKP(b), stenografičeskij otčet, Moskva 1961, p. 457
- 52) Vgl. E. Lerner, Ženskij trud i nep, 1928

Die Dolchstoßlegende der Linken: „Frauen haben Hitler an die Macht gebracht“

Thesen zur Geschichte der Frauen am Vorabend des Dritten Reichs

Vorspann

Das folgende Referat ist nicht das Ergebnis einer jahrelangen Forschungsarbeit, sondern basiert auf einer halbjährigen Vorstudie für ein größeres Forschungsprojekt zum Thema Frauen im Faschismus. Dieser Beitrag zur Sommeruniversität kann deshalb auch nicht beanspruchen, das teilweise Ergebnis einer feministischen Wissenschaft zu sein. Er ist vielmehr der Versuch, den Ring des Schweigens um die jüngste deutsche Vergangenheit – auch in der Frauenbewegung – zu durchbrechen. Gerade eine Frauenbewegung in Deutschland kann sich nicht an einer harten und realistischen Auseinandersetzung mit dem Entstehen und der Herrschaft des Nationalsozialismus vorbeimogeln – etwa mit dem Hinweis, der Faschismus sei eben der Ausdruck der schlimmsten Männerherrschaft – wenn sie als politische Bewegung auch von unseren Müttern ernst genommen werden will. In einer solchen Auseinandersetzung genügt es nicht, die Leidensgeschichte von Frauen zu vervollständigen, sondern die aktive Komplizenschaft einiger Frauen und das passive sich Wegdücken der Majorität der Frauen müssen diskutiert und die subjektiven und objektiven Beweggründe für ein solches Verhalten aufgedeckt werden. (Die evtl. männlichen Leser seien aber gewarnt: Selbst wenn im folgenden fast ausschließlich von Frauen die Rede sein wird, so sind sie nicht „das Problem“ in diesem Zusammenhang. Das Problem sind „Männer“: die Ideologie, die Verhaltensweisen und das Selbstverständnis dessen, was als männlich bis heute ungebrochen in der deutschen Gesellschaft und vom individuellen Mann akzeptiert wird. 'Wenn man nicht von der Männlichkeitsideologie reden will, dann soll man über den Faschismus schweigen'.)

Das allgemein verbreitete Bild über Frauen in der NS-Gesellschaft ist widersprüchlich, verschwommen und mehr von der traditionellen und damit fa-

schistischen Ideologie über das „Wesen der Frau“ geprägt als von der historisch-konkreten Lebenssituation und der empirisch überprüften politischen Haltung der Masse der kleinbürgerlichen und proletarischen Frauen. Zwei ideologisierte Argumente werden uns immer wieder entgegen gehalten, selbst in der linken Literatur: Frauen als getretene, unterdrückte, passive Masse, die, zum reinen Gebärvieh degradiert, im Nationalsozialismus ihre schlimmste Erniedrigung der bisherigen Geschichte erfuhren. Oder das Gegenbild: Die jubelnde, hysterisierte Masse von Weibern, die nicht nur durch ihr Wahlverhalten vor 1933 Hitler an die Macht gebracht haben, sondern auch danach massenweise in Ohnmacht fielen, oder in Tränen ausbrachen, wenn sie den Führer in Massenaufmärschen zu Gesicht bekamen, die sich nichts sehnlicher wünschten, als dem Führer ein Kind zu gebären, die vor den Häusern des „Lebensborn“ Schlange standen, um sich von den Zuchtbullen der SS „begatten“ zu lassen. Nicht selten werden auch beide Züge verschmolzen: Das getretene Gebärvieh, das seine Erniedrigung und seine Ausbeutung freudig akzeptiert, weil es endlich wieder seinen Platz in der Gesellschaft zugewiesen bekommt. Damit wären wir wieder beim alten Vorurteil: Weiblich gleich masochistisch.

Die Literatur über „Frauen im Nationalsozialismus“ ist spärlich gesät. Abgesehen von einigen biographischen und autobiographischen Büchern, meist von oder über Gegnerinnen des NS-Regimes, abgesehen von Unterkapiteln in Büchern, in denen das Thema eher der Vollständigkeit halber mitbehandelt wird, und abgesehen von einigen Interpretationen, die nicht der Brillanz aber umso mehr der historischen Daten ermangeln¹, bleiben nur sehr wenige Arbeiten übrig, die als empirisch fundierte Analysen dieses Themas betrachtet werden können: von Clifford Kirkpatrick, Jill Stephenson und Timothy Mason². Aber diese Arbeiten reichen nicht aus, sie sind in zu großen Zeitabständen veröffentlicht worden, und vor allem: sie waren nicht begleitet von einer breiten politischen Auseinandersetzung unter Frauen, um die größten Fehleinschätzungen in der wissenschaftlichen Literatur – soweit Frauen überhaupt darin vorkommen – zu berichtigen und die gängigsten Vorurteile in der Bevölkerung auszulöschen.

Im folgenden werde ich aus dem Wust von Vorurteilen über Frauen im Faschismus eines herausgreifen, das ich für besonders gefährlich halte, weil es vor allem in den Organisationen der Arbeiterbewegung, auch in ihren fortschrittlichen Teilen, bis heute virulent ist: „Frauen haben durch ihr Wahlverhalten Hitler an die Macht gebracht.“

Dolchstoßlegenden

Es ist geradezu ein Charakteristikum der deutschen Männergesellschaft in der jüngeren Geschichte, die selbstverschuldeten nationalen Niederlagen den Frauen anzulasten, besonders wenn sich kein anderer, dem Ausmaß der Katastrophe angemessener Sündenbock findet. So wurde die Niederlage des 1. Weltkrieges vom deutschen Bürgertum damit erklärt, daß die Heimat der heldenhaften und im Felde unbesiegten Front in den Rücken gefallen sei.

Diese „Dolchstoßlegende“ wurde von der Heeresleitung ausgegeben, von weiten Kreisen der kleinbürgerlichen Männer enthusiastisch aufgenommen und selbst von einigen konservativ-bürgerlichen Frauen neuerevoll akzeptiert. Es ist richtig, daß die „Soldaten an der Heimatfront“ – also in der Majorität Arbeiterinnen und Hausfrauen – in den letzten beiden Kriegsjahren massiv gegen die Arbeits- und Lebensbedingungen revoltiert haben. Es ist auch wahrscheinlich (und einige neuere Studien bestätigen es), daß Frauen dabei häufig militanter waren als die im Lande gebliebenen Männer. Aber deswegen verlor der deutsche Imperialismus nicht den Krieg, bestenfalls wurde die Leidenszeit verkürzt und ein paar Tausend Menschen vor dem Tode bewahrt.

Der Sieg des Hitler-Faschismus 1933 ist die moralische Niederlage des ganzen deutschen Volkes. Es war ein Sieg des deutschen Bürgertums, das keine Moral hat, über die Arbeiterklasse; es war die selbstverschuldete Niederlage des deutschen Kleinbürgertums; und es war die blutigste Niederlage der deutschen Arbeiterbewegung – nicht selbstverschuldet – aber auch nicht ganz unverschuldet.

Mit dieser Niederlage kam eine neue Legende: „Die Frauen haben (Hitler) – vereinfacht ausgedrückt – entdeckt, gewählt, vergöttert.“ (Joachim Fest)³

„Niemals sind in der deutschen Geschichte gerade so viele Frauen einer politischen Partei zugeströmt wie der NSDAP – und nie hat eine Partei-ideologie die Frauen so erniedrigt wie die NSDAP. Zunehmende ‘Unwissenheit’ nennt Marx eine der Formen der Verelendung.“ (Jürgen Kuczynski)⁴

Es erstaunt uns nicht, daß die deutsche Bourgeoisie als zynischer Bankrottierer erneut eine „Umschuldung“ betreibt, bei der sie die Schuld an ihren verbrecherischen Abenteuern genau den Gruppen und Schichten in die Schuhe zu schieben versucht, die sich am meisten dagegen gewehrt oder nur widerwillig mitgemacht haben. Waren es nach dem 1. Weltkrieg die Arbeiterbewegung und die Frauen, so sind es dieses Mal nur die KPD, die angeblich zusammen mit den Nazis die Republik zerstört hat, und die

Frauen, die Hitler entdeckt und gewählt haben sollen. Uns wundert auch nicht, daß die deutschen Kleinbürger weinerlich und voller Selbstmitleid einen Sündenbock suchen, nachdem sie sich großmäulig und breitbeinig auch dem Führer als Helden zur Verfügung gestellt und bei ihrem erneuten Versuch das Vaterland zu retten wieder eins auf die Schnauze bekommen haben. Daß sie den Sündenbock u.a. in „den Frauen“ finden, ergibt sich fast zwingend aus dem antagonistischen Verhältnis der Geschlechter in dieser Klasse.

Schlimmer – und weitaus gefährlicher – ist, daß diese Legende auch von der Arbeiterbewegung transportiert wird, zwar nicht offen und direkt, sondern in Nebensätzen und Zwischenbemerkungen. Wer von uns hat noch nicht die – von einer müde-herablassenden Handbewegung begleitete – Bemerkung gehört: „Ach, die Weiber, die sind doch alle dem Adolf nachgelaufen.“ Die Legendenbildung in der Arbeiterbewegung ist so gefährlich, weil die Arbeiterparteien vor 1933 die einzige und danach die wichtigste soziale Kraft waren, die gegen die Nazis gekämpft hat. Dadurch gewinnt die Legende an Glaubwürdigkeit und erhält einen perfiden Dreh: Als die (männliche) Arbeiterklasse mutig gegen den Faschismus kämpfte, fielen ihr „die Frauen“ in den Rücken und brachten Hitler an die Macht. Das dümmliche und leicht zu entkräftende Sündenbockmärchen der Kleinbürger wird bei den Arbeitern zur Dolchstoßlegende. Deshalb ist es auch gerechtfertigt von der „Dolchstoßlegende der Linken“ zu sprechen.

Was ist nun wirklich los gewesen?

Selbst auf Grund der dünnen Datenbasis für das geschlechtsspezifische Wahlverhalten in den kritischen Jahren vor 1933⁵ und bei einer sehr groben Zusammenfassung der bisherigen Arbeiten über die politische Rolle der Frauen in der Weimarer Republik⁶ kann man sagen: Die Behauptung, die Frauen hätten Hitler an die Macht gebracht, ist eine böswillige Verleumdung. Sie haben die faschistische Bewegung weder durch ihre Mitgliedschaft in der Partei oder anderen NS-Organisationen zu einem politischen Machtfaktor gemacht, noch haben sie bei den verschiedenen Wahlen die Nazis besonders begünstigt. Bis 1930 haben Frauen wesentlich weniger als Männer die NSDAP gewählt. Wenn z.B. in der Reichstagswahl 1928 nur die Männer gewählt hätten, dann hätten die Nazis 16 Sitze erhalten. Aufgrund der Frauenstimmen erhielten sie aber nur 12 Sitze. Seit 1930 verringerte sich die Differenz zwischen dem Stimmanteil von Männern und Frauen für die NSDAP. Aber selbst bei den beiden Wahlen des Reichspräsidenten am 13. März und 10. April 1932 blieb ein geringer



Reichstagswahl März 1932



Dieselbe Litfaßsäule nur 18 Monate später (November 1933)

aber konsistenter Unterschied von 2 % weniger Frauen- als Männerstimmen für Hitler.

Aber selbst wenn in den letzten Wahlen vor der Machtübernahme Hitlers die Frauen in den protestantischen Großstädten dem verhängnisvollen Trend der Männer zur NSDAP gefolgt sind – für die ländlichen protestantischen Gegenden ist dies weiterhin fraglich⁷ –, so ist die bedeutend geringere Stimmabgabe für die Nazis von Frauen in den katholischen Gebieten Beweis genug, daß nicht die Frauen Hitler an die Macht gebracht haben. Es geht hier nicht darum, den Frauen nachträglich einen Persilschein zur Entnazifizierung auszustellen. Es kommt vielmehr darauf an, die immer wieder verdrehten Relationen richtig zu stellen. Die linke Dolchstoßlegende ist gefährlich, denn sie führt dazu, die Bedeutung der – leider nicht nur faschistischen, leider nicht nur kleinbürgerlichen und leider nicht überholten – Männlichkeitsideologie für das Entstehen und die Anziehungskraft der faschistischen Massenbewegung zu vertuschen. Wenn man die Legende akzeptiert, daß Frauen die Nazis an die Macht gebracht haben, dann wird der in allen Schichten Deutschlands fest verwurzelte Männlichkeitswahn zur unpolitischen Folklore verniedlicht und ist nicht mehr Leim für die faschistischen Mörder- und Schlägertrupps – in seiner latent homo-erotischen und offen brutalistischen Variante –; dann muß man nicht erkennen, daß diese Ideologie Anerkennung und Belohnung für das Millionenheer von kleinen Nazi-Amsträgern – in ihrer paternalistisch-autoritären Variante. Wenn aber dieses „Deutsche Kulturgut“ nur ungefährliche Folklore ist, dann braucht man es auch nicht bei sich, in den eigenen Organisationen zu bekämpfen.

Wenn die Frauen den Dolch in den Rücken der Arbeiterbewegung gestoßen haben, dann brauchen die beiden großen Arbeiterparteien ihr eigenes historisches Versagen angesichts der faschistischen Gefahr nicht kritisch aufzuarbeiten. Dann muß die SPD nicht einsehen, daß ihre Reformpolitik in kapitalistischen Krisen in eine Sackgasse führt. Die KPD und ihre verschiedenen Nachfolgeorganisationen brauchen dann nicht einzusehen, daß verbale Radikalität eine realistische revolutionäre Politik nicht ersetzen kann. Und beide Arbeiterparteien brauchen nicht zuzugeben, daß ihr selbstmörderischer Parteienkrieg gegeneinander angesichts der unmittelbaren faschistischen Gefahr die Kampfkraft der Arbeiterklasse gelähmt und eine Abwehrfront gegen die Nazis verhindert hat. Globale und plakative Anschuldigungen gegen „die Frauen“, wie sie in dieser Dolchstoßlegende von links zum Ausdruck kommen, sind unpolitisch und ungerecht und verhindern eine selbstkritische Diskussion in der Arbeiterbewegung. Kein linker hat je den männlichen Teil der deutschen Bevölkerung kollektiv und massenunspezifisch für die Verbrechen des NS-Regimes verantwort-

lich gemacht. Was soll also dieser klassenunspezifische Vorwurf?

Natürlich haben Frauen die NSDAP und Hitler gewählt: In der oben erwähnten Reichspräsidentenwahl (1. Wahlgang) ein Viertel aller Wählerinnen – erschreckend viele für die explizit antifeministische Position dieser Partei. Wer waren diese Wählerinnen? Was waren ihre Gründe? Haben kleinbürgerliche Frauen ebenso zahlreich wie die Männer ihrer Klasse, die weiblichen Angestellten im selben Verhältnis wie ihre männlichen Kollegen, Akademikerinnen genauso häufig wie Akademiker die NSDAP gewählt? Besonders wichtig wäre für uns eine Antwort auf die Frage, ob Berufstätige oder sogenannte „Nur-Hausfrauen“ eher zur NSDAP tendierten, ob es zwischen Frauen mit einem relativ gesicherten Beruf und solchen, die als ungelernete Arbeiterin oder untere Angestellte zur weiblichen Reservearmee gehörten, einen politischen Unterschied gab. All diese für die Frauenbewegung heute wichtigen politischen Fragen sind noch unbeantwortet.

Ich werde im folgenden versuchen, einen Erklärungsrahmen zu skizzieren, in dem, wie ich meine, zukünftige Untersuchungen angesiedelt werden müßten, um das widersprüchlich erscheinende politische Verhalten von Frauen in der Weimarer Republik und in der Nazizeit zu deuten. Wenn ich dabei hauptsächlich von ihrem Wohlverhalten ausgehe, so nicht deshalb, weil ich dies für den wichtigsten, oder gar den einzig relevanten Ausdruck des politischen Verhaltens ansehe, sondern weil es für diesen Bereich die meisten empirischen Daten gibt und er in einzelnen Analysen am besten aufgearbeitet ist⁸.

Frauen, die ewig konservativen Wähler?

Die Frauenstimmen für die Nationalsozialisten müssen im Zusammenhang mit dem konservativen Wahlverhalten der Frauen in der Weimarer Republik gesehen werden. Frauen stimmten weit mehr als Männer für konservative, bürgerliche Parteien, besonders für die katholische Zentrumspartei, die Bayerische Volkspartei (BVP) und die Deutsch-Nationale Volkspartei (DNVP). Hätten z.B. in der oben erwähnten Reichstagswahl im Jahre 1928 die Frauen nicht gewählt, so hätten die Zentrumspartei 12 Sitze und die Deutsch-Nationale Volkspartei 9 Sitze weniger erhalten und die SPD hätte nicht 4 und die KPD nicht 8 Sitze eingebüßt

Die Enttäuschung, die Wut der Arbeiterparteien, besonders der KPD, über die Tatsache, daß die Frauenstimmen ihren Wahlerfolg im Verhältnis zu den bürgerlichen Parteien verminderten, ist eine weitere Ursache für die Legende, daß „Frauen Hitler an die Macht gebracht haben“. Dies muß vor dem Hintergrund der verhängnisvollen „Sozialfaschismustheorie“ ge-

sehen werden, mit der die KPD in Bausch und Bogen alle bürgerlichen Parteien und sogar die SPD mit den Nazis gleichsetzte.

Wie läßt sich nun die offensichtlich konservative Grundeinstellung der Majorität der Frauen erklären? Bisher sind uns nur linke und rechte Varianten des üblichen Vorurteils „Frauen sind eben rückständig“ geliefert worden. Der Bogen spannt sich vom linken Argument: „Wegen der isolierten Arbeit im Haushalt haben es Frauen schwerer, sich mit ihrer Klasse zu solidarisieren“ bis zur rechten Ideologie: „Die Frau als Hüterin des neuen Lebens ist von Natur aus die Bewahrende“.

Emanzipation ohne Basis

Renate Bridenthal hat in einem Artikel die bisher plausibelste Erklärung gegeben⁹. Sie weist nach, daß sich im Gegensatz zur allgemein akzeptierten Auffassung die Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten für Frauen in der Weimarer Republik – verglichen mit der Zeit vor dem ersten Weltkrieg – nicht oder nur in einem unbedeutenden Ausmaß vergrößert hatten. Zwar erweiterte sich der Arbeitsmarkt, ihm stand aber auch eine gewachsene arbeitsfähige Bevölkerung gegenüber. So gab es 1925, verglichen mit 1906, 4,3 Millionen mehr Frauen in der Bevölkerung. Aber nur 2,9 Millionen mehr Frauen waren erwerbstätig (einschließlich der „mithelfenden Familienangehörigen“), während sich im gleichen Zeitraum die männliche Bevölkerung nur um 3,0 Millionen vergrößerte, nahm die Anzahl der männlichen Beschäftigten um 3,8 Millionen zu. (Wer hat hier wohl wem die Arbeitsplätze weggenommen?)

Bei der immer wieder zitierten epochalen Ausweitung der Frauenarbeit in den zwanziger Jahren scheint es sich eher um ein gigantisches Verschiebungsmanöver der weiblichen Arbeitskräfte gehandelt zu haben. Einerseits wurden Frauen mit der Rationalisierungswelle Mitte der zwanziger Jahre vom Land in die Städte gezogen, um dann im Dritten Reich als Landjahr- und Arbeitsdienstmädchen gewaltsam wieder zurücktransportiert zu werden. Andererseits wurden viele weibliche Arbeitsplätze in der Konsumgüterindustrie wegrationalisiert. Gleichzeitig vervielfachten sich die Arbeitsmöglichkeiten für Frauen im staatlichen und privaten Angestelltenbereich, natürlich auf den unteren Ebenen. Aber auch in den neuen Produktionszweigen in der metallverarbeitenden Industrie, der Elektro- und der pharmazeutischen Industrie, eröffnete sich für viele Tausende von Frauen die Karriere der Fließbandarbeit. Außerdem expandierte der soziale Dienstleistungssektor im Erziehungs- und Gesundheitswesen, wo eine relativ große Zahl von Frauen eine zumindest halbwegs qualifizierte Arbeit fand.

Die wenigen von Frauen besetzten Stellen im akademischen Bereich, z.B. in der Justiz und den Hochschulen, können kaum als weiblicher Arbeitsmarkt bezeichnet werden. Das Spektakel, das um die Akademikerinnen inszeniert wurde, überstieg bei weitem ihre wirkliche Bedeutung: Von den Liberalen als Beispiel für die gelungene Emanzipation zitiert und von den Konservativen als Beweis des Sittenverfalls in der Republik und der bedrohenden Verdrängung von Männern durch Frauen denunziert, wurden die wenigen Akademikerinnen in das Rampenlicht der Öffentlichkeit gezerrt. Als zu Beginn der dreißiger Jahre Frauen sich immerhin fast 20 % aller Studienplätze erkämpft hatten, in Mathematik und Physik sogar 25 %, man also von einem potentiellen akademischen Arbeitsmarkt für Frauen hätte sprechen können, begannen die männlichen Studenten, meist in rechtsradikalen Korporationen organisiert, einen lautstarken und brutalen Kampf gegen Frauen in den Universitäten, den sie nach der Machtübernahme der Nazis gewannen¹⁰.

So hatten sich also die an das allgemeine Wahlrecht und die bürgerliche Demokratie geknüpften Erwartungen vieler Frauen, unabhängig von Mann und Familie einen Lebensunterhalt verdienen zu können, insgesamt nicht erfüllt. Nur in wenigen kleinen Teilbereichen verbesserte sich die ökonomische Lage der Frau. Die in der Präambel der Weimarer Verfassung deklarierte „Gleichheit zwischen Mann und Frau“ wurde nicht in konkrete Gesetze umgesetzt: Im Familien-, Arbeits- und Strafrecht (z.B. § 218) blieb alles beim alten, wie im finsternen Kaiserreich. Bridenthal zieht aus diesen Tatsachen den Schluß: „Selbst wenn Frauen in traditionell männliche Berufe eindringen, wurden sie weder gleich bezahlt, noch gleich behandelt. Und eine politische Lösung dieses Problems war nicht in Sicht. Ohne eine entsprechende Alternative blieben Frauen dem althergebrachten Kinder-, Küche-, Kirche-Ethos verhaftet und sahen in der Emanzipation eher eine Bedrohung als einen Segen . . . Das Heim war für die deutsche Frau, was der Handwerksbetrieb oder der kleine Hof für den deutschen Mann war. Es bedeutete Status, Unabhängigkeit, Ansehen und Sicherheit. Es war, kurz gesagt, ein Territorium, das es zu verteidigen galt. Die Sorge der Frauen, ihre traditionelle Nische in der Gesellschaft zu verlieren, war vergleichbar der Furcht der Männer vor der Proletarisierung. (. . .) So sollte es uns nicht überraschen, daß die Frauen der Weimarer Republik die Möglichkeit ihrer Emanzipation nicht beim Schopfe faßten und sogar politisch ablehnten. Konservative Politiker begriffen die Anziehungskraft der Tradition in Zeiten der Unsicherheit. Im Gegensatz zu den liberalen und linken Parteien, konnten sie diese Angst in politische Propaganda ummünzen.“¹¹

Ich stimme mit Bridenthal darin überein, daß sich die Existenzmöglichkeiten für Frauen durch bezahlte Arbeit in der Weimarer Republik nicht

vergrößert, daß sie sich während der großen Wirtschaftskrise sogar verringert hatten. Für zwei Drittel aller Frauen blieb die Hausarbeit in der eigenen Familie weiterhin die einzige Überlebensmöglichkeit und für den größten Teil der erwerbstätigen Frauen eine zusätzliche, aber notwendige Existenzsicherung. Nur der relativ geringe Anteil von Facharbeiterinnen und Frauen in anderen qualifizierten Berufen mit einem, den Männern vergleichbar gesicherten Arbeitsverhältnis, konnte sich erlauben, über die Genesung der deutschen Familie und die Verherrlichung der deutschen Hausfrau und Mutter als propagandistische Bauernfängerei konservativer und nationalsozialistischer Politiker hinwegzugehen.

Bridenthal mißt aber meines Erachtens der Emanzipationshoffnung und -frustration und der Angstreaktion der Frauen auf das Schreckensbild der emanzipierten Frau zu große Bedeutung bei. Ich glaube, daß das Gros der kleinbürgerlichen Frauen sehr viel gelassener auf das Zerrbild des Zigaretten-rauchenden Blaustrumpfes reagierten, als ihre männlichen Gegenstücke an den Stammtischen. Und proletarischen Frauen muß das Geschrei um die emanzipierte Frau wie das Getümmel aus einer anderen Welt vorgekommen sein. (Wir dürfen nicht vergessen, daß das, was uns als öffentliche Meinung entgegentritt, damals wie heute bestenfalls die Meinung der Männer aus dem Bürgertum und Kleinbürgertum darstellt.) Das konservative Wahlverhalten eines großen Teils der Frauen ist so nicht zu erklären. Tiefergreifende soziale Vorgänge müssen in die Interpretation einbezogen werden.

Die Familienrevolution

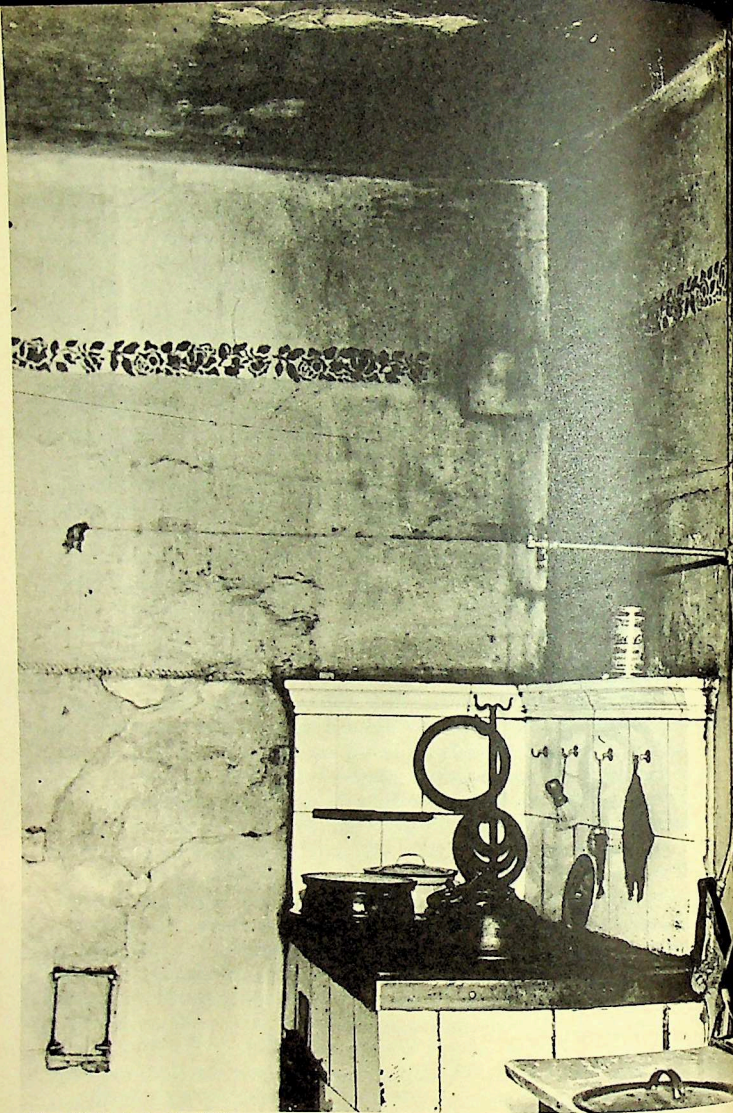
Eine existentielle Revolution für das Leben der Frauen und zugleich eine soziale und ökonomische Umwälzung von ungeheurer Tragweite für die gesamte Bevölkerung vollzog sich in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen: Die Umwandlung von der „Großfamilie“ zur „Kleinfamilie“, genauer gesagt: vom „erweiterten“ Haushalt mit einer, wenn auch nur kleinen, vom kapitalistischen Markt unabhängigen ökonomischen Basis zum subsistenzlosen Kleinhaushalt, der nur die Kernfamilie (Eltern und Kinder) umfaßt. Von den Zeitgenossen sicher nicht unbemerkt, aber unbeachtet, blieb diese tiefgreifende Veränderung der Gesellschaft den Sozialwissenschaftlern und Zeitgeschichtlern aller Schattierungen bisher verborgen. Wurde z.B. dem vergleichsweise begrenzten Phänomen wie der Proletarisierung der kleinbürgerlichen Männer und den politischen Auswirkungen dieses Prozesses viele Aufsätze und Bücher gewidmet, so blieb es meines Wissens Timothy Mason vorbehalten, auf diese „Familienrevolution“

hinzuweisen: „Die allgemeine Vorherrschaft der spezifisch-modernen städtischen bzw. vorstädtischen Kleinfamilie, in der die Frau entweder nur Haushaltsarbeit verrichtet oder aber regelmäßig als Lohn- bzw. Gehaltsempfängerin arbeitet, ist eine jüngere Erscheinung, als kritische Sozialwissenschaftler anzunehmen geneigt waren. Die Entwicklung und Verbreitung dieses Typus der Kleinfamilie kam als Trend vor allem während der Zwischenkriegsjahre zur Geltung und die tatsächlichen – im Gegensatz zur demagogisch propagierten – ‘Errungenschaften’ des Nationalsozialismus bestand zunächst in der Beschleunigung dieses Trends“¹².

In der Bevölkerungsstatistik wird diese soziale Umwälzung in zwei gegensätzlichen Tendenzen sichtbar: der Zunahme der Anzahl der Haushalte, bei gleichzeitiger Verringerung der Haushaltsgröße. Trotz der Auswirkungen des ersten Weltkrieges, des Massensterbens von Männern im heiratsfähigen Alter und des „Frauenüberschusses“ war 1925 die Anzahl der Haushalte 20 % größer als in demselben Gebiet um 1910. Das bedeutete vor allem eine Zunahme der kleinen Haushalte: Die Anzahl der Haushalte mit drei Personen stieg in diesen 15 Jahren um 50 % an, mit zwei Personen um 39 % und mit vier Personen um 34 %.

Gleichzeitig sank die Anzahl der mittleren und großen Haushalte. Umfaßten 1910 noch 27,6 % aller Haushalte mehr als sechs Personen (inclusive Gesellen und Dienstboten), so waren es 1925 nur noch 19,7 %¹³. Mason erwähnt nicht, daß das Schrumpfen der Haushalte selbst nur eine Folge der Veränderung der ökonomischen und ökologischen Basis der Familie war. Diese ökonomische Veränderung ist aber entscheidender für die Situation der proletarischen und kleinbürgerlichen Frauen in den Städten als das Schrumpfen des Familienverbandes an sich.

Noch im 19. Jahrhundert besaß der größte Teil der lohnabhängigen Bevölkerung ein Haus und ein mehr oder weniger großes Stück Land. Mit der Konzentration des Kapitals und der Zentralisierung der industriellen Produktion in den Großstädten verlor die nachwandernde Bevölkerung diese, vom Lohn unabhängige, Subsistenzbasis: die Möglichkeit, Gemüse und Kartoffeln anzubauen, ein paar Hühner, Kaninchen, vielleicht sogar ein Schwein zu halten. Auf dieser Subsistenzbasis lebte meist eine Dreigenerationenfamilie und ein oder mehrere unverheiratete „Kostgänger“, die einen Teil ihres Lohnes an die Hausfrau ablieferten. Der Lebensstandard in diesem erweiterten Haushalt war nicht unbedingt besser, in vielen Fällen eher schlechter als in der modernen Kleinfamilie. Aber für die proletarischen Frauen bedeutete die erweiterte Familie und die minimale Subsistenzbasis eine gewisse existenzielle Unabhängigkeit, die Sicherheit, mit den Kindern irgendwie durchzukommen, selbst wenn der Ehemann auf Nimmerwiedersehen verschwand, arbeitslos wurde, starb, oder den Wochen-



Eine Küche in Berlin 1932:
Subsistenzbasis der verheirateten Frauen . . . Status, Unabhängigkeit, Ansehen
und Sicherheit?



Obdachlosenasyl für Frauen: Überlebensemöglichkeit der Unverheirateten

lohn in der Kneipe verpraßte. In den zwei oder drei Kämmerchen im städtischen Mietshaus wurde die Lage der Frauen und Kinder äußerst prekär: jeder durchgebrachte Wochenlohn beschwor die existentielle Krise herauf, jeder durchgebrannte Ehemann bedeutete das Armenhaus.

Sicher, die Wandlung zur Kleinfamilie hieß möglicherweise weniger Arbeit, weniger Schinderei¹⁴. Aber wie relativ diese Erleichterung angesichts der existentiellen Verunsicherung war, beweist die Tatsache, daß die proletarischen Hausfrauen selbst unter den beengten Wohnverhältnissen der Großstädte zäh an ihren „Kostgängern“ und „Schlafburschen“ festhielten, bis ihnen in den 20er und 30er Jahren auch diese unabhängige Einkommensquelle durch die Vermehrung der Kleinfamilien, d.h. durch die geringer werdende Zahl von Ledigen abgeschnitten wurde. Schrebergärten, der meist nur handtuchgroße Ersatz für die verlorengegangene Subsistenzbasis spielen bis heute in der städtischen deutschen Arbeiterklasse eine wesentliche wirtschaftliche und soziale Rolle, wie wesentlich, das zeigen die patriarchalischen Zulassungsbedingungen: bis heute können sich nur Familien mit einem männlichen Haushaltsvorstand um einen Berliner Schrebergarten bewerben.

Die „Familienrevolution“ wirkt sich für die verschiedenen sozialen Schichten von Frauen unterschiedlich aus. Für die proletarischen Frauen war der Wegfall einer vom Lohn des Mannes unabhängigen Subsistenz mit weniger Arbeit verbunden. Für die kleinbürgerlichen und bäuerlichen Frauen bedeutete diese Entwicklung mehr Arbeit, denn sie mußten die in die Industrie abgewanderten Arbeitskräfte ersetzen. Für eine große Gruppe von unverheirateten Frauen, die unter den alten Verhältnissen ihr ganzes Leben das ausgebeutete und miserable Los von Dienstbotinnen, Mägden, Waschfrauen, Weißnäherinnen usw. hatten ertragen müssen, die ihre außerehelich Neugeborenen weggeben oder auf Kirchenstufen hatten aussetzen müssen, bestand nun die Hoffnung, ihre Kinder in einer eigenen Familie großziehen zu können. Nur für wenige Frauen schuf die Familienrevolution „Bedingungen unter denen die soziale und wirtschaftliche Emanzipation überhaupt erst mit Aussicht auf Erfolg diskutiert und vorangetrieben werden konnte“¹⁵ – für diejenigen Frauen nämlich, die eine qualifizierte und relativ stabile Berufsarbeit hatten. Die aber waren und blieben während der 20er Jahre meist unverheiratet.

Die Kryptofamilie in der Subökonomie

Aber die Entwicklung zur subsistenzlosen Kleinfamilie vollzog sich in der krisengeschüttelten Zeit vom Beginn des ersten bis zum Ende des zweiten Weltkrieges nicht gradlinig und für die Beteiligten einsehbar. Denn die



„Lebensmittelkrawalle“ 1920. Geplündertes Lebensmittelgeschäft in Berlin, Ackerstraße, Brunnenstraße

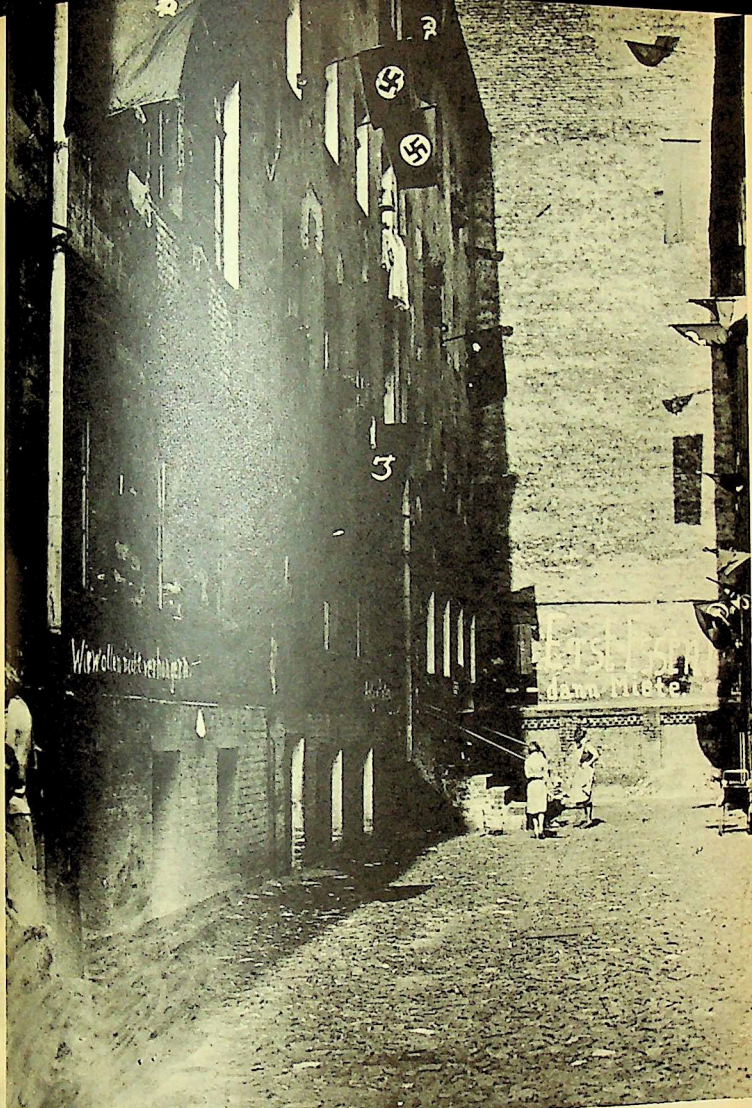
Schwarzmarkt, Berlin Alexanderplatz, 1927





Hungerjahre nach 1918: Hamsterer werden unterwegs kontrolliert.
Das „Organisieren verlangt eine ganze Arbeitskraft . . .

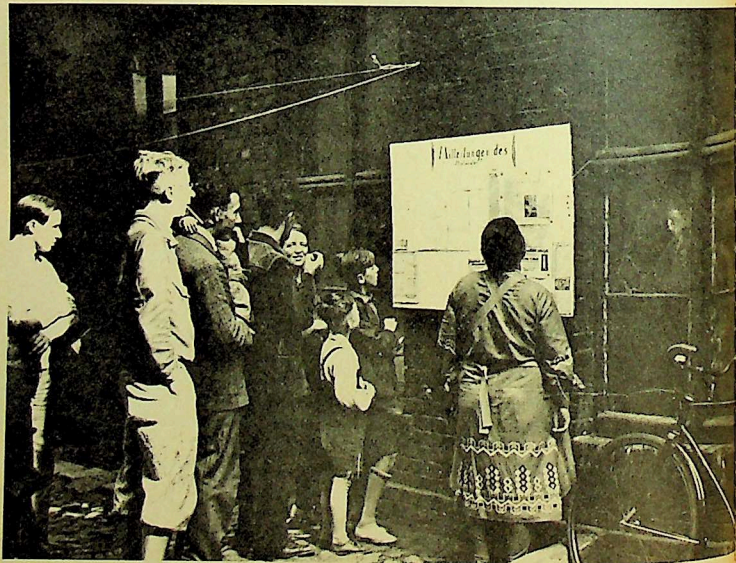
. . . deren Arbeit für die Familie oft „produktiver“ ist als die Arbeitskraft, die ihre acht Stunden in einer Fabrik ableistet. Holz sammeln in den Stadtrandgebieten



Rot gleich braun? Nein. Die Not war so groß, daß sich die kleinen Nazis dem Mieterstreik von Kommunisten und Sozialdemokraten in der Köpenickerstraße anschlossen (Berlin, September 1932)



Mitteilungstafel des Mitterrates



Kleinfamilien wurden zwar zunehmend subsistenzloser aber keinesfalls, wie die Sozialwissenschaftler bis heute annehmen, ökonomisch funktionslos. Die Krisen des Kapitalismus bringen spezifische Lebensverhältnisse hervor, in denen die Haushalte immer wieder eine lebenswichtige ökonomische Bedeutung bekommen.

Durch die Arbeitslosigkeit und/oder Inflation werden die realen Familieneinkommen gesenkt. Selbst die lebenswichtigen Konsumgüter werden auf dem Markt unerschwinglich teuer, wie in der großen Inflation oder in der Weltwirtschaftskrise geschehen. Denselben Effekt für die Bevölkerung, besonders für die Frauen, hat aber auch eine Krisenbewältigung durch Kriegsproduktion, selbst wenn die Volkswirtschaft dabei einen Aufschwung erlebt. Wenn „Kanonen statt Butter“ produziert werden, kommen zu wenige und zu teure Konsumgüter auf den Markt, obwohl es gleichzeitig eine Vollbeschäftigung, ja sogar eine Überbeschäftigung gibt, wie in den beiden Weltkriegen und eigentlich während der gesamten Periode des Dritten Reiches. Um das nackte Überleben der Familie zu sichern, muß die Frau dann die Haushaltsproduktion wieder ankurbeln, in einem Haushalt, der eigentlich gar nicht dafür eingerichtet ist: Zu dem üblichen Kleidernähen, Strümpfe stricken, Einkochen, kommen dann noch Kaninchen in der Küche und Hühner auf dem Balkon, Ährenlesen und Kartoffelstopeln usw. Der Schrebergarten gewinnt eine lebensnotwendige Bedeutung. Die, die wenig besitzen, können dann im Naturallohnsystem diejenigen ausbeuten, die gar nichts haben: Große Wäsche waschen gegen einen Beutel Erbsen. Das „Organisieren“ verlangt eine ganze Arbeitskraft, deren Arbeit für die Familie oft „produktiver“ ist als die Arbeitskraft, die ihre acht Stunden in einer Fabrik ableistet. Der hochentwickelte Kapitalismus schafft also durch seine Krisen eine primitive „Subökonomie“ mit vorkapitalistischen Zügen, die nicht nur ungeheuer unproduktiv ist, sondern auch verkrüppelt, weil ihr – zumindest in den Großstädten – die minimalsten Produktionsmittel fehlen. Der Haushalt scheint zwar, wie in der alten, erweiterten Familie, „ein Betrieb“ zu sein. Aber weil ihm nicht mehr wie früher die unabhängige Subsistenzbasis zugrunde liegt, kann die Frau jetzt auch nicht wieder ihre ehemalige ökonomische Selbständigkeit, die Möglichkeit allein zu überleben, zurückgewinnen. Für den noch beschäftigten Mann ist die Arbeit der Frau in der Subökonomie ein notwendiges Korrelat zu seinem Lohn, ohne diese Arbeit wäre sein Lohn nur einen Bruchteil wert. Für Frauen wird in Krisenzeiten die noch so kleine, zusammengepferchte und unerträgliche Kleinfamilie wieder zur einzigen Überlebensemöglichkeit. Sie reihen sich in die Subökonomie ein, weil sie auf dem offiziellen Arbeitsmarkt entweder keine Arbeit oder einen Lohn bekämen, von dem sie sich selbst unter eingeschränktesten Verhältnissen

die über „antifaschistische Bündnisse mit den kleinbürgerlichen Zwischenschichten“ spekulieren.

Die Feministinnen und Frauenrechtlerinnen aller Richtungen, von den Sozialistinnen, den radikalen Feministinnen bis zu den liberalen und konservativen Gruppierungen, hatten, zum Teil mit guten Gründen, nach 1918 explizit darauf verzichtet, ihre eigenen Parteien zu gründen und sich stattdessen in die bürgerlichen und proletarischen Parteien integriert. Durch diese Aufspaltung der bürgerlichen Frauenbewegung auf die verschiedenen Parteien wurde aber auch die Basis für eine überparteiliche Frauenbewegung zerrieben, die trotz aller ideologischen Differenzen zumindest in einigen Fragen eine gemeinsame Position hätte entwickeln und durchsetzen können. Das wirkte sich insbesondere im protestantischen Kleinbürgertum und in den abhängigen Mittelschichten verhängnisvoll aus: Der weibliche Konservatismus wurde ohne sich jemals artikulieren, geschweige denn zu einem politischen Faktor werden zu können, vom imperialistischen Nationalkonservatismus geschluckt. Als während der Weltwirtschaftskrise die politisch bankrotten nationalkonservativen Parteien zum Steigbügelhalter der NSDAP verkamen, wurde auch ein großer Teil der protestantischen Bäuerinnen und Kleinbürgerinnen in das Wählerpotential der NSDAP transportiert. Das bereits angesprochene Hinterherhinken der Frauen in diesem Trend bis 1932 deutet auf die verdeckte Existenz eines spezifischen „weiblichen Konservatismus“ hin.

Zwischen Wahlenthaltung und KPD

Gut, so werden viele von Euch denken, von den bürgerlichen und bäuerlichen Frauen haben wir eh nichts anderes erwartet, aber warum haben sich so viele Frauen der Arbeiterklasse an das untergehende Familienboot geklammert und „konservativ“ gewählt, warum haben sie nicht für das Recht der Frauen auf Lohnarbeit gekämpft und sind nicht an der Seite der Arbeiterparteien für bessere Arbeitsmöglichkeiten eingetreten? Auch hier müssen wir erst einmal die von den Legenden der Arbeiterbewegung verdrehten Relationen richtig stellen: Die Wahlbeteiligung der Frauen war seit der ersten Reichstagswahl, an der fast 80 % der wahlberechtigten Frauen teilgenommen haben, wesentlich unter die der Männer gesunken. Die Wahlenthaltung dürfte unter den Frauen aus den unteren Schichten, besonders den Landarbeiterinnen, Dienstbotinnen und Arbeiterinnen am höchsten gewesen sein¹⁶. Das heißt, sie waren sowohl im Verhältnis zu den bürgerlichen Frauen, aber auch zu den Männern ihrer eigenen Klasse bei den Wahlen unterrepräsentiert. Im katholischen Teil der Arbeiterklas-

se wählten Frauen dagegen beständiger und sehr viel häufiger als die Männer die katholische Zentrumspartei¹⁷. Der Anteil der Frauenstimmen für die linken Arbeiterparteien ist immer geringer gewesen als der Anteil der Männerstimmen¹⁸. Jedoch war diese Differenz so gering, daß sie mit den Wahlenthaltungen und dem überproportionalen Anteil von Frauenstimmen für das Zentrum erklärt werden kann. Auf keinen Fall darf man deshalb die Arbeiterinnen – genauso wenig wie die Arbeiter – im Lager der Nationalkonservativen suchen. In dieser Hinsicht unterschieden sie sich deutlich von kleinbürgerlichen Frauen, vor allem in rein protestantischen Gebieten. Die Anzahl von proletarischen Frauen, die die NSDAP gewählt haben, dürfte selbst 1932 noch äußerst gering gewesen sein: minimal im Vergleich zu den bürgerlichen und kleinbürgerlichen Frauen, aber auch gering im Vergleich zu den Männern aus der Arbeiterklasse¹⁹.

Die politische Zersplitterung der proletarischen Frauen zwischen Zentrumspartei, Wahlenthaltung, SPD und KPD war Ausdruck ihrer zwiespältigen sozialen und ökonomischen Situation: Zwischen Hausfrau als einziger Überlebensmöglichkeit, Reservistin auf dem Arbeitsmarkt und „integrierter“ Proletarierin. Die politische Aufspaltung und noch mehr die Wahlenthaltung waren aber auch Ausdruck dafür, daß es im ganzen politischen Spektrum der Weimarer Republik keine einzige Partei gab, die das wichtigste ökonomische Interesse von Proletarierinnen, nämlich sich durch eigene Arbeit selbständig ernähren zu können, aktiv vertreten und so einen Weg aus der existentiellen Zange gezeigt hätte.

„Schulter an Schulter mit den Männern ihrer Klasse“

Für die Frauen aus der Arbeiterklasse gab es keine eindeutige soziale Perspektive und keinen unzweideutigen Bündnispartner. Zwar hatte die Hungersnot während des ersten Weltkrieges den Arbeiterinnen in den Großstädten klar gemacht, daß die Subsistenzbasis der Familie sie und ihre Kinder nicht mehr trug und nur die Lohnarbeit übrig blieb. Andererseits machten die Frauen nach Beendigung des Krieges durch die rigorose Entlassung von Millionen von Frauen zugunsten der demobilisierten Männer die kollektive Erfahrung, daß ihre Position auch auf dem Arbeitsmarkt unsicher war, sie sich im Zweifelsfall nicht von ihrer Lohnarbeit ernähren konnten. Die Arbeiterinnen standen in dieser Situation (so der ADGB) „dem gemeinsamen Vorgehen der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände“²⁰ gegenüber – einer wahrhaft soliden Front. Die Organisationen ihrer eigenen Klasse, die sie seit eh und je aufgefordert hatten, „Schulter an Schulter“ mit den Arbeitern zu kämpfen, reichten ihnen beim Eintritt in die Republik mit der einen Hand den Wahlzettel und mit der anderen Hand das Entlassungs-

schreiben. Hatte die Sozialdemokratie, im Gegensatz zur bürgerlichen und zum konfessionell-konservativen Lager, schon sehr früh das Recht auf bezahlte Arbeit auch für Frauen anerkannt, so vertraten die Gewerkschaften und die Angestelltenorganisationen in konkreten Konkurrenzsituationen ausschließlich die Interessen der männlichen Arbeiter, so ausschließlich, daß man eher von Geschlechter- als von Klassenkampforganisationen sprechen könnte. Aber selbst dort, wo sich die Gewerkschaftsführung zu einer progressiven Forderung wie „Gleicher Lohn für gleiche Arbeit“ durchgerungen hatte, putschte die männliche Basis der Gewerkschaften gegen die Integration der Arbeiterinnen in den Arbeitsmarkt.

„Aber sobald man irgend einen Ausweg findet, um die Frau aus dem Betrieb und aus der Organisation zu verdrängen, muß die Frau daran glauben . . . Wenn es vorkommen kann, daß in einem Betrieb der Unternehmer eine Erhöhung der Frauenlöhne bis auf den Stand der Männerlöhne (durchaus entsprechend der gewerkschaftlichen Forderung: gleicher Lohn für gleiche Leistung) vorschlägt und die in ihrer Mehrheit männliche Belegschaft dieses Angebot ablehnt, so kann man sich ein Bild davon machen, woher es kommt, daß die Frau als Lohndrückerin auftreten muß. Wenn gegen die beschäftigten Frauen so lange gehetzt wird, bis die Direktion eine Herabsetzung der Entlohnung der weiblichen Arbeit anregt, so weiß man, warum der Frau nicht die Möglichkeit gegeben ist, ihre Lohnforderungen bis zum letzten zu vertreten“²¹.

Das ist die Beschreibung eines Sozialdemokraten, der zum Ende der Weimarer Republik Bilanz zog. Wie sollten alle Proletarierinnen „ihr objektives Interesse als Lohnabhängige“ erkennen, wo doch die Demobilisierungsverordnungen seit Kriegsende bis 1923 bestanden hatten, die erste Doppelverdienerkampagne gegen verheiratete Frauen im öffentlichen Dienst bereits in demselben Jahr, dem der großen Inflation, durchgeführt wurde, eine zweite, massivere knapp ein Jahrzehnt später²²?

Es gab und gibt einen objektiven Interessenkonflikt zwischen den Geschlechtern auf dem Arbeitsmarkt, der sich in ökonomischen Krisen ungeheuer verschärft und offen zutage tritt. Er wurde und wird der Arbeiterklasse und den abhängigen Zwischenschichten vom kapitalistischen Wirtschaftssystem aufgezwungen. Ihre Organisationen haben diese Zustände nicht herbeigeführt. Sie waren nicht Schuld daran, sondern sie konnten sich nur dazu verhalten. Leider verhielten sie sich seit den Anfängen der Gewerkschaftsbewegung einseitig im Interesse des männlichen Teils der Arbeiterklasse, drängten damit über die Jahrzehnte die Frauen auf dem Arbeitsmarkt an die Wand.

In dem erbitterten Kampf um Arbeit hatten die bürgerlichen und konfessionellen Parteien ein leichtes Spiel, sie konnten sich zurücklehnen, für



Arbeitslose Frauen demonstrieren für die entschädigungslose Enteignung des Früstenbesitzes (März 1926)

Streik der Kaufhausangestellten, Berlin 1919



Mutterschutz plädieren, die Gesundung der deutschen Familie fordern und den Wert der deutschen Mutter für die deutsche Nation preisen. Es ist den Führungsgruppen der linken Arbeiterparteien hoch anzurechnen, daß sie das billige Schmierentheater um die Familie nicht mitgemacht haben. Aber diese fortschrittliche Haltung hat sich niemals an der Basis, unter den Genossen durchgesetzt, mit denen die Proletarierinnen tagtäglich nachträglich zu tun hatten. Hier galt und gilt ein Kodex „die Frau gehört ins Haus“ mit all den dazugehörigen – bis zum Überdruß als kleinbürgerlich bezeichneten – Vorstellungen und Normen, die mit sozialer Ächtung und physischen Bedrohung auch in der proletarischen Subkultur durchgesetzt wurden und werden. Für die proletarischen Frauen war diese ideologische und soziale Widersprüchlichkeit der Arbeiterbewegung keine Orientierungshilfe, um sich in der beängstigenden und konfusen Realität zurechtzufinden. Ihr Weg in der Klassengesellschaft ist dem Gang auf einem verdeckten Moor vergleichbar: Suchte die Frau Halt mit dem rechten Fuß – in der Familie – so gab der Boden unter ihr nach. Die ökonomische Basis der Familie trug sie nicht mehr. Suchte sie Halt mit dem linken Fuß, auf dem Arbeitsmarkt und in den Gewerkschaften, so versackte sie ebenfalls.

Die Frauen der Arbeiterklasse haben sich in der Weimarer Republik politisch ausgezeichnet geschlagen. Sie hatten, genau wie die kleinbürgerlichen Frauen, keine eigene Interessenvertretung und keine vereinigende Organisation. Keine der existierenden Arbeiterparteien war willens oder in der Lage, diese Funktion zu erfüllen. Ich frage mich, ob es emanzipationsfeindlich ist, wenn sich unter den ausweglosen gesellschaftlichen Verhältnissen die Frauen, auch die proletarischen, an die Familie klammerten, die einzige Institution, die ihr noch am ehesten eine Überlebenschance versprach. Und ich weiß nicht, ob es „konservativ“ oder „reaktionär“ zu nennen ist, wenn ein großer Teil der Frauen die Institutionen und Parteien unterstützten, die noch einen kulturellen und sozialen Boden für den Zusammenhalt der Familie zu garantieren schienen: Die Kirchen und die katholische Zentrumspartei. Daß diese Kirchen, voran das katholische Imperium sehr schnell ihren Deal mit den Nazis gemacht haben, das kann man nicht dem weiblichen Fußvolk anlasten. Die Aufsplitterung der Proletarierinnen zwischen Zentrumspartei, Wahlenthaltung und linken Arbeiterparteien zeugt vielleicht nicht von massenhaftem revolutionärem Elan, aber von einer, unter diesen Umständen ziemlich realistischen Einschätzung der eigenen Situation und von einer, selbst in der Arbeiterklasse selten sicheren, antifaschistischen Haltung.

Viel Verständnis ist für die relativ große Anzahl von jungen proletarischen Männern aufgebracht worden, die sich in den Schlägertrupps der SA organisierten, um die Organisationen ihrer Klasse und ihre eigenen



Warmes Essen und eine Uniform. SA-Sturmlokal in Berlin-Schönholz (Oktober 1932)

Das weibliche Geschlecht bekommt wieder seinen natürlichen Platz in der Gesellschaft zugewiesen (1933)



Wohnviertel zu überfallen, die Aktivisten der Arbeiterbewegung zu terrorisieren und viele ihrer ehemaligen Genossen zu ermorden²³. All das wird erklärt – wenn auch nicht gebilligt – mit ihrer verzweifelt Lebenssituation als Arbeitslose, mit dem berechtigten Wunsch nach sozialem Zusammenhalt, den sie angeblich in der Männerhorde fanden, nach Status und Anerkennung, die sie angeblich durch die Uniform bekamen, nach existenzieller Sicherung, die angeblich die Kasernierung bot. All die aufgeführten sozialen Gründe treffen jedoch mindestens genauso auf alle Frauen im Proletariat zu, und die Lage von jüngeren Frauen war sicherlich noch viel verzweifelter, noch aussichtsloser als die ihrer männlichen Altersgenossen. Hat man aber schon einmal von Banden von Frauen gehört, die auf Befehl des Klassenfeindes und unter Anleitung von Kleinbürgern brutal auf Frauen und Männer der eigenen Klasse eingeschlagen und hunderte von ihnen getötet hätten? Wäre das auch nur ein einziges Mal geschehen, ein ungeheurer Aufschrei der Entrüstung, eine Serie von Fememorden an unbeteiligten Frauen und eine Hetzkampagne ohnegleichen gegen „Lesbierinnen“ wäre die Folge gewesen.

Wir selbst haben in der für kapitalistische Verhältnisse langen, für soziale Veränderungen aber kurzen Zeitspanne der ökonomischen Stabilität zwischen 1955 und 1970 erfahren, daß Frauen nicht naturwüchsig an der Institution Familie, an den Kirchen und den bürgerlichen Parteien kleben: Selbst in dieser kurzen Zeit zeigte sich, daß die Zahl der von Frauen gewünschten Scheidungen sich drastisch erhöhte, obwohl die gesetzlichen und ökonomischen Bedingungen weiterhin gegen geschiedene Frauen stehen. Wir haben gesehen, wie sich das Heiratsalter erhöhte und wie sich die Kirchenaustritte von Frauen vermehrten. Aber ich fürchte, daß sich dieser Prozeß in den kommenden ökonomischen Krisen nicht fortsetzen wird, und daß sich für Frauen wieder Verhältnisse wie in der Weimarer Republik durchsetzen könnten, denn der Fuß der Frauen auf dem Arbeitsmarkt steht auf keinem festeren Boden als vor einem Jahrhundert. Staat und Unternehmerschaft sind bereits wieder im Begriff, die langfristige Arbeitslosigkeit auf die Frauen abzuwälzen. Das Zurückdrängen der Frauen in die Familienabhängigkeit geschieht dieses Mal mit weniger ideologischem Geschrei, es ist aber deshalb nicht weniger effektiv als in der Weltwirtschaftskrise. Einsparungen im Staatshaushalt werden auf Kosten der staatlichen Dienst- und Sozialleistungen betrieben. Die Verminderung der Einkommen muß wieder mit vermehrter Produktion im Haushalt ausgeglichen werden, vorerst noch, „um den Wagen zu halten“. Beides bedeutet mehr unbezahlte Arbeit für die Frauen. Das heißt weder, daß damit unausweichlich dasselbe soziale und politische Verhalten wie am Ende der Weimarer Republik gekoppelt ist, noch daß die Verhältnisse nicht durch eine

bewußte und zielsichere Frauenbewegung verändert werden können. Aber sowohl die Frauen- als auch die Arbeiterbewegung muß aus den Fehlern der damaligen Zeit lernen. Viel Zeit bleibt beiden nicht.

Annemarie Tröger

Anmerkungen

- 1) Wilhelm Reich, „Massenpsychologie des Faschismus“; Ernst Bloch, „Die Frau im Dritten Reich“, Februar 1937, wieder erschienen, in: E. Bloch, „Politische Messungen, Endzeit, Vormärz“, Frankfurt a.M. 1970, S. 106–113
Marie-A. Macciocchi, „Les femmes et la traversée du fascisme“, in: dieselbe: Elements pour une analyse du fascisme, Paris 1976
- 2) Clifford Kirkpatrick, „Women in Nazi Germany“, London 1939
Jill Stephenson, „Women in Nazi Society“, London 1975
Timothy Mason, „Zur Lage der Frauen in Deutschland 1930–1940: Wohlfahrt, Arbeit und Familie“, in: Gesellschaft, Beiträge zur Marxistischen Theorie, Nr. 6, ed. suhrkamp, Frankfurt a.M. 1976, S. 118–193
Zu erwähnen sind weiterhin einige Bücher, deren zentrales Thema zwar nicht „Frauen im Nationalsozialismus“ ist, die aber als „angelagerte“ Literatur zu bezeichnen ist.
Ursula von Gersdorff, „Frauen im Kriegsdienst 1914–1945“, Stuttgart 1969
Hans Peter Bleuel, „Das saubere Reich“, Bern und München 1972
- 3) Joachim Fest, „Das Gesicht des Dritten Reiches“, München 1963, S. 359
Fest, bürgerlicher Konservativer, Mitherausgeber der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (FAZ)
- 4) Jürgen Kuczynski, „Studien zur Geschichte der Lage der Arbeiterin in Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart“, Berlin 1963, S. 255
Kuczynski, Mitglied der KPD in der Weimarer Republik, aktiver Anti-Faschist, Autor der wichtigsten deutschsprachigen Sozialgeschichte der Arbeiterklasse, Mitglied der SED.
- 5) Zählten noch in den Reichstagswahlen im Mai 1924, Dezember 1924 und 1928 insgesamt 187 Wahlbezirke getrennt nach Geschlecht aus, so wurden nach 1930 nur noch 9 Wahlkreise geschlechtsspezifisch ausgezählt, die meisten dieser neuen Kreise waren Großstädte. Nicht zuletzt deshalb beschäftigten sich die meisten eingehenden Wahlanalysen mehr mit den Jahren vor der Wirtschaftskrise.
- 6) Gertrud Bäumer, „Die Frau im Deutschen Staat“, Berlin 1932
Hans Beyer, „Die Frau in der politischen Entscheidung“, Stuttgart 1932
Maurice Duverger, „The political Role of Women“, UNESCO, 1955
Gabriele Bremme, „Die politische Rolle der Frau in Deutschland“, Göttin gen 1956
- 7) W. Phillips Shively, „Party Identification, Party Choice and Voting Stability: The Weimar Case“, American Political Science Review, Dezember 1972

- 8) Siehe Fußnote 6)
- 9) Renate Bridenthal, „Beyond Kinder, Kirche, Küche: Weimar Women at Work“, in: *Central European History*, Bd. 6, Nr. 2, 1973, S. 148–166
- 10) Siehe dazu Jill Stephenson, a.a.O., Kap. 6 und 7
- 11) Renate Bridenthal, a.a.O., übersetzt von der Verfasserin nach dem Ms., S. 44 und 45
- 12) Tim Mason, a.a.O., S. 120
- 13) Daten nach Timothy Mason, a.a.O., S. 126
- 14) Aber selbst das ist zweifelhaft: man denke nur an den größeren Arbeitsaufwand für die Aufzucht eines Kindes unter beengten städtischen Lebensverhältnissen.
- 15) Tim Mason, a.a.O., S. 127
- 16) Die Wahlbeteiligung von Arbeiterinnen hat anscheinend von Wahlbezirk zu Wahlbezirk stark variiert. Sie schien in den Wahlbezirken am höchsten gewesen zu sein, in denen eine der Arbeiterparteien, besonders aber die SPD, das soziale Leben stark beeinflusst haben. S. Gabriele Bremme, a.a.O., S. 50ff
- 17) Zum Teil haben bis zu 16 % mehr Frauen als Männer das Zentrum gewählt. Es würde hier zu weit führen, auf die Gründe für die traditionelle Bindung an die Zentrumspartei einzugehen. Eine Untersuchung dieses Phänomens, das auch Aufschluß über die Bindung vieler Frauen an die CDU und CSU geben könnte, steht meines Wissens noch aus.
- 18) Der geschlechtsspezifische Unterschied im Stimmenanteil der SPD verringerte sich von ca. 5 % (1920) auf 3 % (1930) weniger Frauenstimmen. Gleichzeitig stieg der Anteil der weiblichen SPD-Mitglieder von 15,8 % (1924) auf 23 % (1930), während der Anteil der weiblichen SPD-Reichstagsabgeordneten sank. Laut Gabriele Bremme war die Differenz zwischen männlichen und weiblichen Stimmen für die KPD erheblich größer „als bei allen anderen Parteien und betrug nicht selten mehr als 20 %“. So hatten z.B. bei der Reichstagswahl 1920 von 100 Abstimmenden für die KPD nur 37 Frauen für diese Partei gestimmt. Bei der Reichstagswahl 1930 dagegen betrug der Frauenanteil an den KPD-Stimmen in Köln 38,8 %, in Berlin 46,9 %, in Frankfurt a.M. 43,4 % und in Leipzig 45,3 %. (Vgl. Gabriele Bremme, a.a.O., S. 73 ff.) Im Vergleich zu 1920 hatte sich also der Anteil von Frauenstimmen für die KPD besonders in den industriellen Großstädten erhöht.
- 19) Laut Timothy Mason haben höchstwahrscheinlich unter den 13,77 Millionen NSDAP-Wählern bei der Reichstagswahl im Juli 1932 „mehrere Millionen Lohnarbeiter, bzw. Familienangehörige“ ihre Stimme für die NSDAP abgegeben. In einem Vortrag am 24. Juni 1976 zum Thema „Nationalsozialismus und Arbeiterklasse 1928–1934“ versuchte Mason das Wählerverhalten der Arbeiterklasse ab Ende der Weimarer Republik zu analysieren. „Etwa 22 bis 25 Millionen Wahlberechtigte aus der Gesamtzahl von 42 bis 45 Millionen gehörten Haushalten an, deren Haupteinkommen in dem Wochenlohn von manuellen Arbeiten bestand. Seit 1930 ist die Stimmzahl für SPD und KPD mit etwa 13 Millionen konstant geblieben. Da sich jedoch die wahlberechtigte Bevölkerung in diesem Zeitraum vergrößerte, verminderte sich der Anteil der beiden Arbeiterparteien von 40,4 % aller abgegebenen Stimmen im Jahr 1928 auf 35,9 % im Juli 1932.“

- Masons Hypothese ist, daß ein „sehr großer Teil der lohnabhängigen Bevölkerung“ niemals für eine Arbeiterpartei gestimmt hat und daß in den Wahlen zwischen 1930 und 1932 „höchstens die Hälfte aller Lohnarbeiter ihre Stimme den Arbeiterparteien“ gegeben haben. Wie groß der Arbeiteranteil an den Zentrums- und NSDAP-Stimmen tatsächlich war ist bis heute nicht empirisch untersucht worden. Die Lohnarbeiter, die für die NSDAP gestimmt haben, waren „wahrscheinlich eher jung als alt; unter ihnen waren wohl Männer stärker vertreten als Frauen“. Mason teilt diese „heterogene Gefolgschaft“ in drei Gruppen auf: 1. Arbeitslose und bindungslose jugendliche Lumpenproletarier. 2. Ein „solider Typ“, er war vorwiegend im öffentlichen Dienst beschäftigt. („Uniformierte Arbeiter“). 3. Auf dem Lande haben offenbar zahlreiche Lohnarbeiter ihr Wahlverhalten am „politischen Beispiel der sozial Bessergestellten“ orientiert. Mason vertrat diese Thesen innerhalb einer Vortragsreihe des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der FU im Sommersemester 1976, zum gegenwärtigen Stand der Faschismusforschung. (Vgl. Timothy Mason, *Nationalsozialismus und Arbeiterklasse bis Mai 1933*, o.3. (1976), o.O.).
- 20) Protokoll des 10. Gewerkschaftskongresses 1919, S. 175
- 21) Arkadig, Gerhard, „Das Heute der protestantischen Aktion. Hemmnisse und Wandlungen im Klassenkampf“, Berlin 1931, S. 150
- 22) Diese Kampagne wurde von der Regierung Brüning, im Einverständnis mit den Gewerkschaften, begonnen und von den Nazis nach der Machtergreifung brutal durchgesetzt.
- 23) Es wird geschätzt, daß die SA in den Großstädten 1933 zu ca. 50 % aus jungen Proletariern bestand.

Proletarischer Anti-Feminismus. Dargestellt am Beispiel der SPD-Ortsgruppe Düsseldorf, 1890 bis 1914

Im späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert hat die SPD den Frauen der Arbeiterklasse, gleich ob sie Arbeiterinnen, Dienstbotinnen oder Hausfrauen waren, nicht nur die Emanzipation der Arbeiterklasse im allgemeinen, sondern auch deren besondere Emanzipation als Frauen versprochen. Die sozialistische Theorie der Frauenemanzipation, wie sie von Bebel, Engels und Zetkin entwickelt worden ist, hat den engen Zusammenhang zwischen der Stellung der Frau in der Familie und in der Gesellschaft auf der einen Seite und der Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse auf der anderen Seite verstanden. Der Theorie nach konnte die Emanzipation der Frauen nur durch die Wiedereingliederung der Frauen in den Produktionsprozeß zustande kommen. Gleichzeitig erkannte die Theorie an, daß die Frauen, trotz ihrer Arbeit in der Fabrik und in der Familie, ausgebeutet und unterdrückt werden, so lange der Kapitalismus weiter existiert. Nur der Sozialismus könnte die Frauenfrage lösen – oder wenigstens die Voraussetzung für eine Lösung schaffen. So hat die SPD die Frauenfrage und die umfassendere soziale Frage eng miteinander verknüpft. Obgleich diese Theorie meiner Meinung nach weit fortschrittlicher war als die eines Teils der bürgerlichen Frauenbewegung, weil sie die Verbindung zwischen der Unterdrückung der Frauen und der Form der Produktion anerkannte und die Frauenbewegung und die Arbeiterbewegung als Teile eines Gesamtemanzipationskampfes sah, hat sie trotzdem große Lücken und Fehler. Sie hat zum Beispiel nicht die nötige Umstrukturierung der Familie und die psychologischen Aspekte der Benachteiligung der Frauen berücksichtigt. Sie hat ruhig darauf gewartet, daß der Sozialismus die Frauenfrage sofort und vollkommen lösen würde und deswegen die Frauenfrage den anderen sozialen und politischen Fragen untergeordnet. Sie hat die Fragen über die Form einer Frauenbewegung und über das politische und organisatorische Verhältnis einer Frauenbewegung zur SPD nicht klar ausgearbeitet. Diese sozialistische Theorie der Frauenemanzipation, wie die marxistische Theorie der SPD im allgemeinen, hat mehr versprochen als die Partei durch ihre Praxis zustande gebracht hat. Die Kluft zwischen, Theorie und Praxis in Bezug auf die Frauenemanzipation, der

Streit um die Frauenfrage innerhalb der SPD und die Bedeutung dieser Frage im Verhältnis zu den anderen Auseinandersetzungen innerhalb der Gesamtpartei und die Vor- und Nachteile des Separatismus, wie sie in den verschiedenen Phasen sich entwickelten, sind bis jetzt kaum untersucht worden.

Genau so wie die Frauen von der SPD vernachlässigt, benachteiligt, verspottet und im allgemeinen zur Seite geschoben wurden, genau so, wie die Arbeiterinnen am Arbeitsplatz, in der Familie und in der Gesellschaft als minderwertig behandelt wurden, wurden sie auch von den Historikern nicht beachtet. Man sucht in der Parteigeschichte vergeblich nach einer Erwähnung, geschweige denn nach einer ausführlichen Diskussion der Frauenfrage, der Führerinnen der Frauenbewegung oder der weiblichen Mitglieder der Partei. Die Geschichtsschreibung über die SPD spiegelt den elitären Charakter der Partei, ihre Vorurteile und ihren Anti-Feminismus wider.

Aber die Frauen waren weder in der Arbeiterklasse noch in der sozialdemokratischen Bewegung nicht vorhanden. Im Jahre 1895 gab es über 6.5 Millionen Arbeiterinnen; 1907 fast 9.5 Millionen. Seit Beginn der sozialistischen Bewegung nahmen Frauen an der Parteiarbeit teil, obgleich ihre Anzahl sehr klein war. Von Anfang an mußte die überwiegend männliche Partei sich mit der Frauenarbeit und dem politischen Bewußtsein der proletarischen Frauen auseinandersetzen. Während der Zeit der Sozialistengesetze haben die Frauen wie die Männer gekämpft und gelitten. Nach 1890 gründeten die Frauen ihre eigene Organisation und ihre eigene Zeitung, „Die Gleichheit“.

1907, d.h. ein Jahr bevor das Verbot gegen die politische Tätigkeit der Frauen aufgehoben wurde, gab es bereits fast 137.000 Arbeiterinnen in den sozialdemokratischen Gewerkschaften, 70.000 Leserinnen der *Gleichheit*, etwa 11.000 Mitglieder der Sozialdemokratischen Frauenbewegung und 407 weibliche Vertrauenspersonen. Im Jahre 1913 waren 141.000 der 500.000 Mitglieder der SPD Frauen, die *Gleichheit* hatte 112.000 Abonnentinnen.² Wenn man diese Frauen und ihre Bewegung unbeachtet läßt, tut man nicht nur ihnen Unrecht, man verzerrt und verengt auch die Geschichte der Arbeiterklasse und der SPD.

Wie können wir die Geschichte dieser Frauen und ihrer Bewegung und das Verhalten der männlichen Mitglieder nachträglich rekonstruieren, wie können wir die Kluft zwischen der sozialistischen Theorie der Frauenemanzipation und der Praxis der SPD, eine Kluft, für die beide – Frauen wie Männer – verantwortlich waren, erklären? Wie können wir die Vorteile und Nachteile einer separaten Frauenarbeit innerhalb der Arbeiterbewegung untersuchen?

Um diese Fragen zu beantworten, möchte ich zuerst die vorliegenden

Arbeiten über die SPD und die Frauenfrage einer Kritik unterziehen. Dann möchte ich meine eigene Forschung über die SPD und die Frauenbewegung in Düsseldorf von 1890 bis 1914 vorstellen, um dadurch die Geschichte der sozialdemokratischen Frauenbewegung, wie sie von der Basis her aussah, aufzuzeigen, und sodann neue Methoden und Quellen vorschlagen und einige Schlüsse der vorhandenen Werke in Frage stellen.

In den vergangenen zehn Jahren, als die Frauenbewegung wieder neu auflebte, haben sich einige deutsche und amerikanische Historiker mit der SPD und der Frauenfrage beschäftigt. Der wohl bekannteste ist Werner Thönessen, dessen Buch „*Frauenemanzipation*“ das Verhalten der Sozialdemokratie zur Frauenfrage von 1863 bis 1939 untersucht. Thönessen schlägt vor, die Behandlung dieser Frage während des Kaiserreiches in drei Perioden aufzuteilen: erstens eine Zeit des proletarischen Anti-Feminismus während der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, in der die Partei das weibliche Recht auf Arbeit ablehnte und nicht für die politische Gleichberechtigung der Frauen kämpfte; zweitens die Jahrzehnte zwischen 1869 und 1889, in denen die Partei das Recht auf Arbeit anerkannte, für den Frauenschutz, aber nicht für das Frauenwahlrecht kämpfte und eine sozialistische Theorie der Frauenemanzipation entwickelte; drittens die Periode der Organisation der Frauen von 1890 bis 1918³. Während der wilhelminischen Zeit ist die sozialdemokratische Frauenbewegung radikal geblieben, aber die Partei hat unter dem Einfluß des Revisionismus ihre fortschrittliche Theorie der Frauenemanzipation teilweise modifiziert und zum größten Teil einfach nicht in die Praxis umgesetzt. Obgleich die Radikalen in der SPD die Frauenemanzipation stark unterstützt haben und für den proletarischen Anti-Feminismus nicht empfänglich waren, konnten sie ihre Ideen gegen den wachsenden Einfluß des rechten Flügels nicht durchsetzen.⁴

Die amerikanischen Studien, die leider noch nicht veröffentlicht sind, stützen die Hauptthesen von Thönessen und benutzen dieselben Methoden und theoretischen Annahmen.⁵ Diese Arbeiten haben ohne Zweifel zu unserem Verständnis der Theorie und Praxis der Frauenbewegung beigetragen, aber sie haben mit der notwendigen Forschungsarbeit erst begonnen und vielleicht nicht ganz richtig. Sie weisen eine bestimmte Begrenztheit der Methoden und Quellen auf und benutzen fragliche theoretische Annahmen, wodurch sie zu wichtigen Fehlschlüssen kommen. Diese Historiker der Frauenbewegung wiederholen dieselben Fehler, an denen die meisten Historiker der Gesamtbewegung gescheitert sind.⁶ Sie bleiben auf dem wohlbekanntesten Gebiet der politischen Geschichte oder der Geistesgeschichte, statt die neuen Methoden und Einsichten der Sozialgeschichte zu erproben. Sie studieren ausschließlich die Dokumente über die Elite

der Frauenbewegung — Zetkin, Braun, Zietz, Baader und einige andere Prominente, die rednerische und schriftstellerische Begabungen entwickelt hatten und deren Ideen und Tätigkeiten ausführlich dargestellt werden. Gleichzeitig kümmern sie sich nur darum, wie die leitenden männlichen Theoretiker, Funktionäre und Politiker auf die Frauenfrage reagiert haben. Die einfache Arbeiterin, die tagein und tagaus in der Fabrik und zu Hause arbeitete und gleichzeitig versuchte, politisch tätig zu sein, erscheint nur in den statistischen Tabellen. Der einfache Arbeiter, der sich politisch und persönlich mit der Frauenfrage auseinandersetzen mußte, fehlt völlig. Diese Historiker nehmen vermutlich an, daß die Mitgliedschaft passiv gewesen ist und daß die Einschätzung der Parteiführung über die Basis richtig war. Sie nehmen außerdem an, daß die Spaltung in der Parteispitze zwischen Radikalen und Feministinnen auf der einen Seite und Revisionisten und Anti-Feministen auf der anderen Seite sich auf den unteren Ebenen wiederholte. Wie wir am Beispiel der SPD Ortsgruppe Düsseldorf sehen werden, sind solche Annahmen unbegründet und die Schlüsse, zu denen sie führen, vereinfacht und begrenzt, wenn nicht ausgesprochen falsch.

Die ausgewählten Probleme und die angewandten Methoden bestimmen die Quellen, die benutzt worden sind und umgekehrt, d.h. das Vorhandensein bestimmter, traditioneller Quellen begrenzt die Methoden und den Problemkreis. Die Historiker gründen ihre Arbeiten auf Parteitagprotokolle, Parteiprogramme, die wichtigsten Parteizeitungen und Zeitschriften und letztlich auf Briefe, Memoiren und einige allgemeine Statistiken. So wertvoll wie solche Quellen sind, sie sagen wenig über das Leben und das politische Verhalten der weiblichen oder männlichen Mitglieder aus. Nur die geschultesten und mächtigen Sozialdemokraten haben auf den Parteitagen gesprochen.⁷ Die meisten SPD-Mitglieder haben die Zeitungen und Zeitschriften, die in diesen Studien benutzt worden sind, offensichtlich nicht gelesen. Die Frauenzeitung „*Die Gleichheit*“ zum Beispiel wude auf sehr hohem Niveau geschrieben und war hauptsächlich nur den Funktionärinnen zugänglich und verständlich.⁹ Wenn man solche Quellen benutzt, kann man die Geschichte der sozialdemokratischen Frauenbewegung nur so darstellen, wie sie von oben aussah. Wir müssen die bestehende Begrenztheit der Fragestellungen der Quellen und Methoden überwinden. Wir müssen das Alltagsleben und die Anschauungen der Frauen der Arbeiterklasse, ihre Sozialisierung, die Verhältnisse in der Familie und am Arbeitsplatz und die Praxis der sozialdemokratischen Frauenbewegung auf der lokalen und regionalen Ebene untersuchen.¹⁰

Außerdem müssen wir die meiner Meinung nach falschen theoretischen Annahmen der bestehenden Untersuchungen aufgeben und ein anderes Verständnis der Basis, der Entwicklung und des Einflusses der Ideologie

ausarbeiten. Dieser Annahme nach stammte der proletarische Anti-Feminismus ursprünglich von einem Unwillen in der männlichen Arbeiterschaft, die Frauenarbeit zu akzeptieren, die sich unter der kapitalistischen Industrialisierung immer mehr verbreitete. Durch die Rezeption des Marxismus und die Entwicklung einer sozialistischen Theorie der Frauenemanzipation hat die SPD ihren Anti-Feminismus überwunden. Erst der ideologische Einfluß des Revisionismus hat den Anti-Feminismus in der Theorie und Praxis der Partei wieder aufleben lassen. Die Autoren der neueren Studien erkennen an, daß die Wiedereingliederung der Frauen in den Produktionsprozeß im Kapitalismus voll von Widersprüchen ist. Auf der einen Seite ist die Frauenarbeit die Voraussetzung für die volle wirtschaftliche und persönliche Unabhängigkeit und Gleichheit der Frauen, und gibt den Frauen mehr Selbständigkeit. Auf der anderen Seite drückt die Frauenarbeit das Lohnniveau herab, sprengt die Familie auseinander, schwächt wenigstens am Anfang die Arbeiterbewegung und setzt die Frauen der gleichzeitigen Ausbeutung in Betrieb und Familie aus. Diese Historiker bestehen darauf, daß die SPD diese objektiven Widersprüche ideologisch hätte überwinden können, ja, daß die radikalen Sozialisten das tatsächlich auch geschafft hätten. Sie nehmen weiter an, daß alle radikalen Sozialisten dem feministischen Lager und alle Revisionisten und Reformisten dem antifeministischen Lager zugeschrieben werden können. Mit einer solchen Arbeitsthese kann man den Anti-Feminismus in der Arbeiterbewegung ziemlich einleuchtend und einfach erklären, aber diese These ist eben falsch. Die Ideologie hat nie die Macht gehabt, den Anti-Feminismus völlig aus der Partei herauszudrängen noch den Anti-Feminismus in die Partei eigenhändig wiederinzuführen.

Die Parteimitglieder und die Parteiführung, die radikalen Sozialisten, aber auch die Revisionisten haben den Anti-Feminismus niemals völlig überwunden, weil dessen Ursachen in den wirtschaftlichen und sozialen Widersprüchen, die durch die Frauenarbeit im Kapitalismus ausgelöst wurden und in der daraus folgenden politischen Rückständigkeit der Frauen zu suchen sind.

Um diese methodologische und theoretische Kritik zu präzisieren und gleichzeitig meine eigene Forschung darzustellen, möchte ich jetzt die Thesen aufstellen, die ich am Beispiel der SPD-Ortsgruppe Düsseldorf nachprüfen will.

1. Die männliche Parteibasis in Düsseldorf stand immer auf dem linken Flügel der SPD. Sie kämpfte gegen den Revisionismus, den Nationalismus und die Bürokratie. Kritisierte scharf die Überbewertung des Parlamentarismus und die Zentralisierung der Partei und unterstützte enthusiastisch den Massenstreik als Kampfform. Aber dieser Radikalismus hat

ihre Stellung zur Fragenfrage nicht beeinflußt. Die Ortsgruppe hat sich um die theoretischen Aspekte der Frauenfrage einfach nicht gekümmert und sich in der Praxis eher anti-feministisch verhalten.

2. Dieser Anti-Feminismus hielt die ganze wilhelminische Epoche an, und erst kurz vor dem ersten Weltkrieg schwächte er sich etwas ab, nicht, weil etwa die Düsseldorfer SPD-Ortsgruppe radikaler geworden wäre, sondern weil die sozialdemokratische Frauenbewegung sehr schnell wuchs und sich als eine organisierte und effektive Kraft erwies.
3. Die Ursachen für den Anti-Feminismus in Düsseldorf lagen zum größten Teil in dem Charakter der dortigen Industrialisierung und in der Zusammensetzung der Arbeiterschaft. Düsseldorf, wie die meisten Städte an Ruhr und Niederrhein, hatte eine stark entwickelte Metallindustrie und eine riesige Bauindustrie und damit eine Arbeiterklasse, die überwiegend männlich war. Durch die Frühindustrialisierung hatten die Frauen ihre früheren wirtschaftlichen Stellungen verloren und nur unter Schwierigkeiten, wenn überhaupt, neue Arbeit gefunden. Sowohl der Charakter der wilhelminischen Schwerindustrie als auch der Politik der frühen Arbeiterbewegung, die die Frauenarbeit bekämpfte und die Frauen aus den Gewerkschaften ausschloß, hat die meisten Frauen entweder an den Rand der Düsseldorfer Wirtschaft oder ganz aus ihr herausgedrängt und draußen gehalten. Nachdem so die wirtschaftliche und politische Stellung der Frauen unsicher und marginal geworden war, hat sich das Interesse der SPD und der freien Gewerkschaften fast ausschließlich auf das männliche Proletariat konzentriert. In dieser prekären wirtschaftlichen Stellung mit so vielen Arbeits- und Berufslosen waren die Frauen gezwungen, die schlechtesten Arbeitsplätze zu den miserabelsten Löhnen zu akzeptieren. Sie haben damit, ohne es zu wollen, in den Bereichen, in denen sie mit Männern konkurrierten – z.B. in den Textil- und Chemiefabriken –, das Lohnniveau herabgedrückt. Diese Frauen standen verständlicherweise ihrer miserablen Arbeit gleichgültig gegenüber und betrachteten die Arbeiterbewegung, die seit ihren Anfängen die Interessen der Frauen mit Füßen getreten und später kaum vertreten hat, mit Gleichgültigkeit wenn nicht gar Feindseligkeit. Die komplexe Geschichte der Stellung der Frauen während der Frühindustrialisierung erklärt im großen und ganzen den proletarischen Anti-Feminismus in dieser Periode.
4. Außerdem hat die Macht der katholischen Kirche und des politischen Katholizismus ebenfalls zum proletarischen Anti-Feminismus innerhalb der überwiegend katholischen Arbeiterklasse Düsseldorfs beigetragen. Aufgrund ihrer Sozialisierung als Ehefrauen und Mütter waren die Frauen enger an die Kirche gebunden als die Männer und durch den anti-

sozialistischen Kampf der Priester stärker anti-sozialdemokratisch beeinflusst. Der Einfluß des Zentrums, der Partei des politischen Katholizismus, machte es für die SPD sogar schwierig, die männlichen katholischen Arbeiter zu organisieren. Diese Tatsachen und die Konzentration der Arbeiter in den zentralen Industrien hat die Tendenz in der SPD verstärkt, nur den Männern Aufmerksamkeit zu schenken.

5. Nach Abschluß der Frühindustrialisierung stellten weder die SPD-Frauen noch die SPD-Männer die nun zur Tradition erstarrte Rolle der Frauen als Ehefrauen, Mütter und Helferinnen in Frage. Beide Geschlechter unterstützten das Modell der bürgerlichen Kleinfamilie, obgleich es im Widerspruch zur Frauenarbeit stand. Die Männer stellten dieses Rollenverhalten schon deshalb nicht in Frage, weil dadurch ihre Stellung als Familienoberhaupt bedroht und weil die SPD außerdem heftigen Angriffen vom katholischen Zentrum und von den christlichen Gewerkschaften ausgesetzt worden wäre. Die SPD-Frauen ihrerseits stellten ihre Rolle nicht in Frage, weil sie einem Dilemma gegenüber standen: Die sozialdemokratische Frauenbewegung richtete ihre Agitation notwendigerweise an Frauen, die sich selbst vor allem als Ehefrauen und Mütter sahen, auch wenn sie in der Industrie beschäftigt waren. Da aber der zentrale Programmpunkt der SPD in jener Zeit die Agitation und Organisation der Industriearbeiterschaft war, wurden die weiblichen Mitglieder in der SPD und die sozialdemokratische Frauenbewegung als ganze in die Rolle der politischen Helferin und nicht der politischen Aktivistin gedrängt. Die sozialdemokratische Frauenbewegung ist daran nicht ganz unschuldig: denn sie hat es nicht geschafft, sich von der Helferin zur gleichgestellten Genossin zu entwickeln und die Frauenfrage im engsten Sinne mit den zentralen politischen Fragen der damaligen Zeit zu verknüpfen.
6. Die sozialdemokratischen Frauen trugen so unbeabsichtigt zu ihrer eigenen entwürdigenden Behandlung in der Partei bei. Bei dieser Entwicklung bis 1908 spielte aber auch das preußische Vereinsgesetz eine wesentliche Rolle, das eine eigenständige und separate politisch-organisatorische Arbeit der Frauen erzwang, die dann nach 1908 freiwillig fortgesetzt wurde. Ursprünglich brauchten die sozialdemokratischen Frauen auch eine separate Bewegung, um ihre eigenen Fähigkeiten zu entwickeln, ihre besonderen Probleme auszuarbeiten und überhaupt eine Sphäre zu haben, in der sie etwas selber schaffen konnten. Aber sie sind niemals über diese Etappe hinausgekommen, obwohl die Umstände sich änderten und die Frauen auf die Gesamtpartei einen größeren Einfluß hätten ausüben können. Sie blieben separat, obgleich sie dadurch weder Macht in der Partei noch volle Unabhängigkeit von der Partei errungen

haben. Dieser Separatismus machte es den Männern sehr einfach, die Frauenfrage und die Frauenbewegung zu vernachlässigen. Und er machte es für die Frauen sehr einfach, sich nur um Frauenfragen im engeren Sinne, jedoch nicht um das Verhältnis der Frauenfragen zur wirtschaftlichen und politischen Entwicklung zu kümmern. Dieser Separatismus hat einerseits zur Herausbildung der Frauenbewegung in der SPD und andererseits zur Stärkung des Anti-Feminismus beigetragen.

Diese Interpretation wird einsichtiger, wenn wir die Situation in Düsseldorf aufgrund der statistischen Veröffentlichungen, der lokalen sozialistischen Zeitungen und der Polizeiberichte analysieren. Hier soll bemerkt werden, daß diese Einschätzung wahrscheinlich nicht nur für Düsseldorf gültig ist, sondern auch für andere Städte an Ruhr und Niederrhein, die eine ähnliche wirtschaftliche und soziale Struktur und sozialdemokratische Parteientwicklung hatten.

In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts verwandelte die industrielle Revolution Düsseldorf in eine der wichtigsten und bevölkerungsreichsten Industrie- und Handelsstädte im Reich.¹² Am wichtigsten für das Wachstum und den Reichtum der Stadt war die Metallindustrie. In der wilhelminischen Zeit war mehr als ein Drittel der Einwohner von der Metallindustrie abhängig. Im Vergleich zum Metall waren die Textil-, Papier- und Chemiefabriken verhältnismäßig unbedeutend. Im mehr mittelständischen Handwerksgewerbe waren die Bau-, Kleidungs- und Nahrungsmittelbetriebe, die eine Bevölkerung von über 300.000 Menschen am Vorabend des Weltkrieges versorgten, am größten und wohlhabendsten.¹³ In dieser Periode waren über die Hälfte der Erwerbstätigen in Düsseldorf Arbeiter und Arbeiterinnen.¹⁴ Zwei Drittel der Arbeiterklasse Düsseldorfs waren Einwanderer hauptsächlich aus dem Rheinland und Westfalen und aus anderen deutschen Großstädten.¹⁵ 1907 bestand diese Arbeiterklasse zu 73 % aus Katholiken.¹⁶

Politisch wurde Düsseldorf von den bürgerlichen Parteien beherrscht. Die Nationalliberalen, die Partei der Kapitalisten, kontrollierten die Stadtregierung und die Wirtschaft.¹⁷ Die während fast der gesamten wilhelminischen Zeit populärste Partei unter dem Mittelstand und unter der Arbeiterklasse war das Zentrum, das von 1871 bis 1911 in diesem Wahlkreis die Reichstagswahlen und bis 1914 die preußischen Landtagswahlen gewann.¹⁸ Der politische Katholizismus in Düsseldorf, der ein umfassendes Vereinswesen, eine weitverbreitete Presse und eine effektive politische Organisation besaß, war sehr mächtig und an katholischen Maßstäben gemessen ziemlich liberal. Er stellte gegenüber der Sozialdemokratie die Hauptopposition dar.¹⁹

Der industrielle Kapitalismus und der politische Katholizismus haben

den Charakter Düsseldorfs geprägt lange bevor die Sozialdemokraten eine wesentliche Rolle spielten. Beide haben die Entwicklung der sozialdemokratischen Bewegung zuerst behindert und später in eine radikale Richtung gedrängt. Obgleich Lassalle und der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein während der sechziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts Fuß in Düsseldorf faßten, war dieser Teil der sozialdemokratischen Bewegung während der siebziger Jahre aufgrund interner Streitigkeiten und durch die Auswirkungen der wirtschaftlichen Krise und die Konkurrenz zum neugegründeten Zentrum fast zerstört. Diese erste Welle der Arbeiterbewegung in Düsseldorf wollte die Frauen weder gewerkschaftlich organisieren noch politisieren und lehnte das Recht der Frauen auf Arbeit ab. 1878 trat das Sozialistengesetz in Kraft, und die Reste dieser Bewegung verschwanden. Obwohl dieses Parteiverbot die Arbeit der SPD-Reichstagsabgeordneten im Parlament nicht behinderte, wurde die gesamte Organisations- und Presse-tätigkeit der SPD illegalisiert. Die Ortsgruppe der SPD in Düsseldorf konnte sich bis 1889 nicht erneut etablieren. Im Jahre 1890, als das Gesetz endlich aufgehoben wurde, gab es höchstens 100 Parteimitglieder, weniger als ein Dutzend Gewerkschaftsgruppen und eine sehr schwache Presse und Organisation.²⁰

Während der neunziger Jahre verbesserte sich die Stellung der sozialdemokratischen Bewegung in Düsseldorf nicht wesentlich. Die Sozialdemokraten konnten den Einfluß des Zentrums auf die Arbeiterklasse und die Macht der Nationalliberalen auf die Wirtschaft und Politik kaum schwächen, geschweige denn brechen.²¹ Ihre Hauptaufgabe war deshalb auch die Organisierung der Industriearbeiter, der Kampf gegen den Einfluß des politischen Katholizismus und der Aufbau eines Parteiapparates und einer eigenen Parteipresse. Sie hatten weder die Zeit noch die Mittel, den Frauen viel Aufmerksamkeit zu schenken. Immerhin unternahm Anfang des Jahrzehnts die Düsseldorfer SPD-Ortsgruppe den Versuch, eine Frauenbewegung zu gründen. Es ist wert, diesen ersten Versuch und seine Fehler zu untersuchen, weil er viel über die wirtschaftliche Stellung der Frauen, die wiederkehrenden Probleme der Frauenbewegung und die Ursachen des Anti-Feminismus zeigt.

1891 nahm die SPD das Erfurter Programm an, in dem das Recht der Frauen auf Arbeit und das Frauenwahlrecht gefordert wurden. Die Partei ermutigte die Ortsgruppen, eigene Frauenorganisationen aufzubauen.²² Die Düsseldorfer Sozialdemokraten folgten diesem Vorschlag sofort bereitwillig. Weil die Frauen in Preußen nach dem Vereinsgesetz sich nicht als Mitglieder einer politischen Partei betätigen konnten, bildete die Düsseldorfer SPD-Ortsgruppe einen Bildungsverein für Frauen und Mädchen und ein Jahr später eine Frauenagitationskommission.²³ Aber von Anfang an

blieb der erwartete Erfolg aus. Nur 10 bis 12 Frauen, die alle mit leitenden Sozialdemokraten verheiratet waren, waren auf der ersten Versammlung des Bildungsvereins. Später kamen dann ungefähr 35–50 Frauen und eine gleiche Anzahl von Männern zu den Versammlungen. Beide, der Bildungsverein und die Frauenagitationskommission, wurden durch polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen zerschlagen.²⁴ Bereits im Frühjahr 1894 gab es in Düsseldorf keine sozialdemokratische Frauenbewegung mehr.

Die Erfolglosigkeit dieser Frauenbewegung hing hauptsächlich von der wirtschaftlichen Situation der Frauen ab. Wie schon erwähnt, hatten die Frauen wegen der Industrialisierung und der Politik der frühen Arbeiterbewegung keine zentrale Stellung in der Düsseldorfer Wirtschaft – ja, die meisten arbeiteten dort überhaupt nicht. Im Jahre 1895 gab es in Düsseldorf 34.000 Arbeiter und nur 5.000 Arbeiterinnen, wozu noch 2.040 Gelegenheitsarbeiterinnen und 6.154 Dienstbotinnen gerechnet werden müssen. Weder die Hausfrauen noch die erwerbstätigen Frauen waren leicht zu organisieren. Die Arbeiterinnen schufteten hauptsächlich in den schlecht bezahlten, unorganisierten und verhältnismäßig unwichtigen Bereichen der Wirtschaft. 40 % der Erwerbstätigen in der absinkenden Textilindustrie und über die Hälfte der Erwerbstätigen in der nicht mechanisierten Kleidungsindustrie mit ihren zahlreichen Kleinbetrieben waren Frauen. Die anderen Proletarierinnen arbeiteten entweder in den neuen Chemie- und Papierfabriken, die fast ausschließlich ungelernete Arbeitskräfte brauchten oder waren im Zwischenhandel und in Gaststätten beschäftigt.²⁵ In keiner dieser Industrien gab es eine Gewerkschaftstradition, und aufgrund der Betriebsstruktur gelang es der Arbeiterschaft auch nicht, starke Gewerkschaften aufzubauen, teilweise wegen der großen Anzahl von Frauen, teils wegen der Vernachlässigung dieser Betriebe durch die Gewerkschaftsbewegung. Frauen wurden von den gutbezahlten Facharbeiterberufen in der Metallindustrie, im Baugewerbe und in der Holzverarbeitung, wo es überall starke Gewerkschaften gab und von wo die meisten männlichen SPD-Parteimitglieder kamen, völlig ausgeschlossen – eine Situation, für die die Männer teilweise verantwortlich waren.²⁶ Die Arbeiterinnen standen so am Rand der Düsseldorfer Wirtschaft und der sozialdemokratischen Bewegung. Die zahlenmäßig stärkere Gruppe der Hausangestellten waren noch weiter von der städtischen Arbeiterklasse und der SPD entfernt. Sie waren meistens ziemlich jung, kamen direkt vom Land oder aus den Kleinstädten nach Düsseldorf und wohnten bei ihren Arbeitgebern. Persönliche Verbindungen bestanden mit den Familien, für die sie arbeiteten und mit ihren eigenen Familien zu Hause, nicht jedoch mit der Düsseldorfer Arbeiterklasse.

Die meisten erwerbstätigen Frauen wollten damals nicht dauernd im

fremden Haushalt oder in der Fabrik arbeiten, weil sie die vorhandenen Arbeitsmöglichkeiten als äußerst unbefriedigend empfanden. Ihre Arbeit wurde schlecht bezahlt, sie lebten isoliert und ohne viele persönliche Freiheiten. Der normale Tagelohn der Frauen in der Industrie lag zwischen 1 und 2 Mark. Die Männer dagegen bekamen in den unorganisierten Betrieben 3 bis 4 Mark pro Tag und 4 bis 6 Mark in den organisierten Fabriken. Der Arbeitstag dauerte 10 bis 12 Stunden, die Arbeitsbedingungen waren ungesund und die Kontrolle durch das Gewerbeamt war unzulänglich und wurde auf die großen Betriebe konzentriert, in denen keine Frauen arbeiteten.

Viele Frauen in Düsseldorf waren am katholischen Kirchenleben aktiver beteiligt als die Männer, und ihre Religiosität hat zu ihrer Unorganisierbarkeit stark beigetragen. Obgleich die meisten Arbeiter nicht formell aus der Kirche austraten, nahmen die nach Düsseldorf eingewanderten katholischen Arbeiter im Gegensatz zu den einheimischen im großen und ganzen an den Tätigkeiten und am Vereinsleben der Kirche und des Zentrums nicht mehr teil und kümmerten sich nicht mehr um die Autorität der Priester in religiösen und politischen Fragen.²⁸ Unter den Frauen jedoch gab es diesen Zusammenhang zwischen Einwanderung und abnehmender Religiosität plus aktiver Teilnahme an der sozialdemokratischen Bewegung nicht. Die Frauen, ob eingewandert oder einheimisch, waren eng mit der Kirche verbunden. Sie nahmen aktiv am katholischen Vereinswesen teil, abonnierten die katholische Presse und waren dem moralischen Druck der Priester auf empfindliche Weise ausgesetzt – eine Tatsache, der sich die Priester auch voll bewußt waren.

In dieser wirtschaftlichen und sozialen Situation können wir die Hauptgründe des Anti-Feminismus der Männer und der politischen Gleichgültigkeit der Frauen erkennen. Die Männer haben die Frauen nur als zeitweilige Arbeitskräfte betrachtet und die Frauen haben sich selbst auch so gesehen. Aufgrund dieser geschichtlichen Entwicklung wurden die Frauen an den Rand des Arbeitsmarktes gedrängt. Wo sie mit den Männern um Arbeitsplätze konkurrierten, wie in den Textil-, Chemie- und Kleidungsbetrieben, drückten sie das Lohnniveau herab, weil sie gezwungen waren, für niedrige Löhne zu arbeiten. Diese bitteren Erfahrungen haben den Einfluß der Kirche und des Zentrums verstärkt. Aufgrund ihrer Sozialisierung und Religiosität konnten die meisten Frauen die Beziehung zwischen ihrer Stellung am Arbeitsplatz und im Haushalt und der sozialdemokratischen Bewegung nicht einsehen. Ihre politische Gleichgültigkeit verstärkte nur noch den Anti-Feminismus der Männer. Waren die männlichen SPD-Mitglieder im Jahre 1891 noch bereit gewesen, die Frauen zu unterstützen, so wollten sie nach drei Jahren der Erfolglosigkeit damit nichts mehr zu tun haben,

obgleich sie 1894 genau so radikal und streng marxistisch dachten wie im Jahre 1891. Ihre praktischen Erfahrungen und nicht irgendeine theoretische Umstellung haben ihren Anti-Feminismus erzeugt.

Diese erste Frauenbewegung in Düsseldorf hatte große Schwierigkeiten mit den Behörden, weil den Frauen die Mitgliedschaft in einer politischen Partei verboten war. Die Konsequenz war eine scharfe organisatorische Trennung zwischen Frauen und dem männlichen Teil der Partei. Andererseits versuchten die Frauen aber, eine enge Verbindung mit den Parteiführern aufzubauen. Die Frauenorganisation sollte die Ziele der Partei unterstützen, ohne von den Behörden als eine politische Vereinigung angesehen zu werden.²⁹ In der Satzung des Bildungsvereins für Frauen und Mädchen wurden zum Beispiel politische Fragen absichtlich nicht erwähnt. Der Satzung nach sollte der Verein die geistigen und wirtschaftlichen Interessen seiner Mitglieder fördern, und zwar durch „wissenschaftliche und praktische Vorträge, die Verteilung von Literatur, Aufklärung und Diskussion und durch ein geselliges Vereinsleben“.³⁰ Die meisten Vorträge behandelten angeblich unpolitische Fragen wie die staatliche Finanzierung und Kontrolle der Schulen, Jugenderziehung und Kindergärten. Themen also, die Frauen in ihrer Rolle als Mütter und Ehefrau besonders interessieren sollten. Obgleich in den Versammlungen ab und zu über das Frauenwahlrecht, den Achtstundentag und den 1. Mai gesprochen wurde, vermieden die Frauen im großen und ganzen ausdrücklich, politische Themen und Aspekte der Frauenarbeit öffentlich zu diskutieren.³¹ Diese Betonung der Rolle der Frau als Helferin war damals vielleicht aufgrund der bestehenden Gesetze, des vorherrschenden Bewußtseins und der sozialen Stellung der Frauen notwendig, vielleicht sogar vorteilhaft. Hier soll nur angemerkt werden, daß in dieser frühen Periode die Haupttendenz und die Eingrenzung der Frauenagitation für die ganze wilhelminische Zeit entstanden ist.

Trotz aller dieser Vorsichtsmaßnahmen stempelte die Polizei den Bildungsverein sofort als politisch ab. Ihrer Meinung nach waren die Diskussionen über Kindererziehung und Schule genau so politisch und gefährlich wie die über den Achtstundentag oder das Frauenwahlrecht. Außerdem betrachtete die Polizei die Anwesenheit der SPD-Männer als höchst verdächtig. Das Gericht unterstützte sie in dieser Meinung und verurteilte die Führerinnen zu Geldstrafen und löste den Verein auf. Die Behörden haben dann auch die später gegründete Frauenagitationskommission genauso verfolgt und zerschlagen.

Von 1894 bis nach der Jahrhundertwende haben die Düsseldorfer Sozialdemokraten über die Frauenfrage nur noch selten diskutiert und immer ausdrücklich betont, daß es unmöglich sei, eine Frauenorganisation zu gründen. Ein Leitartikel der Lokalpresse aus dem Jahre 1900 faßt die Auf-

fassung der SPD-Ortsgruppe klar zusammen:

„Was hat es da für einen Zweck, eine Frauenbewegung ‘machen’ zu wollen! Die Frauen, rückständig schon durch die heutige Schule, kommen fast nie ins öffentliche Leben. Sie stehen Tag für Tag bei der Hausarbeit und haben nur höchst seltene Stunden für Lektüre und Parteibetätigung übrig. Da sei es gar nicht zu verwundern, wenn die Frauen rückständig blieben, zumal wenn zahlreiche Genossen sich um das Vorwärtkommen der Frauen in parteigenossenschaftlicher Hinsicht fast nicht kümmern. Gibt es doch Genossen, die seit langen Jahren verheiratet sind, deren Frauen aber kaum eine Ahnung von unserer ganzen Parteibewegung haben. Genossen, die in Versammlungen oft wer weiß wie lange Reden halten, haben es aber nicht fertig gebracht, die Frau daheim auch nur zum geringsten Theil von der Wahrheit unserer Theorien zu überzeugen. Hier möchten diejenigen Genossen, die so gerne eine Frauenbewegung hätten, einmal anfasseln.“³³

Die politische Rückständigkeit der Frauen wurde mit der sozialen Situation erklärt und entschuldigt. Gleichzeitig jedoch wurden die Frauen kritisiert und abgewiesen, weil sie nicht nur rückständig dachten, sondern auch scheinbar zur ewigen Rückständigkeit verdammt waren. Für die längerfristige Entwicklung der sozialistischen Bewegung wurden sie nicht als ein verheißungsvolles oder auch nur neutrales, sondern als ein ausgesprochen negatives Element betrachtet. Die sozialdemokratischen Männer sahen keine Lösung, weil sie sich an die frühere erfolglose Erfahrung erinnerten und weil sie die wirtschaftliche Stellung der Düsseldorfer Frauen genau kannten. Aber auch, weil sie andere Prioritäten für die Parteiarbeit hatten und sich nicht mit den Problemen der Frauenarbeit und der Struktur und Arbeitsteilung in der Familie auseinandersetzen wollten. Sie tadelten die einzelnen Genossen, weil diese ihre Frauen nicht politisch aufgeklärt hatten – was ein wichtiges Problem war – jedoch über diese individuelle Lösung hinaus hatten sie keine Vorschläge. Sie kritisierten die Frauenpolitik der SPD und der Gewerkschaften nicht und erkannten ihre eigene Verantwortung für die wirtschaftliche und politische Benachteiligung der Frauen nicht an. Deswegen blieben die meisten Sozialdemokraten dem Problem der Frauen gegenüber gleichgültig, wenn nicht herablassend und feindselig.

Ab 1894 gab es keinen Bereich in der Partei, in dem die wenigen sozialdemokratischen Frauen offiziell tätig sein konnten. Ab und zu versuchten einige Frauen, eine Parteiversammlung zu besuchen, aber der ständig anwesende Polizeibeamte schloß dann stets sofort die Versammlung. Obwohl die Frauen öffentliche Wahlversammlungen der SPD im Gegensatz zu Parteiversammlungen besuchen durften, erschien normalerweise nur 3 bis 4 von ihnen.³⁴ Die Ortsgruppe Düsseldorf wählte erst im Jahre 1900 – und zwar gegen Widerstände – eine weibliche Vertrauensperson.³⁵ Im Jahre

1902 milderte das Ministerium des Innern das Vereinsgesetz, so daß „Frauen auch an den Versammlungen politischer Vereine teilnehmen dürfen, sofern sie sich nicht an der Diskussion beteiligen sondern nur Zuschauer sind“. Trotz dieser Änderung blieben die meisten Frauen der Partei gegenüber gleichgültig oder ablehnend.³⁶

Die wenigen Frauen, die in der Sozialdemokratie aktiv mitarbeiteten, wollten nicht passive und machtlose Zuschauer sein. Sie zogen es deshalb vor, sich nicht mit Parteiangelegenheiten zu beschäftigen sondern versuchten, die Frauen zu agitieren.³⁷ 1901/02 hielten sie in unregelmäßiger Folge Vorträge über die Notwendigkeit einer Frauenorganisation oder die Arbeitsschutzgesetze für Arbeiterinnen, aber weniger als ein Dutzend Frauen interessierten sich dafür.³⁸ 1903 gründeten sie einen Frauenunterstützungsverein, der jedoch innerhalb eines Jahres zugrunde ging, weil sich ihm nur sechs Frauen anschlossen.³⁹ Die politisch aktiven Frauen gaben trotzdem den Versuch nicht auf und hatten 1905 endlich Erfolg. Der neugegründete Unterstützungsverein für Frauen und Mädchen, der sich aus den Führerinnen der Bewegung zusammensetzte, hatte 25 Mitglieder, die lockere Frauenorganisation hatte 160 Mitglieder und „Die Gleichheit“ hatte fast 200 Abonnentinnen.⁴⁰

Von 1905 bis 1908 hielt die Frauenbewegung von der Polizei unbehindert ihre monatlichen Versammlungen ab, auf denen Frauenthemen wie Kindererziehung und allgemeine politische Themen wie das Verhältnis zwischen Religion und Sozialismus diskutiert wurden. Auf diesen Aufklärungsveranstaltungen berichteten sie auch über die sozialdemokratische Frauenbewegung in Deutschland.⁴¹ Inhaltlich waren diese Versammlungen bestimmt interessanter als die am Anfang der neunziger Jahre, aber trotzdem waren die Themen dieser Aufklärungsveranstaltungen relativ unpolitisch. Die Frauenbewegung in Düsseldorf diskutierte nicht über die praktischen Folgen der Schutzzölle und Steuern, den Militarismus und den Revisionismus. Sie beteiligten sich nicht an der Massenstreikdebatte, die die gesamte Partei auf der lokalen und nationalen Ebene bewegte. Die aktiven Sozialdemokratinnen konzentrierten sich im Gegenteil bewußt darauf, an die direkten Interessen der Frauen anzuknüpfen, und diskutierten das Verhältnis von Politik und Situation der Hausfrau. Komplexe wirtschaftliche und politische Fragen konnten erst nach der Überwindung der ursprünglichen Feindseligkeit der Frauen gegenüber der sozialdemokratischen Bewegung diskutiert werden.

Von der Jahrhundertwende bis 1908 war die Frauenbewegung von der Partei weitgehend unabhängig. Die Frauen leiteten Versammlungen, hielten Vorlesungen und wählten ihre weiblichen Vertrauenspersonen und Delegierte für die Frauenkonferenzen. Ein großer Teil der weiblichen SPD-Mit-

glieder, die den Parteiversammlungen und öffentlichen Kundgebungen fast immer fernblieben, besuchten Frauenversammlungen regelmäßig und nahmen an der Diskussion teil, was bei Parteitreffen fast niemals passierte.⁴²

Die männliche Partei, die in allen Bereichen große Fortschritte machte, immer neue Aktivitäten unternahm und in theoretischer und taktischer Hinsicht radikaler wurde, leistete ihrerseits der Frauenbewegung wenig Hilfe. Vor allem wollten die Männer den negativen Einfluß der unpolitisierten Frauen neutralisieren, anstatt das Potential der Frauen zu mobilisieren. Genauso wie die Frauen haben auch die Männer die Rolle der Frau als Ehegattin, Mutter und Helferin betont und die Frau in erster Linie als Hausfrau und nicht als Arbeiterin gesehen.⁴³ 1906 zum Beispiel schrieb der Vorsitzende der Ortsgruppe Berten, daß die Frauen „eine nicht zu unterschätzende Hilfsgruppe für die Partei sind“. Genosse Milow forderte die Frauen auf, für das Frauenwahlrecht zu kämpfen, betonte aber noch stärker ihre Verantwortlichkeit, ihre Kinder zu guten Sozialdemokraten zu erziehen.⁴⁴ Die Männer haben das Bild der Frau, welches die sozialdemokratische Frauenbewegung auf lokaler und nationaler Ebene akzeptierte und propagierte, wiederholt und verstärkt. Weder die Männer noch die Frauen in der SPD haben die traditionelle Geschlechterrolle und die Arbeitsteilung in der Familie in Frage gestellt. Denn die sozialdemokratischen Männer wollten ihre Stellung und Macht in der Familie nicht untergraben. Sie wollten die bürgerliche Kleinfamilie auch schon deshalb nicht kritisieren, weil sie fürchteten, dadurch vom politischen Katholizismus als Zerstörer der Familie angegriffen zu werden. Familie und Religion waren für sie Privatsache. Auch die sozialdemokratischen Frauen wollten die Institution der Kleinfamilie nicht antasten, und zwar aufgrund ihrer schlechten wirtschaftlichen Lage, der miserablen Arbeitsbedingungen für Frauen und ihrer Sozialisation. Sie sahen keine Alternative zur Familie. Die Frauen in der SPD in Düsseldorf mußten außerdem ihre Agitation notwendigerweise an katholische Frauen richten. Deswegen haben beide, Männer und Frauen, einfach die überlieferten und akzeptierten Rollen der Frauen ein bißchen politisiert, ohne zugleich die Frau als wirklich gleichberechtigt und emanzipiert anzusehen. Dieses Bild der Frau, wie nützlich es auch immer für die Frauenagitation in Düsseldorf gewesen sein mag, hat nicht dazu beigetragen, den Anti-Feminismus in der Arbeiterklasse zu überwinden oder die Macht und das Ansehen der Frauen in der SPD zu steigern.

Das neue preußische Vereinsgesetz von 1908, das die politische Tätigkeit der Frauen erlaubte, änderte den Charakter der Frauenbewegung und deren Verhältnis zur Partei. 1908 machten die 350 Frauen in Düsseldorf, die Mitgliederausweise besaßen, nur 11 % der Parteimitgliedschaft aus. Da-

nach stieg der weibliche Anteil an der Mitgliedschaft schnell an, sogar schneller als der männliche, und am Vorabend des ersten Weltkrieges machten die 1875 Frauen 31 % der Gesamtmitgliedschaft aus.⁴⁵ Es gibt verschiedene mögliche Gründe für den plötzlichen Aufstieg der Frauenbewegung. Viele Frauen, die früher wahrscheinlich Angst hatten, sich politisch zu engagieren, schlossen sich nach 1908 der Partei an. Die Frauenbewegung zog auch Vorteile daraus, daß die Partei und die Gewerkschaften seit der Jahrhundertwende ständig politische und organisatorische Fortschritte gemacht hatten. Im Jahre 1911 gewann die SPD das Reichstagsmandat in Düsseldorf und wurde endlich eine politische Macht auf der städtischen Ebene. Letztlich gab die Gründung von bürgerlichen Frauenorganisationen, vor allem die des Zentrums, auch der politischen Tätigkeit der sozialdemokratischen Frauen eine neue Seriosität und Anziehungskraft.⁴⁶

Leider gibt es nur wenig Informationen über die neuen sozialdemokratischen Frauen. Wir wissen nur, daß die große Mehrheit von ihnen verheiratet war und gearbeitet hat, aber wo, ist nicht klar.⁴⁷ 1907 gab es zweimal so viele Arbeiterinnen in Düsseldorf wie 1895, d.h. über 10.000, aber sie arbeiteten immer noch in den relativ unwichtigen, schlecht bezahlten und gewerkschaftlich schwach organisierten Industrien.⁴⁸ So weit man feststellen kann, haben sich nur wenige Hausangestellte und junge, unverheiratete Frauen an der Bewegung aktiv beteiligt.

Obwohl die Männer für eine Zusammenarbeit und Verschmelzung der Frauenbewegung und der Partei plädierten, hegten die Frauen selbst viele Zweifel über die Vorteilhaftigkeit einer solchen Verschmelzung. Einerseits wollten die Frauen endlich ihre politische Gleichheit erreichen und gleichgestellte Mitglieder in der Partei werden. Andererseits befürchteten sie, daß die Frauen und deren Probleme innerhalb der überwiegend männlichen sozialdemokratischen Partei unterdrückt und vernachlässigt werden könnten. Deshalb kämpften die Frauen für ihre organisatorische Unabhängigkeit, während die Männer dagegen arbeiteten.

Die Vereinigung brachte den Frauen dann auch formell keine wirkliche Gleichheit innerhalb der Partei. Es gab nur eine einzige Frau im Parteivorstand, und obgleich jeder Parteibeck eine Leiterin hatte, übte der Leiter die tatsächliche Macht aus. Die Bezirksleiterinnen sammelten nur die Mitgliederbeiträge der weiblichen Mitglieder und verteilten die Zeitung „Die Gleichheit“.⁴⁹ An den Parteitagen nahm immer eine Frau teil, aber den Bericht über den Verlauf des Parteitagabes gaben später die männlichen Delegierten. Die Genossinnen besuchten selten Parteiversammlungen, entweder weil ihre Männer hingingen und sie zu Hause bleiben mußten oder weil auf diesen Versammlungen keine Frauen Vorträge hielten oder Fragen von be-

sonderem Interesse für die Frauen nicht diskutiert wurden.⁵⁰ Die Männer, die ihren alten Anti-Feminismus immer noch nicht überwunden hatten, obwohl sie sonst radikal dachten, wollten die Frauen organisatorisch an die Partei ketten und dann die ganze Frauenfrage vergessen.

Kein Wunder, daß die Frauen entgegen den Erwartungen der Männer es vorgezogen haben, ihre separaten Versammlungen abzuhalten und ihre eigenen Aktivitäten zu organisieren.⁵¹ So verteidigten z.B. die Frauen in den Bezirken eine gewisse Aufteilung, weil sie dadurch wenigstens eine kleine Sphäre der Macht hatten.⁵² 1909 organisierten sie kleine Lesende und einige öffentliche Versammlungen. Danach veranstalteten sie mehrere große öffentliche Versammlungen, gewöhnlich mit bekannten Genossinnen. 1910/11 zum Beispiel sprach die Genossin Gewehr über das Thema „Die Frauen und der proletarische Klassenkampf“ und die Genossin Wurm über den Mutterschutz und die Lebensmittelverteuerung. Genossin Zietz hielt vier Vorträge über die Frauen und die nächsten Reichstagswahlen. Während der Wahlkämpfe 1911 und 1912 spielten die Frauen eine große Rolle, denn sie organisierten ihre eigene Agitation.⁵³ Im Jahre 1911 feierten die Düsseldorfer Genossinnen zusammen mit den anderen sozialdemokratischen Frauen in Deutschland den ersten Frauentag. Mehr als 1.500 Frauen nahmen an der öffentlichen Versammlung teil. Nach dem offiziellen Abschluß formierte sich – ich zitiere jetzt aus der sozialdemokratischen *Volkszeitung* – „eine unwillkürlich, so ganz spontan sich entwickelnde Straßendemonstration. Eine Straßendemonstration der Frauen und Mädchen! Wer hätte das wenige Stunden vorher für möglich gehalten!“⁵⁴ Die Überraschung und Herablassung der Männer war evident. In den Jahren 1913 und 1914, als die Frauen wieder große, lebhaftere Versammlungen und Straßendemonstrationen veranstalteten, nahmen die männlichen Parteimitglieder daran teil.

In diesen Jahren wuchs die weibliche Mitgliedschaft immer weiter an, während der männliche Anteil stagnierte. Außerdem wußten die SPD-Frauen ganz genau, wie und worüber sie agitieren wollten. Die Männer dagegen waren am Ende ihres Lateins. Der Wahlsieg hatte der SPD keine praktische Macht gebracht. Reformismus und Parlamentarismus waren bankrott. Darüberhinaus lehnte die Mehrheit der Gesamtpartei die Anwendung von radikalen Kampfformen, wie z.B. den Massenstreik – den die Düsseldorfer Ortsgruppe enthusiastisch unterstützte – ab. Aufgrund der Ratlosigkeit in den Reihen der Genossen und der wachsenden Stärke der Frauen schwächte sich am Vorabend des ersten Weltkrieges der proletarische Anti-Feminismus etwas ab, wurde jedoch nicht überwunden. Die Männer haben die Frauen nie wirklich politisch akzeptiert und als gleichberechtigte Genossinnen anerkannt. Zwar milderten sie wenigstens

ihre Kritik, denn das Machtverhältnis zwischen den beiden Geschlechtern innerhalb der Arbeiterbewegung hatte sich deutlich verändert. Das überlieferte Bewußtsein der Männer dagegen veränderte sich nicht.

Diese Abschwächung der anti-feministischen Vorurteile scheint zu beweisen, daß die Frauen Recht hatten, als sie ihre separate Organisation verteidigten. Denn ihre Aufklärung und Agitation war deshalb effektiver, weil sie sich an die unpolitischen Frauen richtete und auf Fragen von besonderem Interesse für Frauen konzentrierte.

Die Frauen konnten so ihre eigenen Begabungen entwickeln und sich mit ihren besonderen Problemen auseinandersetzen. Aufgrund dieser politischen Arbeit wurden sie auch von den Männern teilweise anerkannt. Diese separate Entwicklung hat dann zur Herausbildung der sozialdemokratischen Frauenbewegung beigetragen. Aber der Separatismus brachte auch Nachteile mit sich – Nachteile, die zur Kontinuität des Anti-Feminismus beitrugen – und die dem weiblichen und männlichen Teil der Arbeiterbewegung schaden. Denn die Frauen konnten ihre wirtschaftlichen, politischen und persönlichen Probleme nur untereinander diskutieren und die Männer konnten diesen ganzen Problemkreis einfach außer acht lassen. Die Frauen hatten ihren eigenen Bereich und die Partei mußte nicht reformiert werden. Die Männer konnten einerseits radikal sozialistisch und andererseits anti-feministisch sein. Durch den Separatismus haben die Frauen sich in der Partei isoliert, und zwar sowohl politisch wie auch organisatorisch. Diese Isolierung bedeutete u.a., daß ein großer Teil der Frauen die theoretischen und taktischen Probleme, mit denen die Männer sich beschäftigten, nicht diskutierten und deshalb auch wenig Einfluß auf die Gesamtentwicklung der SPD hatten. Durch diese Isolierung haben die Frauen ihre eigene politische Sozialisation begrenzt. Wenn sie nicht so separatistisch gewesen wären, hätte es zwar mehr Konflikte zwischen Frauen und Männern innerhalb der Partei gegeben, aber es wäre für die Frauen und die Männer nicht so einfach gewesen, die Diskussion über so wichtige Probleme wie die Rolle der Frau in der Gesellschaft und die Widersprüche zwischen Frauenarbeit und Kleinfamilie zu umgehen. Meiner Meinung nach war die sozialdemokratische Frauenbewegung am Vorabend des ersten Weltkrieges stark genug, um das Problem der Integration der Frauen in die Gesamtpartei wenigstens aufzuwerfen und eine Diskussion zu erzwingen. Der Separatismus hatte keine langfristige Perspektive, weil die Frauenbewegung tatsächlich ein Teil der sozialdemokratischen Bewegung war und sein wollte. Auf die Dauer konnte eine separatistische Politik unter diesen Umständen weder Macht und Gleichheit in der SPD noch völlige Unabhängigkeit von der SPD garantieren. Der Separatismus hat – zwar unbeabsichtigt – dazu beigetragen, daß der radikale Sozialismus in der Frauenbewe-

gung und in der Gesamtpartei auf Grenzen stieß und daß die ungeheure wichtige Frage des Verhältnisses von der Emanzipation der Frauen einerseits und Klassenkampf und Sozialismus andererseits nicht gründlich ausdiskutiert wurde.

Molly Nolan
(Harvard University, USA)

Anmerkungen

- 1) August Bebel, „Die Frau und der Sozialismus“ (Berlin: J.H.W. Dietz, 1929), Friedrich Engels, „The Origin of the Family, Private Property and the State“ (Moscow: Progress Publishers, 1972).
Karen Honeycutt, „Clara Zetkin: A Left-Wing Socialist and Feminist in Wilhelminian Germany“ (Columbia University: unveröffentlichte Doktorarbeit, 1975)
- 2) Für eine Diskussion der Frühgeschichte der Frauenbewegung und der Behandlung der Frauenfrage in der SPD s. Honeycutt, S. 14–26, 96–116, 159–222 und Werner Thönnessen, „Frauenemanzipation“ (Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt, 1969), S. 11–40. Die Statistiken sind von Thönnessen, S. 62 genommen.
- 3) Thönnessen, S. 5–6
- 4) Ibid, S. 78–9
- 5) Jacqueline Strain, „Feminism and Political Radicalism in the German Social Democratic Women's Movement 1890–1914“ (University of California: unveröffentlichte Doktorarbeit, 1964). Honeycutt.
- 6) Vgl. Peter Nettle, „Rosa Luxemburg“ (London: Oxford University Press, 1969). Gerhard A. Ritter, „Die Arbeiterbewegung im Wilhelminischen Reich“ (Berlin: Colloquium Verlag, 1959). Günther Roth, „The Social Democrats in Imperial Germany“ (Totowa, N. J.: Bedminster Press, 1963). Dieter Groh, „Negative Integration und revolutionärer Attentismus“ (Frankfurt am Main: Ullstein) 1973). Carl Schorske, „German Social Democracy, 1905–1917“ (New York: John Wiley and Sons, 1955).
- 7) „Protokoll über die Verhandlung des Parteitag der sozialdemokratischen Partei Deutschlands“, 1890–1913, „passim“.
- 8) Ludwig Kantorowicz, „Die sozialdemokratische Presse Deutschlands“ (Tübingen: Mohr, 1922), S. 11. Roth, S. 243. Hans-Josef Steinberg, „Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie“ (Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, 1967), S. 126–29
- 9) Honeycutt, S. 294–5. Thönnessen, S. 52–3, 68
- 10) Information über die Arbeiterinnen s. Johannes Schult, „Geschichte der Hamburger Arbeiter 1890–1919“ (Hamburg, 1967) Information über Arbeitsbedingungen s. die Sozialdemokratische Presse, die Berichte der Fabrikinspektoren und Jürgen Kuczynski. „Die Geschichte der Lage der Arbeiter unter dem Kapitalismus“. Bd. 18: „Studien zur Geschichte der Lage der Arbeiterinnen in

Deutschland von 1700 bis zur Gegenwart“ (Berlin: Akademie Verlag, 1963)

- 11) Honeycutt, S. 216–20, 311–23. Thönnessen, S. 41–79
- 12) Die wichtigsten Werke über die Geschichte der Stadt Düsseldorf sind: Hubertus Beckers, „Entwicklungsgeschichte der Industrieunternehmungen in Düsseldorf, 1815–1914“ (Köln, Diss. 1958). Otto Brandt, „Studien zur Wirtschafts- und Verwaltungsgeschichte der Stadt Düsseldorf im 19. Jahrhundert“ (Düsseldorf, 1902). Otto Most, „Die deutsche Stadt und ihre Verwaltung“, Bd. 1 (Berlin: J. G. Göschen'sche Verlagshandlung, 1912). Georg Renard „Struktur- und Konjunkturtendenzen im Düsseldorfer Wirtschaftsraum“ (Essen: Essener Verlagsanstalt, 1939). Hugo Weidenhaupt, „Kleine Geschichte der Stadt Düsseldorf“ (Düsseldorf: Verlag L. Schwann, 1963). Josef Wilden, „Grundlage und Triebkräfte der Wirtschaft Düsseldorf“ (Düsseldorf: Deutsche Kunst und Verlagsanstalt, 1923). „Düsseldorf“, Herausgegeben von Hans Arthur Lux (Düsseldorf: Deutsche Kunst- und Verlagsanstalt 1921/22). Hans Winkels, „Die Entwicklung des Handwerks in Düsseldorf seit dem Jahre 1816“ (Köln, Diss. 1933)
- 13) „Statistik des deutschen Reiches“, Neue Folge, Bd. 108, S. 85–91; Bd. 207, II. Teil, S. 478–81
- 14) „Statistik des deutschen Reiches“, Neue Folge, Bd. 108, S. 183; Bd. 207, II. Teil, S. 477
- 15) Wolfgang Köllmann, „Industrialisierung, Binnenwanderung und die 'soziale Frage'“ – Vierteljahressheft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, 58, 1971, S. 64–69. Mitteilungen zur Statistik der Stadt Düsseldorf, Nr. 4: „Die Nichteinheimischen in Düsseldorf nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1905“, Herausgegeben von Otto Most (Düsseldorf: Statistisches Amt, 1908)
- 16) „Statistik des deutschen Reiches“, Neue Folge, Bd. 207, II. Teil, S. 612–13
- 17) Stadtarchiv Düsseldorf (SADd), Stadtverordnetenwahlen, III 10143–10152, 1885–1916
- 18) SADd, Wahlen für den Reichstag, III 10104–10109, 1890–1907. SADd, Sammlung zur Geschichte des Düsseldorfer Zentrums, XXI 232, xx und 30. September 1911 und 13. und 22 Januar 1912. SADd, Wahlen für das Abgeordnetenhaus, III 10125–10133, 1888–1913
- 19) Staatsarchiv Koblenz (STAK), politische Presse, 403 7158, Juli 1898 und 403 7159, Februar 1910. Staatsarchiv Düsseldorf (STADd) Sammelberichte, Regierung Düsseldorf 9052, 1. September 1901; 27. August 1906; 29. August 1907. „Jahresbericht des Bezirks-Verbandes katholischer Arbeiter Vereine von Düsseldorf Stadt und Land vom Jahr 1912“, passim. „Volkszeitung“, 21. Oktober 1905; 26. Juni 1908. Wolfgang Stump, „Geschichte und Organisation der Zentrumspartei in Düsseldorf, 1917–1933“ (Düsseldorf: Droste-Verlag, 1971), p. 130
- 20) Zur Frühgeschichte der Düsseldorfer Arbeiterbewegung s. Heinrich Karl Schmitz, „Anfänge und Entwicklung der Arbeiterbewegung im Raum Düsseldorf“ (Hannover: Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, 1968). Hans Pelger, „Zur sozialdemokratischen Bewegung in der Rheinprovinz vor dem Sozialistengesetz“, Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 5, 1965, S. 377–406. Franz Mehring, „Ge-

- schichte der deutschen Sozialdemokratie“, II. Teil. (Stuttgart: J. H. W. Dietz, 1898)
- 21) „Niederrheinischer Volkstribun“, 14. Januar 1899 und 12. Februar 1902
 - 22) Thönnessen, S. 51
 - 23) SADD, Bildungsverein für Frauen und Mädchen, III 6000, 23. Januar 1892; Frauenagitationskommission, III 6188, 23. Dezember 1892
 - 24) SADD, Bildungsverein für Frauen und Mädchen, III 6000, 21. Dezember 1891; 23. Januar 1892; Mai 1892; 20. Juli 1892. SADD, Frauenagitationskommission, III 6188, 23. Dezember 1892; 24. Januar 1893; 24. Mai 1894. „Niederrheinischer Volkstribun“, 3. und 15. März, 1891; 11. Mai 1893; 22. Juli 1893 und 21. Oktober 1893
 - 25) Siehe Fußnote 13
 - 26) Ibid., und SADD, sozialdemokratische Vereine, III 6923–6933, 1896–1908
 - 27) „Jahresbericht des statistischen Amtes Düsseldorf“, 1904, S. 17. Statistik des Jahres 1906 über Lohn- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiter in Düsseldorf, „Bericht des Gewerkschaftsartell“, 1906, S. 100–101
 - 28) Siehe Fußnote 26
 - 29) SADD, Bildungsverein für Frauen und Mädchen, III 6000, 20. Dezember 1891
 - 30) Ibid. Satzung, Dezember 1891
 - 31) SADD, Bildungsverein für Frauen und Mädchen, III 6000, 20. Juli 1892. Zetkin und andere Führerinnen der Bewegung haben diese Orientierung der Agitation unterstützt. Honeycutt, S. 194–8, 204–9
 - 32) Ibid. „Niederrheinischer Volkstribun“, 3. und 15. März 1891; 11. Mai, 22. Juli und 21. Oktober 1893. Frauenagitationskommissionen anderswo in Deutschland sind auch während dieser Zeit aufgelöst worden. Thönnessen, S. 52
 - 33) „Niederrheinischer Volkstribun“, 1. November 1900
 - 34) SADD, sozialdemokratische Vereine, III 6925–6926, 1900–1901, passim
 - 35) „Niederrheinischer Volkstribun“, 24. November 1900. Im Jahre 1901 haben nur 25 Ortsgruppen Vertrauenspersonen gewählt. Thönnessen, S. 52
 - 36) Ibid. SADD, sozialdemokratische Vereine, III 6927–6928, 1902–1904, passim
 - 37) SADD, sozialdemokratische Vereine, III 6925, 29. Oktober 1900
 - 38) „Niederrheinischer Volkstribun“, 12. Februar 1901. „Volkszeitung“, 24. April 1902
 - 39) STADD, Sammelberichte, Regierung Düsseldorf 9055, 1. September 1904
 - 40) STAK, Ausführung des Gesetzes gegen die Bestrebungen der Sozialdemokratie, 403 6864, Dezember 1905. „Volkszeitung“, 5. Oktober 1905
 - 41) „Volkszeitung“, 1905–1908, passim. STAK, Nachweisungen, 403 6864, Dezember 1905
 - 42) „Volkszeitung“, 18. August 1904; 30. November 1904; 19. Januar 1905; 22. Februar 1905; 10. April 1905; 3. und 18. August 1905; 10. Juni 1907
 - 43) „Volkszeitung“, 16. März 1905
 - 44) STADD, Sammelberichte, Regierung Düsseldorf 9058, 27. August 1906. Information über Zetkins Betonung dieser traditionellen Rolle und eine Kritik dieser Betonung s. Honeycutt, S. 350–4.
 - 45) „Volkszeitung“, 28. Juli 1909; 22. April 1914
 - 46) „Volkszeitung“, 23. Juli 1912
 - 47) STAK, Ausführung des Gesetzes gegen die Bestrebungen der Sozialdemokratie, 403 6864, Dezember 1905; Nachweisungen, 403 6867, n.d.; 403 6870, n.d. Robert Michels, „Die deutsche sozialdemokratische Parteimitgliedschaft und soziale Zusammensetzung“, Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Neue Folge, V 1906, 534–35
 - 48) Siehe Fußnote 13
 - 49) „Volkszeitung“, 23. Juli 1908; 4. August 1909; 25. Juli 1910
 - 50) „Volkszeitung“, 30. Oktober 1909; 28. Januar, 2. Mai und 1. August 1910; 31. Januar 1911
 - 51) „Volkszeitung“, 9. Juli 1908
 - 52) „Volkszeitung“, 4. August 1909; 25. Juli 1910
 - 53) „Volkszeitung“, 24. März 1909; 21. Juli 1911. SADD, sozialdemokratische Vereine, III 6933, 19. Oktober 1909
 - 54) „Volkszeitung“, 20. März 1911

Die Eigentumslosigkeit und Rechtlosigkeit der Frau im 19. Jahrhundert

Ich habe in den letzten Jahren an einer Dissertation mit dem Titel „Die Eigentumslosigkeit und Rechtlosigkeit der Frau in der Patriarchal-Bürgerlichen politischen Theorie, dargestellt am Beispiel von Johann Gottlieb Fichtes 'Grundlage des Naturrechts' – und am Beispiel des Allgemeinen Preußischen Landrechtes (ALR)“, gearbeitet.

Ich habe darin versucht, die Eigentumslosigkeit der Frau im sogenannten bürgerlichen Rechtsstaat zu definieren, nachzuweisen und die Folgen für eine Kritik der Klassentheorie zu skizzieren. Es erwies sich als notwendig, mit der Untersuchung einzusetzen im historischen Zeitpunkt der Entstehung des Rechtsstaates, also der bürgerlichen Revolutionen und ihrer politisch-theoretischen Vorbereitung in den Philosophien des Naturrechts.

Aus den klassischen deutschen bürgerlichen Philosophien habe ich die Rechtsphilosophie Fichtes, veröffentlicht in den Jahren 1796/97, ausgewählt, weil er sich darin, in einem umfangreichen Familienrecht, sehr ausführlich und entschieden zur gesellschaftlichen Stellung der Frau äußert.

Doch zunächst einige Bemerkungen zur Vorgeschichte und zur Entstehung des Themas generell; zu dieser schließlich recht umfangreichen Arbeit und zur Formulierung der ersten Arbeitshypothesen führten mehrere Faktoren:

Erstens, die Erfahrung extremer Ausbeutung als Hausfrau und fast völliger Rechtlosigkeit im Scheidungsprozeß, die Erfahrung faktisch unbegrenzter Willkür des Ehemannes im sogenannten Privatbereich und von – teils gesetzlich, teils gewohnheitsrechtlich begründet – erschreckender Untätigkeit des Rechtsstaates selbst dann, wenn er im Falle von Straftaten und der Bedrohung des Lebens die Frau vor dem Mann schützen mußte.

Zweitens, sucht man nach einer solchen Leben und Existenz fast vernichtenden schockartigen Erfahrung für die eigene erlebte Katastrophe, und die Situation der Frauen generell, nach einem plausiblen Begründungszusammenhang, einer politischen Erklärung, sucht man überhaupt nach Informationen über die soziale Lage der Frau, in der Politikwissenschaft findet man sie nicht. Ich hatte jedoch unter anderem dieses Fach gewählt (als ich nach meiner Scheidung mit dem Studium begann), weil

ich nach Ursachen und Erklärungen für die erlittene Macht und die eigene erfahrene Ohnmacht suchte.

In der Politikwissenschaft, wie sie Ende der sechziger Jahre an der Universität Frankfurt betrieben wurde, konnte man lediglich feststellen, daß weder bürgerlich-liberale noch sozialistische politische Theorien und Ökonomen eine Erklärung zu liefern imstande sind: Frauen, der weibliche Teil der Bevölkerung kommt darin nicht vor. Wenn es einmal – punktuell – der Fall ist, wird die Problematik der ökonomischen, politischen und rechtlichen Situation der Frauen in Seminaren nicht thematisiert. Wird der Frauen überhaupt je Erwähnung getan, dann in einer Art und Weise, daß man sich darin *nicht wiedererkennt* oder in ideologischer Verzerrung und apologetischer Weise, die man nicht kritisieren darf, sind doch Frauen überhaupt kein Gegenstand, über den zu diskutieren lohnt. Der Marxismus liefert z.B. keine Erklärung für die Ausbeutung und Rechtlosigkeit der Hausfrau und Mutter; bürgerliche Rechtsphilosophien machen keine Aussagen über die Rechtsposition von Frauen. Da die Politikwissenschaft die politische und soziale Situation der Frauen generell nicht als Forschungsgegenstand miteinbezieht, mußte ich *privat* Material über die Lebensbedingungen der weiblichen Bevölkerung sammeln, außerhalb der Universität und außerhalb der gegebenen politischen Organisationen.

Nicht einmal die Studentenbewegung jener Zeit kümmerte sich um meine Ausbeutung und Rechtlosigkeit, die ich als eine allgemeine, viele Frauen betreffende verstand und die mir als unerhört ungerecht erschien und in schreiendem Gegensatz zur offiziellen Lüge. So war es für mich nur eine Frage von Zeit und Gelegenheit, daß Frauen dagegen aufgehen und protestieren mußten. Im Jahre 1967 stand es für mich außer Frage, daß die Frauen sich wehren würden, weil sie sich gegen so monströse Ungerechtigkeit wehren mußten. Angesichts meiner und der Frauen Misere, muteten mich viele Anliegen der Studentenbewegung – außer der Vietnamkrieg und der Protest gegen die Notstandsgesetzgebung – wie die Quengeleien verwöhnter und unendlich bevorzugter Bürgersöhne an. Selbst der Frankfurter Weiberrat der Jahre 1968 bis 1970 bot rebellierenden Hausfrauen und Müttern keine politische Heimat oder auch nur eine gewisse Sensibilität für deren soziale Leiden, weil a priori politische Theorien die Diskussionen beherrschten, in denen keine ausgebeuteten Hausfrauen und Mütter vorkamen.

Die ersten kollektiven Diskussions- und Aktionsversuche setzten etwas später in feministischen Frauengruppen ein, denen freilich noch gar nicht bewußt war, daß sie feministisch dachten und handelten. Nicht zufällig – das sehe ich erst im nachhinein – forderten sie die Verfügung über die eigene Arbeitskraft durch ihren Protest gegen den § 1356 des Bürgerlichen

Gesetzbuches¹ und die Verfügung über den eigenen Leib durch den noch stärkeren Protest gegen den § 218 StGB. Das sind allerdings Forderungen und Proteste, die keine der Parteien und üblichen Organisationen und Gewerkschaften auf die politische Tagesordnung setzen würde – auch nicht die Studentenbewegung – und die in den üblichen politischen Programmen und sozialen und politischen Theorien keinen Platz haben. Diese beiden politischen Angriffsziele waren und sind ein Aufstand der Frauen gegen das patriarchale „Recht“, ausgehend von der Erfahrung erlittener Krankheit und Tod, Demütigung und Verhöhnung, Armut und Erschöpfung, Ausbeutung durch Ärzte, Ehemänner und Arbeitgeber. Den Frauen war bewußt und konkret vor Augen, daß sie eigentumslos sind an ihrer eigenen Arbeitskraft und an ihrem eigenen Körper, daß andere die Verfügung und Nutzung an ihnen haben, daß sie mit Gewalt fremdbestimmt werden in einem Ausmaß, wie außer ihnen es keiner erleidet. Diese erlittene Praxis als übler Alltag vieler Frauen führte direkt zu politischem Handeln, ohne noch länger durch Theorien, die ihre Ausbeutung gar nicht beinhalten, gebremst zu werden. Konnte die Studentenbewegung – die der Frauenbewegung freilich in keiner Hinsicht vergleichbar ist – zum Teil aus sozialphilosophischen Schriften kritischer Theorien und aus Diskussionen mit progressiven akademischen Lehrern politische Erkenntnisse für sich nutzbar machen und daraus Handlungsanweisungen beziehen, so hatten die protestierenden Frauen keine derartige Schützenhilfe, schlummer noch, sie hatten alle Theorie und Wissenschaft gegen sich. Die Frauen waren daher gezwungen, sich ihrer eigenen Geschichte und Protest-Tradition zu erinnern und daran anknüpfend sich selbst und selbständig auf den mühsamen und schweren Weg der Entfaltung einer autonomen politischen Theorie zu begeben. Dieser Prozeß steht erst am Anfang, wurde jedoch in Gang gesetzt – namentlich in Deutschland – durch radikale Erkenntnisse aus der amerikanischen Frauenbefreiungsbewegung, die hier unter dem Druck des autoritären männlichen Anspruchs, im Besitze der alleingültigen Theorie zu sein, sich nicht entwickeln konnten.

Drittens, aus der Politikwissenschaft, dem Teilgebiet Geschichte der politischen Theorien, erhielt ich für meine Arbeit jedoch eine Anleitung zu einem, wie ich meine, sehr fruchtbaren methodischen Ansatz, nämlich der historisch-kritischen und ideologiekritischen Analyse von politischen Theorien anhand der Schlüsselkategorien *Eigentum* und *Herrschaft*. In den Seminaren von Professor Euchner² wurden politische Philosophien von der Antike bis zu den bürgerlichen Rechtsphilosophien vor Marx in dieser Weise analysiert, die Zusammenhänge von Eigentum und Herrschaft einer Klasse reflektiert und der teils revolutionäre, teils apologetische Charakter der Argumentation und Begrifflichkeit herausgearbeitet. Die

jeweiligen Äußerungen zu Privateigentum, Legitimität der Illegitimität von Herrschaft, zu Fragen neuer Staatsformen und vor allem zum Widerstandsrecht, ergaben aufschlußreiche Erkenntnisse über die Genese ökonomischer Macht und die daraus folgende Errichtung politischer Herrschaft: aufgrund sich wandelnder Eigentumsverhältnisse bildet sich jeweils eine neue Klasse, die teils evolutionär, teils in revolutionären Akten sich aus der Abhängigkeit der bisher herrschenden Klasse befreit.

Ich ging davon aus, daß die Anwendung dieser Methode auf die „Frauenfrage“ Aufschluß und politische Erklärung für die Ursachen des Ausschlusses der Frau von der politischen Herrschaft oder, in anderen Worten, für ihre Unterwerfung unter die Herrschaft des Männerstaates bringen müsse, eine Klärung ihres Verhältnisses zu Eigentum und Herrschaft.

„Ich bin heute, nach mehreren Jahren der Beschäftigung mit der Theorie und Praxis der „Frauenfrage“, der Auffassung, daß den Schlüsselkategorien Eigentum und Herrschaft noch eine dritte hinzuzufügen ist, nämlich Sexus. Daß im Laufe einer über zweitausendjährigen Geschichte Eigentum und Herrschaft allein dem männlichen Geschlecht zufiel und noch zufällt, kann nicht länger als selbstverständlich hingenommen, muß vielmehr problematisiert und thematisiert werden, will eine kritische Politikwissenschaft die männliche Alleinherrschaft nicht länger als gott- oder naturgegeben hinnehmen. Bis jetzt wird die *patriarchale* Herrschaft und Politik als *die Herrschaft* und *die Politik* an sich begriffen, ohne je kritisch hinterfragt und relativiert zu werden, z.B. durch die Erforschung matriarchaler, d.h. vorpatriarchaler Gemeinwesen, gewissermaßen als Antithese zum Patriarchalismus, um schließlich nach einer politischen Synthese zu suchen: dem Entwurf eines Gemeinwesens, in welchem die Sexualhierarchie aufgehoben ist und das den Bedürfnissen von Frauen, Kindern und Männern Rechnung trägt³ – und nicht nur und ausschließlich denen von Männern als Familienpatriarchen. Männlichen Theoretikern, Philosophen, Revolutionären und Politikern ist es bis in die Gegenwart selbstverständliche Prämisse, daß jeder soziale Fortschritt und jede politische Entwicklung nur gedacht wird im Hinblick auf die Bedürfnisse von Männern und deren Interessen, daß die politische Macht selbstverständlich immer von einer Männeshand in die andere überzugehen hat und daß das weibliche Volk selbstredend immer ausgeschlossen bleibt oder mit minimalen Zugeständnissen, mit lächerlichen Krumen vom Tische der männlichen Machthaber, abgespeist wird.

Die Ursachen der Verteilung von Eigentum und Herrschaft auf das männliche Geschlecht allein, wiewohl in unterschiedlichen Quantitäten, müssen untersucht werden, denn die Eigentums- und Herrschafts-

verteilung zwischen verschiedenen historischen (Männer-) Klassen (Klerus, Adel, Bürger, Lohnarbeiter), erklärt noch keineswegs die Verteilung von Eigentum und Herrschaft zwischen den Geschlechtern; *dieses Verhältnis* bietet ein Bild jahrtausendelanger ungebrochener Herrschaft in Männerhand. Daraus ergibt sich die Hypothese, daß auch alles Eigentum sich in der ausschließlichen Verfügungsgewalt von Männern befand und noch immer generell befindet. Stellt man die Frage nach Genese, Verteilung und politischer Instrumentalisierung von Eigentum zu Zwecken der Herrschaft, so ist – will man das weibliche Volk nicht a priori ausschließen – die Kategorie Sexus unentbehrlich, es sei denn, man halte es auch weiterhin für selbstverständlich, daß sich beides, Privateigentum und Macht, allein in der Hand des Mannes befinden. Das Korrelat ist die totale Eigentumslosigkeit und Machtlosigkeit der Frauen. Dieses methodische Vorgehen anhand der Kategorien Eigentum und Herrschaft erweist sich als sehr fruchtbarer Ansatz einer Anatomie von Herrschaft und Knechtschaft: Sind die Eigentums- und Herrschaftsinteressen eines klar definierbaren Teiles der Gesellschaft bloßgelegt, werden ihre Ideologien und Apologetik fast zwangsläufig erkennbar. Ich ging davon aus, daß die Anwendung dieses methodischen Ansatzes auf die „Frauenfrage“ aufschlußreiche Erkenntnisse zur sozio-ökonomischen und politisch-theoretischen Standortbestimmung der Frauen in der gegenwärtigen Gesellschaft und im Staat – aber auch in der Geschichte – erbringen müsse. Allerdings sind diese Kategorien erst in ihrer Negation – Eigentumslosigkeit und Rechtlosigkeit – brauchbar.“⁴

Zur Dialektik von Eigentumslosigkeit und Rechtlosigkeit

Die bürgerlichen Revolutionen der Neuzeit bringen nirgends eine demokratische Partizipation der Frauen an der politischen Macht, keine Sicherung ihres Eigentums, nicht einmal das Eigentum an ihrer eigenen Person, ihrer Arbeitskraft, an ihrem Lohn oder an einem kleinen Erbe, obwohl es *der Glaubenssatz* des bürgerlichen sogenannten Rechtsstaates ist, das Eigentum aller zu schützen – freilich nur das Eigentum aller Männer. Zum Zwecke der Eigentumssicherung wird eine Regierung eingesetzt, die jedoch nur legitimiert werden kann durch die Zustimmung der Regierten: Regierende und Regierte sollen gewissermaßen identisch sein. Aber weder in den bürgerlichen Revolutionen in ihren radikalsten Phasen, noch im 19. Jahrhundert, noch in der Gegenwart, ist das weibliche Volk – Demokratie heißt ja eigentlich Volksherrschaft – an den Regierungen beteiligt. Es ist nicht Gesetzgeber! Und das war in der politischen Theorie auch niemals vorgesehen.

„Wenn ein so großer Teil des Volkes politisch ausgeschaltet werden kann, und zwar trotz zweihundertjährigen Kampfes der Frauenbewegung um demokratische Rechte und wenigstens minimale ökonomische Autonomie, trotz mehrfacher schwerer Arbeit – Kinder gebären, Hausarbeit und zusätzliche Lohnarbeit – und der Tatsache, daß eben *dieser Teil des Volkes das Volk*, d.h. die Menschen des Gemeinwesens, *materiell produziert*, dann muß diesem politischen und sozialen Tatbestand eine fundamentale Eigentumslosigkeit zugrunde liegen, die in ihrer Komplexität, in ihrer Quantität und Qualität zu erforschen ist, um sodann die Korrelation zu dem Defizit an demokratischen Rechten und zu der politischen Nichtexistenz aufzuzeigen . . . ‘Demokratie’ in patriarchaler Verkürzung, ja Amputation des Begriffes, hat das weibliche Volk nicht einmal theoretisch in die Reflexion einbezogen, sondern teils bewußt, teils unbewußt, ausgeklammert; das bedeutet, die traditionellen sozio-ökonomischen und politisch-theoretischen Begriffe müssen ideologiekritisch auf ihr patriarchales Eigentums- und Herrschaftsinteresse hin untersucht werden. Diese Kategorien als Instrumente der Verschleierung und Verharmlosung, der Verfälschung, ja der Perversion der ökonomischen, juristischen und politischen Wahrheit, müssen als solche diagnostiziert und bloßgelegt werden. Eine heute gängige Kategorie, wie z.B. Gleichberechtigung, verstanden womöglich als formal-juristische und praktisch-politische Möglichkeit oder gar Tatsache, ist in ihrem apologetischen Charakter leicht erkennbar, wenn die Eigentumslosigkeit und Rechtlosigkeit, d.h. Machtlosigkeit der Frauen, wahrheitsgemäß aufgezeigt und nicht verheimlicht und banalisiert wird. Problematisiert man die Nicht-Gleichberechtigung, die durchgehende Ungleichheit des weiblichen Volkes, so zeigt sich als ihr Korrelat die soziale und politische Alleinherrschaft des Mannes, der Patriarchalismus, dem ökonomische Macht, Eigentum, und sei es nur das Eigentum an der eigenen Arbeitskraft, zugrunde liegt. Der freie Mann, die von feudalen Fesseln befreite Arbeitskraft, die sich gegen Lohn tauscht, ist Person in ihrem eigenen Recht (sui juris), die stets mindestens eine weibliche Arbeitskraft als ihr Eigentum betrachten kann – durch die Institution der patriarchalen Ehe – wogegen die Frau *eigentumslos* ist *an ihrer eigenen Arbeitskraft*, bürgerrechtlich *Unperson*, keine Person in ihrem eigenen Recht.“⁵

Zum Begriff der Eigentumslosigkeit der Frau

Zunächst versuche ich, den Begriff der Eigentumslosigkeit der Frau hypothetisch zu umreißen. Marx spricht zwar von der Eigentumslosigkeit des

Lohnarbeiters an Produktionsmitteln, und diese trifft für die Frau auch zu, wenn sie Lohnarbeiterin ist, bezeichnet aber bei weitem nicht das ganze Ausmaß ihrer Eigentumslosigkeit, denn die Prämisse der marxistischen Theorie ist das Eigentum des Arbeiters an seiner Arbeitskraft. Ob auch die Frau von feudalen Fesseln befreit ist und Eigentum an ihrer Arbeitskraft hat, hat Marx nicht untersucht. Er sagt, die unfreie Arbeitskraft, der Leibeigene und der Sklave, sei „Akzidenz des Bodens“; die Frau aber ist Akzidenz des Hauses.

Marx hat mit seinem Begriff „Arbeitskraft“ auch davon abstrahiert, daß die Arbeitskraft der Frau zusätzlich konsumiert wird durch Schwangerschaften, Geburten und Hausarbeit. Ich konnte also mit seinem Begriff der „Eigentumslosigkeit“ nicht arbeiten. Im Laufe meiner Arbeit habe ich den Begriff der Eigentumslosigkeit der Frau wie folgt entworfen:

„Eigentumslosigkeit wird verstanden als ein sehr komplexer Begriff, dessen Extension alle Enteignungsformen beinhalten soll, die dem Menschen, und ich gehe aus vom weiblichen Menschen im Patriarchalismus, treffen können. Es ist ein ökonomisch-philosophischer, historisch-materialistischer und eminent politischer Begriff, in welchem der Marx'sche Begriff der „Eigentumslosigkeit des Proletariats“ aufgehoben ist. Die Prämisse des Marx'schen Begriffes ist das Eigentum des freien – von Leibeigenschaft freien – Arbeiters an seiner Arbeitskraft, die für die weibliche Arbeitskraft nicht zutrifft, denn sie ist unfrei, sie ist das Eigentum des Patriarchen, dem sie zur „uneingeschränkten Verfügung und Nutzung“ als Produktionsmittel gehört, der sie, total fremdbestimmt, dem patriarchalen Produktions- und Verwertungsprozeß in der Hausproduktion unterwirft. Das Verhältnis von Mann und Frau ist in der Produktions- und Gesellschaftsformation des Patriarchalismus (die fortbesteht neben der Produktions- und Gesellschaftsformation des Kapitalismus) das des Eigentümers an seinem Eigentumsobjekt.

Das „Objekt“ Frau ist eigentumslos an sich selbst, eigentumslos an seiner Arbeitskraft, der körperlichen und der geistigen.

Die weibliche Arbeitskraft unterscheidet sich jedoch von der männlichen dadurch, daß sie außer gewöhnlicher Arbeitsfähigkeit noch eine frauenspezifische Fähigkeit hat, die Gebärfähigkeit, eine „Konsumtion von Lebenskräften“, wie andere Arbeit auch. Ihre Gebärfähigkeit ist eine besondere Produktivkraft, die jedoch nicht ihr gehört, sondern ihrem Eigentümer. Dieser hat also zugleich die uneingeschränkte Verfügung und Nutzung der Gebärfähigkeit der Frau inne, d.h., er benutzt sie zur Produktion weiterer Arbeitskräfte. Die Frau selbst ist somit eigentumslos an ihrem Körper als der Produktivkraft Gebärfähigkeit.

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung im Patriarchalismus, in dem

„die Frau und die Kinder die Sklaven des Mannes sind“, führte zu einer strikten Arbeitsteilung in körperliche Arbeit für die Frau und geistige Arbeit für den Mann. Dadurch wurde die Frau ihrer komplexen Fähigkeiten beraubt, besonders der intellektuellen Fähigkeiten, die verkümmern mußten: Sie ist eigentumslos an ihrer Produktivkraft geistige Arbeit.

Da im Patriarchalismus Land, Kapital, berufliche Pfründe, Privilegien und alles sonstige Eigentum nur im Mannesstamm vererbt werden, da die Frau auch kein Eigentum durch Arbeit erwerben kann, da ihre Arbeitskraft nicht ihr selbst gehört, ist sie eigentumslos an jeglichen Produktionsmitteln: Sie besitzt kein Kapital, keine Arbeitsmittel zur handwerklichen Produktion, kein Land und keine Produktionsmittel für die Hausproduktion; sie besitzt kein „Haus“.

Dieser zunächst hypothetisch entworfene Begriff der Eigentumslosigkeit der Frau soll verifiziert und als Erkenntnisinstrument erprobt werden. Es finden sich im aktuellen positiven Recht, in der Rechtsgeschichte, in der Geschichte der patriarchalen Familie des 18. und 19. Jahrhunderts und in der Protestliteratur der Frauenbewegung der letzten 200 Jahre unzählige Beweise für alle die Enteignungsformen, die dem Begriff Eigentumslosigkeit inhärent sind.

... Die Sicherung des Privateigentums des Mannes an der Frau ist die über lange historische Zeiträume selbstverständliche Prämisse bzw. wird in der Neuzeit, neben der Sicherung des Eigentums an Boden, Kapital und Lohn, das zentrale Problem der zu erstellenden Rechtsverhältnisse. Der Kampf und politisch-theoretische Streit um die Sicherung des Privateigentums bzw. um einen Anteil daran, ist immer auch der um das Privateigentum der Männer an weiblichen Menschen; ein höchst wichtiger Aspekt, der nach meiner Kenntnis bis jetzt generell übergangen wird.“⁶

Es gibt offensichtlich einen dialektischen Zusammenhang von Eigentum und Herrschaft und Herrschaft und Eigentum: wer die politische Macht hat, kann sein Eigentum sichern, wer keine hat, kann nicht einmal Eigentum erwerben, bleibt eigentumslos und machtlos. Politische Macht haben auch die Familienväter als „Oberhäupter“ der ihnen unterworfenen Familienmitglieder, sie sind eine politische Instanz, legitimiert und gestützt vom Staat der Familienväter. Das trifft auch für die modernen sogenannten Demokratien zu. Ältere Naturrechtsphilosophen, z.B. Pufendorf, sagten offen: „Demokratie ist die Staatsform, in der die höchste Gewalt bei der Versammlung der Familienväter liegt“, also eine „Demokratie“ der Familienväter oder Patriarchen, keineswegs eine Herrschaft des Volkes, einschließ-

lich des weiblichen Volkes. Dieses Konzept von Demokratie hat sich durchgesetzt und bis in die Gegenwart – mit geringen Korrekturen – erhalten: Frauen sind an der politischen Herrschaft – vor allem an der Gesetzgebung (aber auch an der Exekutive und Judikative) bis in die Gegenwart nicht demokratisch beteiligt – nicht einmal in den sogenannten Volkdemokratien. Volksherrschaft heißt bis jetzt nur Herrschaft des männlichen Volkes über das weibliche Volk. Warum sind Frauen, die reichliche Hälfte des Volkes, noch immer nicht an der Demokratie beteiligt? Offenbar haben Frauen – da Eigentum und Teilnahme an der politischen Herrschaft sich gegenseitig bedingen – die Voraussetzung des Eigentums nicht.

Wer eigentumslos ist, ist politisch machtlos, ist rechtlos, denn Rechte können durch Gesetz erst gesichert werden, wenn Regierende und Regierte identisch sind, d.h., wenn die Regierten die Vertreter ihrer eigenen Interessen als machtpolitisch durchschlagende Kraft als Regierende entsenden können. Den Frauen fehlen dafür alle Voraussetzungen – sieht man zunächst einmal davon ab, daß ihnen das Wahlrecht mit 130-150-jähriger Verspätung eingeräumt wurde. Da sie keine eigene Partei aufgebaut haben, wird das passive Wahlrecht durch die patriarchalen Parteien quasi legal abgeschafft, schon in dem historischen Moment, da es ihnen scheinbar gegeben wurde, oder es wird für männerspezifische Interessen nutzbar gemacht. Außerdem fehlt dem weiblichen Volk jegliche materielle Voraussetzung zur politischen Handhabung des Wahlrechts: 1. Eigentum an der eigenen Person und Arbeitskraft 2. Eigentum an Lohn 3. Eigentum an kleinstem Kapital (z.B. eigene Druckereien, Verlage, Schulungshäuser im Sinne von Parteischulen, bezahlte Funktionärinnen usw.) und 4. fehlte ihnen 1919 eine autonome wissenschaftlich und politisch ausgebildete Intelligentsia in nennenswerter Zahl, worin ihnen die konservativen, bürgerlichen und sozialdemokratischen Kräfte unendlich weit überlegen waren. Daß alle Frauen so lange Zeit gewaltsam in Unwissenheit gehalten worden waren (und bis auf den heutigen Tag gehalten werden) – zahlte sich für die Frauen politisch katastrophal – für die Männerdemokratie profitabel aus. Das Wahlrecht für die Frauen hatte daher in etwa den politischen Stellenwert, als hätte man es den Leibeigenen gegeben, die jedoch keine Alternative hatten, als die Partei ihrer Grundherren zu wählen, wodurch diese ihre feudal-patriarchalische Herrschaft noch scheindemokratisch legitimieren und daher fortsetzen können. (Die Sozialdemokratie hatte am Beginn der Diskussion des Frauenwahlrechts die Absicht, die Frauen der Partei generell dazu zu benutzen, die sozialdemokratischen Männer an die politische Macht zu bringen, indem sie zeitweise vorsah, den Frauen nur das aktive Wahlrecht zuzugestehen – das geschah dann auch formal

und praktisch unter den Nationalsozialisten). Es ist klar, daß die Familienväter niemals die Interessen derer vertreten, die sie selbst eigentumslos halten und von denen sie profitieren.

Ich hoffe, es ist deutlich geworden, warum die Begriffe Eigentumslosigkeit und Rechtlosigkeit – und politische Machtlosigkeit – die zentralen Kategorien meiner Arbeit sind.

Die Eigentumslosigkeit der Frau, *eigentumslos an sich selbst als Mensch*, hat – ich wiederhole – die folgenden Einzelaspekte:

eigentumslos an der körperlichen Arbeitskraft
der geistigen Arbeitskraft
der Gebärfähigkeit
an Produktionsmitteln für die Hausproduktion
an Produktionsmitteln für die Warenproduktion.

Die allumfassende Eigentumslosigkeit habe ich untersucht und nachgewiesen auf drei verschiedenen Ebenen:

erstens, der Rechtsphilosophie
zweitens, der Rechtsgeschichte
drittens, der Sozialgeschichte der Frauen.

Rechtsgeschichte – Geschichte der Rechtlosigkeit der Frau

Die Eigentumslosigkeit der Frau ist feststellbar an der spezifischen Rechtsform, die ihre materielle Ausbeutung annimmt: das für *alle Frauen geltende „Recht“*. Eben weil das von Patriarchen alleine gemachte „Recht“ über die Frauen an Deutlichkeit und Brutalität nichts zu wünschen übrig läßt, hört man den häufigen Einwand, oder besser die Entschuldigung und Verharmlosung: das *Recht* war gegenüber der Frau sehr ungerecht und brutal, aber in der täglichen *Praxis* war die Frau geehrt und geachtet. Das ist eine billige Apologie, die das Eigentumsinteresse der Patriarchengesellschaft verschweigt, denn würde das Eigentumsrecht der Frau respektiert, würde das auch im Recht fixiert sein.

Daß man ein bürgerliches Recht wahrnimmt, setzt voraus, daß man selbst Rechtssubjekt ist, geschäftsfähig und eigentumsfähig. Die Qualität eines Rechtssubjektes wird jedoch *allen* Frauen abgesprochen. Auf der rechtsphilosophischen Diskussionsebene lauten die Argumente – hier die Fichtes – so: Alle Menschen sind frei und gleich, haben Eigentum und bürgerliche Rechte und Anteil am bürgerlichen Rechtsstaat. Für weibliche „Menschen“ gilt das nicht, denn sie müssen ihrem Vater oder Ehemann unbedingt unterworfen werden, sein und bleiben. Denn sie sind von „Natur“ aus, d.h. sexuell und generativ, passiv, unproduktiv und untätig, sie sind das auch in Bezug auf ihre intellektuellen Fähigkeiten, und folglich sind sie

minderwertig und bürgerrechtlich als Subjekte nicht qualifiziert, sie sind in jeder Hinsicht Objekte. Der männliche Mensch hingegen, gottgleich, ist aktiv, sexuell produktiv, tätig, angeblich vernünftig – wogegen Nicht-Tätigkeit in jedem Falle unvernünftig ist – und geistig allein fähig, sich als Subjekt zu denken. Er hat die Qualifikation zum Bürger und zum Herrscher über die Frau. Daher eignet er sich ihre Person, ihr Eigentum, ihre Kinder und alles, was ihr gehört, an und übt bürgerliche Rechte in doppelter Qualität aus. Er allein ist fähig, Rechtsgeschäfte aller Art zu vollziehen – auch die seiner Frau. Das ist der Inhalt der Ideologie der minderwertigen Natur der Frau – auf philosophischer Ebene.

Im positiven, *geltenden* Recht der Zeit, im Familien- und Vormundschaftsrecht des Allgemeinen Preußischen Landrechts (ALR) ist eindeutig festgehalten, daß jede Frau – als Rechtsobjekt – der Vormundschaft (oder Muntgewalt) eines Mannes untersteht, des Vaters, und anschließend des Ehemannes oder sonst eines männlichen Verwandten oder eines von der öffentlichen Hand eingesetzten Vormundes über Witwen und Waisen. Vormund kann nur ein Mann sein, *jeder* Mann, *niemals* eine Frau. Eine Mutter kann niemals Vormund über ihre Kinder sein. Frauen, wie Debile, Kriminelle und Minderjährige unterstehen der männlichen Vormundschaft und können selbst keine Rechtsgeschäfte tätigen: d.h. sie können kein Eigentum halten, keinen Arbeitsvertrag, keinen Mietvertrag unterzeichnen, keinen Prozeß führen: sie stehen außerhalb des bürgerlichen Rechtssystems.

In der Sozialgeschichte der Frauen findet man die Bestätigung dafür, daß dieses „Recht“ die tägliche Realität von Millionen Frauen war, nicht lediglich formales Recht, um das man sich nicht sehr zu sorgen brauchte, sondern materielle Gewalt. Luise Otto weist noch 1866 in ihrer Schrift „Das Recht der Frauen auf Erwerb“ ausdrücklich darauf hin, daß verheiratete Frauen nur Mitglied des Allgemeinen deutschen Frauenvereins werden können, wenn ihre Beitrittserklärung vom Ehemann unterschrieben ist. Ich denke, es wird deutlich, wie das herrschende Geschlecht das Recht als Instrument nutzt, um die Frauen politisch niederzuhalten. Man stelle sich vor, ein Arbeiter hätte der Unterschrift seines Arbeitgebers bedurft, um in einen Gewerkschaftsverein einzutreten.

Ich habe zunächst die Eigentumslosigkeit und Rechtlosigkeit der Frauen im Allgemeinen Preußischen Landrecht (ALR) untersucht, einem Gesetzeswerk, das wie Fichtes Familienrecht in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts entstand, das bis 1900 in Kraft war und dessen die Frauen betreffende Gesetze fast unverändert in das Bürgerliche Gesetzbuch übernommen wurden, das nun seinerseits prinzipiell unverändert blieb bis 1957, dem Jahr, in welchem durch das sogenannte Gleichberechtigungsgesetz das patriarchalische Eherecht gemäß dem Gleichheitsgebot der Verfas-

sung zu einem angeblich gleichberechtigten reformiert wurde. Da Frauen so gut wie gar nicht am Gesetzgebungsprozeß beteiligt waren, wurde die Verfügung des Familienvaters über die Arbeitskraft der Ehefrau (§ 1356 BGB) und über ihren Körper (§ 218 StGB) nicht abgeschafft.

Ein Mensch, der nicht über seine Arbeitskraft und über seinen Körper verfügt, folglich nicht über sich selbst als Person, ist ein Leibeigener oder ein Sklave. Im Falle der Frauen jedoch nennt man diesen Zustand „Ehe“. Ich habe daher das Eherecht des Allgemeinen Preußischen Landrechts untersucht und zwar unter zwei Aspekten, erstens, der Eigentumslosigkeit der Frau an ihrer Arbeitskraft (d.h., ich habe die Aussagen des § 1356 BGB historisch zurückverfolgt), und zweitens, unter dem der Eigentumslosigkeit der Frau an ihrem Körper als Produktivkraft der Ware Arbeitskraft (indem ich die gesetzlichen Bestimmungen und Auslegungen betreffend den Zwang zu ehelichen Pflichten, das Abtreibungs- und Verhütungsverbot durch Strafandrohung, die Gesetzgebung zu § 218 StGB zurückverfolgte).

Daß der Eigentümer der Frau, der Ehepatriarch, wenn er dergestalt über die Person der Frau verfügt, auch an jeglichen Einkünften, Mitgift, Geschenken, Erbe und sogar am Lohn der Frau das Eigentumsrecht innehat, folgt gewissermaßen von selbst.

Zum Rechtsinstitut der Muntgewalt

Wenn man die Geschichte des Eherechts zurückverfolgt, stößt man auf eine Institution, die die Unterwerfung aller Frauen unter den Patriarchen schlagartig beleuchtet; es ist die Muntgewalt, ursprünglich männliche *Waffengewalt über Frauen*, Kinder, Leibeigene und Sklaven.

„Munt“ ist das germanische Wort für das lateinische „*mancipatio*“, d.h., sich unter der patriarchalen Waffengewalt und Hausgewalt des Hausherrn befinden. „*emancipatio*“ heißt folglich, *sich aus der patriarchalen Gewalt des Hausvaters befreien*. Dieses „Hausrecht“ des Patriarchen beinhaltet die völlige Rechtlosigkeit und Willkür über die Frau, die Vormundschaft über sie als Rechtsobjekt, und steht in krassem Widerspruch zum bürgerlichen *egalitären Recht*, das nur außerhalb des Hauses unter Männern Geltung hat. Munt-Inhaber sind stets Männer: sie haben die Vormundschaft über erwachsene Frauen, d.h. sie sind die handelnden *Rechtssubjekte*, Frauen die erklärten *Rechtsobjekte*, die niemals den Status eines bürgerlichen Individuums mit voller juristischer Handlungsfähigkeit erwerben können. Sie sind nicht vertragsfähig, können weder innerhalb des Hauses – gegenüber anderen Familienmitgliedern – noch außerhalb des Hauses in der bürgerlich-patriarchalen Gesellschaft einen Vertrag abschließen.

Rechtsinstitut ist die Muntgewalt unter dem Namen des Eherechts bis

zum heutigen Tage, z.B. „als Gewalt des Ehemannes, die Ehefrau zur Rückkehr in die verlassene eheliche Wohnung zu nötigen“.⁷

Noch Ende des 19. Jahrhunderts sind Rechtshistoriker „der Auffassung, es sei noch immer ein sittliches Gebot, ein legitimer Anspruch des Ehemannes, daß die Ehefrau seine ‚Befehle‘ befolge.“⁸ Sie ist also in der Ehe ein zum Gehorsam verpflichteter Untertan, ein besonders rechtloser Domestike, denn bezahlte Diensthofen unterliegen zu dieser Zeit keiner Gehorsamspflicht mehr.

Daß die patriarchale Muntgewalt die unterworfenen Menschen zu Eigentumsobjekten degradiert, also als *dingliches* Herrschaftsrecht gehandhabt wird, wird häufig bestritten, aber denn doch ungewollt zugegeben: „... kraft der Munt kann der Vater . . . den fortgelaufenen Sohn wieder in sein Haus zurückführen, gleich wie der Eigentümer kraft seines Eigentums seinen Stall gegenüber fremdem Vieh abschließen, entlaufenes Vieh zurückholen darf.“ (A. Heusler) Die Äußerung spricht für sich. Nun ist der Sohn, der Nachfolger im Patriarchat, noch ein sehr begünstigtes Familienmitglied im Vergleich zu Frau und Töchtern, die lebenslänglich unter Verschluß gehalten werden, während der Sohn eines Tages sich aus der väterlichen Gewalt emanzipieren kann. Die Munt ist eine „über Ehefrau, Kinder usw. gleichmäßig wirkende Gewalt . . . die dem einen Motive und Zwecke der Hausherrschaft des pater familias entspringend“ (A. Heusler) zu denken ist, und, so fährt er fort, „... ich kann auch für die spätere Zeit alles, was im Eherecht, im Recht zwischen Eltern und Kindern, in der Vormundschaft u.s.f. von Gewalt (Herrschaft, Munt) des *Ehemannes, des Vaters, des Vormundes* usw. vorhanden ist, *nur als die Fortsetzung der einen alten Munt erkennen*.“

A. Heusler und Wilhelm Theodor Kraut, ebenfalls ein Rechtshistoriker des 19. Jahrhunderts und Experte für das Gebiet der Vormundschaft, stimmen darin überein, daß die Muntgewalt oder Vormundschaft fortbesteht unter dem Begriff Vormundschaft und Ehe – und zwar bis in ihre Zeit – und daß dieses Verhältnis identisch ist mit einem feudalen Leibeigenschaftsverhältnis. Daraus erklärt sich denn auch das verdächtige Totschweigen und Verschleiern dieser im gesamten 19. Jahrhundert fast ungebrochen geltenden feudalen Institution, die sich hinter der Ehe des 20. Jahrhunderts noch immer verbirgt.

Muntgewalt, Vormundschaft, mancipatio oder Ehevogtei (!) – alles identische Begriffe – ist also das Rechtsinstitut der patriarchalen Sexualhierarchie, wonach der Mann auch juristisch immer *über-*, die Frau stets *untergeordnet* ist.

Im sogenannten Rechtsstaat, in welchem der Ideologie nach alle Menschen gleich sein sollen, gibt es also zwei Rechtsbereiche: das *egalitäre*

bürgerliche Recht für Männer und das *ungleiche, patriarchale Recht für Frauen*, das die Abwesenheit von Recht, die Negation von bürgerlichem Recht bedeutet: Un-Recht. Außerhalb des Hauses ist der Mann Bürger unter Gleichen, innerhalb des Hauses ist er Patriarch, Familienoberhaupt: sein Machtgebiet ist das Haus, wo seine Willkür unbeschränkt ist, während außerhalb des Hauses die Maxime gilt, daß jegliche Willkür – z.B. die von Fürsten – durch das Recht begrenzt wird. Alle Familienhäupter sind untereinander gleich, im Verhältnis zu den Frauen sind sie diesen *übergeordnet*: jeder Mann ist Bürger, jede Frau ist Nicht-Bürgerin, jeder Mann ist Familienoberhaupt, jede Frau ist einem Familienoberhaupt oder sonstigem Vormund *unterworfen*. Das Allgemeine Preussische Landrecht enthält denn auch einen umfangreichen Gesetzesteil über die Vormundschaft – neben dem Eherecht, das das Vormundschaftsrecht über die Ehefrau darstellt. Der totalitäre Charakter der patriarchalen Gewalt manifestiert sich u.a. in der Tatsache, daß selbst für den Fötus im Mutterleib ein männlicher Vormund eingesetzt wird, der die schwangere und gebärende Frau bis in ihren Leib hinein kontrolliert und das Eigentum des Patriarchats an dem von der Frau geschaffenen Kind sichert.

Die Kontinuität vormundtschaftlicher patriarchaler „Rechts“-vorstellungen wird schlagartig deutlich, wenn man sich in Erinnerung ruft, daß noch in jüngster Zeit, nämlich in der Debatte um die Reform des § 218 StGB, sich die reaktionären, antifeministischen Kräfte auf die „Rechtsverhältnisse“ des ALR – oder gar des römischen Rechts! – beriefen und damit unbewußt zugaben, daß ihnen – in den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts und in einer vielbeschworenen Demokratie – das Un-Recht eines absolutistischen und militaristischen Staates wie Preußen bzw. eines Sklavenhalterstaates *für die Frauen* noch immer Vorbild ist.

Die Vormundschaft über Frauen hat außerdem die Funktion, alles denkbare tote Eigentum dem Familienpatriarchen zu sichern, hat also ökonomische Gründe:

„Die ökonomischen Ursachen der Vormundschaft werden sorgfältig verschwiegen: es ist das Interesse des stets nur *männlichen Muntinhabers*, die Person, die Arbeitskraft, die Gebärpotenz der Frau, ihre Kinder, ihr Eigentum an Land, Kapital und allen sonstigen Gütern für sich unbegrenzt auszubeuten und sich die unkontrollierte und *unbegrenzte* Verfügungsgewalt zu sichern. Die wahrhaft gigantische ökonomische Macht des Patriarchats und die ökonomische Ohnmacht der Frauen erahnt man, wenn man sich vergegenwärtigt, daß über eine unendlich lange Zeitspanne von ca. 2500 Jahren bis ins 20. Jahrhundert hinein, alles Land, alle Bauten, alles bewegliche Eigentum, alles Kapital, alle Frauen, alle Kinder, lange Zeit auch die erwachsenen, besonders die Töchter, alle Sklaven, alle Leibeigenen, d.h.,

nicht nur alle *toten* Produktionsmittel, sondern vor allem auch alle *lebendigen*, *ausschließlich der uneingeschränkten Verfügung und Nutzung von Männern* unterworfen sind; das *Privateigentum ist patriarchales*, in quantitativ unterschiedlicher Verteilung, aber *immer in Männerhand*. Über mehr als 2000 Jahre wird alles Eigentum nur im Mannesstamm vererbt, und selbst wenn sich ein sehr bescheidenes Erbrecht der Frauen durchsetzt, bleibt das Ererbe dennoch immer in Männerhand, in Vater-, Bruder-, Ehevogt-Hand oder in der eines männlichen Verwandten, oder schließlich der eines öffentlichen Vormundes, immer zu dessen Verfügung und Nutzung, ja gegen Bezahlung seiner Verwalter-Mühen.

So selbstverständlich im Bürgertum Kapital, Land, Frau und Kind Eigentum des männlichen Bürgers sind, so selbstverständlich verfügt im Proletariat und im Bauerntum der Mann in gleichem Ausmaß über seine Frau und ihren armseligen Lohn, ihre Habe, ihren Leib und ihre Arbeitskraft.⁹

Der Geschlechterpatriarchalismus in der Hauswirtschaft entspricht im Prinzip dem Standespatriarchalismus, der beinhaltet, daß ein „hoher“ Stand über einen „niederer“ herrscht, z.B. in der Leibeigenschaft. Auch noch das ALR sagt, daß die „natürliche“ Familie erweitert werden kann durch Leibeigene; Familienmitglieder (außer dem Hauspatriarchen) stehen mit diesen juristisch und ökonomisch auf einer Stufe, nur wird die patriarchale Abhängigkeit der Frau nicht als Leibeigenschaft bezeichnet, um sie nicht als *politische* – und daher veränderbare – Institution zu kennzeichnen. In den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts nannte ein kritischer Jurist die Ehefrau die unbezahlte Dienstmagd des Mannes und Max Horkheimer (Autorität und Familie) nennt sie die „häusliche Leibeigene“. John S. Mill, in Zusammenarbeit mit Harriet und Helen Taylor, schrieb in „Die Hörigkeit der Frau“ 1869: „Die Ehe ist die einzige wirkliche Leibeigenschaft, die unser Gesetz kennt.“ Diese sehr kritischen Thesen stehen in krassem Widerspruch zur Ideologie des Bürgertums mit seiner Behauptung, daß alle Menschen frei und gleich, in den Rechtsstaat einbezogen seien, aber auch zur Klassentheorie mit ihrer Behauptung, alle Klassegegensätze hätten sich reduziert auf das Verhältnis von Kapitaleigentümern und Eigentümern ihrer Arbeitskraft: offensichtlich sind diese Ideologien Systeme falschen Bewußtseins insofern sie die sozio-ökonomische und politische Situation der weiblichen Bevölkerung völlig ignorieren. Ist man als Betroffene aber gerade daran interessiert, wird man sich fragen müssen:

1. Wann wurde die patriarchale Leibeigenschaft der Frauen beendet?
2. Warum wird der Fortbestand der Muntgewalt, fortbestehend unter anderer Terminologie (Ehe, Prozeßvormundschaft usw.) verheimlicht?
3. Warum wurde diese Institution, soweit sie sich über Männer er-

streckt, als feudale Abhängigkeit, als Leibeigenschaft, gebrandmarkt, als *Politikum* erkannt und bezeichnet, während der im Prinzip gleiche, jedoch in seinen Auswirkungen noch extremere sozio-ökonomische, juristische, politische und sozio-kulturelle Tatbestand, die weibliche Hälfte des Volkes betreffend, verschwiegen, verharmlost, bestritten, völlig ignoriert, nicht nur toleriert, sondern militant verteidigt wird? Wie ist es möglich, daß das häusliche Ghetto für die Hälfte der Bevölkerung als unantastbares „Privates“, „Naturnotwendiges“, gar „Intimes“, in jedem Falle als Nichtpolitikum, deklariert werden kann?

4. Warum wird die totale, schrankenlose Gewalt über Frauen nicht in politischen Kategorien gefaßt? Und welche Kriterien sind vorhanden, die es zwingend vorschreiben, die allgemeine Situation der Frauen als Politikum zu definieren?

Als Kriterium des historisch ältesten und qualitativ extensivsten Leibeigenschafts-Verhältnisses lassen sich die üblichen Kriterien dieser feudalistischen Institution, 1. örtliche Gebundenheit; 2. persönliche Dienstleistungen; 3. Gerichtswillkür bzw. Selbstjustiz des Herrn, z.B. durch das Züchtigungsrecht, für die Frauen nachweisen. Hinzu kommt ein frauenspezifisches Kriterium: die sexuelle Leibeigenschaft, die totale Verfügung und Nutzung des Leibes.

Der Terminus Leibeigenschaft (– eigenschaft mhd. für Eigentum), d.h. Eigentum haben am Leib der Frau, ist noch drastischer und zutreffender als der mitunter gebrauchte Begriff Sexualsklaverei, weil er den Zugriff der patriarchalen Gesellschaft auf den Leib als Produktivkraft *aller* Frauen, verdeutlicht.¹⁰

Diesen enormen Widerspruch, die Aufspaltung der modernen Gesellschaft in eine bürgerlich-demokratische außerhalb des Hauses und eine nicht-bürgerliche, d.h. feudalistisch-patriarchale im Haus und ihre ökonomischen Ursachen, hat schon die amerikanische feministische Theoretikerin Charlotte Perkins Gilman 1898 sehr klar erkannt, als sie feststellte:

„... Sklavenarbeit in einer hochentwickelten Industrieration ist eine historische Anomalie. Daß jedoch immer noch, die sozial weit niedere Form der weiblichen häuslichen Arbeit in diesem Jahrhundert konserviert wird, eine Demokratie für Männer und ein Patriarchat für Frauen, ist ein hinrissiger Anachronismus.“

Geschlechterpatriarchalismus und Kapitalismus bestehen nebeneinander fort, wobei das erstere System als „Privatbereich“ bezeichnet, angeblich kein Politikum ist. Doch es besteht kein Zweifel, daß das ökonomische und politische System des Geschlechterpatriarchalismus, dem die Frauen auch noch im 20. Jahrhundert unterworfen sind, ein Politikum ist, wie der Standespatriarchalismus, z.B. die Leibeigenschaft der Bauern, der erst

zu Anfang des 19. Jahrhunderts abgeschafft worden ist. Nennt man die patriarchale, personale Abhängigkeit der Frauen Leibeigenschaft, so wird der politische Charakter von Ehe und Familie in aller Deutlichkeit und politischen Brisanz erkennbar, wird der historische Anachronismus und der schreiende Widerspruch zum angeblich bereits eingeführten Gleichberechtigungsprinzip sichtbar. Es gibt keine „Gleichberechtigung“ in der Leibeigenschaft.

Hannelore Schröder

Anmerkungen

- 1) § 1356 BGB – in der Version des Gleichberechtigungsgesetzes – lautet:
 - 1) „Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist.
 - 2) Jeder Ehegatte ist verpflichtet, im Beruf oder Geschäft des anderen Ehegatten mitzuarbeiten, soweit dies nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten leben, üblich ist.“
- Dazu auch § 1360, worin die Frau zu Hausarbeit und Erwerbsarbeit verpflichtet ist, um die Familie und notfalls den Mann zu ernähren. Hier wird also die *doppelte* Arbeit der Frau gesetzlich fixiert, im Widerspruch zum *Gleichheits*gebot.
- 2) Siehe Walter Euchner, „Egoismus und Gemeinwohl“, Frankfurt 1973
- 3) Hannelore Schröder, „Die Eigentumslosigkeit und Rechtlosigkeit der Frau in der patriarchal-bürgerlichen politischen Theorie, dargestellt am Beispiel von Johann Gottlieb Fichtes Grundlage des Naturrechts“, unveröffentlichte Dissertation, Frankfurt 1975, S. 2
- 4) *ibid.*, S. 3 ff
- 5) *ibid.*, S. 5 ff
- 6) *ibid.*, S. 17 ff
- 7) *ibid.*, S. 35; das Zitat im Zitat stammt aus Andreas Heusler, „Institutionen des deutschen Privatrechts“, Bd. 1, Leipzig 1885, S. 105
- 8) *ibid.*
- 9) *ibid.*, S. 40/41
- 10) *ibid.*, S. 44/45

Ausbruch, weil wir lesbisch sind?!

Kritische Einschätzung der Sommeruniversität aus der Perspektive von Lesbierinnen.

Die Sommeruniversität: eine Idee und Aktivität von Frauen für Frauen – für alle Frauen, wie wir dachten. Wir: das sind lesbische Frauen aus dem LAZ. Wir haben uns während der Sommeruni zusammengetan, um „unsere“ Problematik einzubringen, und wir haben uns nach der Sommeruniversität zusammengesetzt, um unsere Erfahrungen zu diskutieren und aufzuschreiben – nicht nur für uns, sondern für alle Lesben.

Unser erster Kritikpunkt bezieht sich darauf, daß wir Lesben aus der vorbereitenden Organisation ausgeschlossen waren, obwohl bekannt war, daß einige von uns „sogar wissenschaftlich“ über Lebensbedingungen von Lesbierinnen gearbeitet haben, falls dies das Hauptkriterium der Mitarbeit war (was wir nie ganz herausbekommen haben). Außerdem besteht das LAZ bereits seit fünf Jahren, in denen wir genügend Zeit hatten, uns mit den Bedingungen unseres lesbischen Daseins in der uns umgebenden heterosexuellen Umwelt auseinanderzusetzen. Als Begründung für das Nichtmiteinbeziehen der Situation von Lesben wurde uns im Nachhinein von den veranstaltenden Dozentinnen – von denen ein Teil selbst lesbische Beziehungen hat – gesagt, daß sie dies nur als *ein* Problem unter vielen sähen, womit sich niemand von ihnen explizit auseinandergesetzt hätte, da ihre jeweiligen Schwerpunkte auf anderen Gebieten lägen.

Frage 1: Warum sind sie dann nicht an uns herangetreten, um uns um unsere Mitarbeit zu fragen?

Frage 2: Wenn sie das Lesbischsein als *einen* Aspekt unter anderen sehen, warum haben sie diesen Aspekt in wesentlichen Themenbereichen (z.B. Frauen im Strafvollzug, Frauen in der Psychiatrie) noch nicht einmal ansatzweise problematisiert, sondern völlig außer acht gelassen?

Frage 3: Warum haben sie die „Lösung“, die sie darin sahen, daß wir Lesben eine *eigene* Gruppe bilden sollten, „vergessen“ vorzuschlagen?

In der Diskussion um diese Fragen, die nur einen Ausschnitt aus unserer „Behandlung“ während der Sommeruni darstellen, sind wir zu dem Schluß gekommen, daß *der Kern des Problems in dem beschränkten Bewußtsein der Dozentinnengruppe von der gesellschaftlichen Relevanz von Lesbierinnen liegt*. Das heißt, das Lesbischsein als ein Problem von Frauen zu begreifen, das durchaus gleichrangig neben vielen anderen Problemen besteht (z.B. die Situation als Hausfrau und Mutter), verkennt den die Basis des Systems – die Familie – sprengenden Charakter. Lesbischsein ist eben nicht einfach eine sexuell-emotionale Variante, die *irgendeine* Norm infrage stellt, sondern Lesbischsein bedeutet in letzter Konsequenz die *totale Verweigerung von heterosexuellen Normen!* Daß diese Verweigerung sowohl eine Ursache in der Ablehnung des heterosexuellen Geschlechtsverkehrs hat als auch gleichzeitig in ihr gipfelt, beinhaltet jedoch keineswegs die Reduktion darauf (=sexuelle Spielart). Wir alle wissen, daß mit der Einhaltung der heterosexuellen Tradition bzw. mit ihrer bewußten oder unbewußten Verweigerung der Übernahme bzw. Ablehnung eines ganzen Rollenbündels, einer geschichtlichen Deformation der Hälfte der Menschheit verbunden ist. Und wir wissen auch, daß in der *totalen* Abgabe an das Patriarchat eine Sprengkraft gegenüber der uns Frauen jahrtausendlang unterdrückenden Männerherrschaft liegen kann, wenn sie nur als solche begriffen werden.

Die Frauen der Dozentinnengruppe haben sich uns Lesben gegenüber so verhalten, wie sich Männer gewöhnlich Frauen gegenüber verhalten: sie haben uns schlicht und einfach „vergessen“!

Und nicht nur das. Als wir in eine Arbeitsgruppe gingen, um die Frauen darauf aufmerksam zu machen, daß auch Lesben hinter Gefängnismauern sitzen und nicht nur gleichen, sondern verstärkten Repressionen ausgesetzt sind als andere Frauen, wurde uns der Vorwurf gemacht, wir würden spalten in heterosexuelle und lesbische Frauen – als ob nicht die Spaltung längst dagewesen wäre durch das absolute Ignorieren von Lesben!

Es geht uns nicht darum, immer und überall als „das besondere Problem“ erwähnt zu werden. Es geht uns vielmehr darum, daß *alle* Frauen begreifen, daß das Problem von Lesben nicht unsere „Privatsache“, sondern daß es das Problem von *allen* Frauen ist. Die Diffamierung und gesellschaftliche Verachtung und Unterdrückung von Frauen findet ihre

äußerste Zuspitzung in der Diskriminierung von Lesben, die sich dem Zwang nach Heterosexualität und den damit verbundenen gesellschaftlichen Rollen nicht unterwerfen, sondern sich am wunden Punkt der patriarchalischen Struktur die Freiheit nehmen, ihre Liebes- und Lebenspartnerin gerade entgegen der Norm zu suchen (wobei die damit verbundenen Probleme nicht uns Lesben zur Last gelegt werden können, sondern als gesellschaftliche zu begreifen sind). Als das Problem aller Frauen wurden wir Lesben draußengelassen, „vergessen“, nicht als unser „besonderes“ Problem!

Welche Funktion hat eine feministische Wissenschaft, wenn sie Kleptomane von Frauen qualitativ gleichsetzt mit der Lebenssituation von Lesbierinnen – und nicht nur gleichsetzt, sondern im Grunde genommen als wissenschaftlich interessanteren „Aspekt“ behandelt?

Die Beispiele, die die Dozentinnen angeführt haben, um beispielsweise die Situation von Frauen im Knast oder in der Psychiatrie zu verdeutlichen, bezogen sich ausschließlich auf heterosexuelle Frauen – nicht einmal das Wort „lesbisch“ ist gefallen. Gerade im Strafvollzug und in der Psychiatrie befinden sich lesbische Frauen, die aus „ihrer Rolle gefallen sind“, die dafür bestraft oder davon „geheilt“ werden sollen. *Warum* war nur von Frauen die Rede, die ihre Kinder töten und nicht auch von Frauen, die keinen anderen Ausweg wissen, als ihren Mann umbringen zu lassen, um mit einer Frau zusammen leben zu können?

Warum wurde nichts gesagt über sexistische Prozeßführung gegen Lesbierinnen, wo es nicht mehr darum geht, ein Verbrechen wie Mord und Totschlag zu verhandeln, sondern vielmehr das „Liebesleben der lesbischen Frauen“ (BZ-Überschrift vom Sept. 74) an's Licht und an die Öffentlichkeit zu zerren (wobei bei Kindestötung die Öffentlichkeit in der Regel ausgeschlossen ist, da „kein öffentliches Interesse vorliegt“)?

Warum wurde nicht auf verschärfte Haftbedingungen von Lesben eingegangen, die wegen ihrer „abartigen Neigung“ häufiger als andere Frauen der Isolationsfolter ausgesetzt sind?

Warum wurde nicht miteinbezogen, daß gerade Lesben starke Rollenschwierigkeiten und Identitätsstörungen haben und damit einen großen Teil der Frauen in psychiatrischen Anstalten ausmachen?

Warum wurde nicht auch und gerade am Beispiel von Lesben die systematische Zerstörung menschlicher Existenz angeführt?

Wir können mit ähnlichen Beispielen alle an der Sommeruni gehaltenen

Vorträge befragen und würden zum gleichen Ergebnis kommen: In der feministischen Wissenschaft, wie wir sie an der Sommeruni '76 erfahren haben, ist Lesbischsein offenbar „Privat“sache und damit nicht notwendig oder wichtig, diskutiert und miteinbezogen zu werden!

Eine erfreuliche Ausnahme, die jedoch leider nur die Regel bestätigte, war der Beitrag über „Berufsverbote für Musen, Frauen in der Kunst des 19. Jahrhunderts.“

Zum Schluß sei noch eine Sache erwähnt, die in diesem Zusammenhang für sich spricht und deshalb nicht näher ausgeführt werden soll: Aufgrund eines Bildzeitungsartikels mit der Schlagzeile „Ausgebrochen weil sie lesbisch sind“, der alle Frauen und nicht nur lesbische Frauen auf's Übelste diffamierte, beschloß die große Mehrheit der auf der Sommeruniversität anwesenden Frauen nach mehr als dreistündiger Diskussion eine Resolution zur Weiterleitung an dpa und damit an alle Presseorgane mit folgendem Wortlaut:

„Die Teilnehmerinnen an der Sommeruniversität für Frauen in Berlin protestieren gegen den Artikel „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ in der BZ vom 9. Juli 1976 (Ausgabe Westberlin). Die Diffamierung und Kriminalisierung lesbischer Frauen ist ein Angriff auf die Frauenbewegung und alle Frauen. Wir, die wir unsere gesellschaftliche Situation und unsere persönlichen Beziehungen gemeinsam zu ändern versuchen, müssen angesichts dieses sexistischen Journalismus ebenfalls eine Kriminalisierung befürchten! Wir erklären deshalb, daß wir alle lesbisch sind.“

Diese Resolution, in der zwar noch immer eine Abgrenzung von „echten“ Lesben liegt (und zwar durch das Wort „deshalb“), die jedoch andererseits das Resultat einer intensiven, positiven Auseinandersetzung heterosexueller Frauen ausdrückt, ist von der Dozentinnengruppe, obwohl sie ausdrücklich damit beauftragt worden war, nicht weitergeleitet worden.

So kann unsere Waffe „Frauen gemeinsam sind stark“ stumpf werden!!!

Frauen aus dem Lesbischen Aktionszentrum

Terror-Mädchen Ausbruch, weil sie lesbisch sind?



10. Berlin, 9. Juli
Tausende von Berlinerinnen haben sich am Sonntag zum ersten Mal an der Sommeruniversität für Frauen in Berlin beteiligt. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.

Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.

Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.

**Frauen für den
Wetraum
gesucht**
Auf dem 10. Juli 1976... Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.



Ein Segen: Der erste Regen
10. Berlin, 9. Juli
Das war die schönste Erfahrung! Gestern mittags, kurz nach zwei Uhr, begann es in München. Auf dem Stadtplatz sprudelten die Regentropfen die Schirme auf. In Tausenden wurden wir mit unserer Regenwetter getrieben. Mitunter wurden wir sogar in die Regenwolken hineingeweht. In München war es ein Segen, das es endlich regnete. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.

„Tätchen“ fischchen

10. Berlin, 9. Juli
Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.



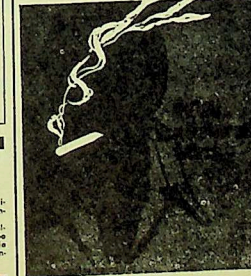
**Axel
Springer
bei
Rabin**

10. Berlin, 9. Juli
Der Berliner Vorleger Axel Springer war gestern mit dem israelischen Premierminister Golda Meir zusammen. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.

**Bergsteiger
starben
durch
Erdbeben**
10. München, 9. Juli
Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.

Berliner war der schnellste Segler
10. Berlin, 9. Juli
Der Berliner Segler... Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.

**Der teuerste
Mercedes
ist...
gekauft**
10. Berlin, 9. Juli
Der Teilnehmer... Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.



Idis Geheimpolizisten erstickten Geisel

10. Washington, 9. Juli
Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt. Die Teilnehmerinnen haben sich mit dem Thema „Terrormädchen: Ausbruch, weil sie lesbisch sind?“ beschäftigt.

FRAUEN und WISSENSCHAFT



SOMMER - Universität
für FRAUEN

6.- 10 Juli

Rostlaube Habelschwerter Allee 45
Referate vormittags ab 10 Uhr
Arbeitsgruppen nachmittags ab 14 Uhr

- Dienstag, 6.7. 10.00 Eingangsveranstaltung: Zur Situation der Frauen an der Universität
14.00 Weibliche Sozialisation in der Schule
15.00 Women's Studies in den U.S.A.
Mittwoch, 7.7. Frauen im Strafvollzug
Frauen in der Psychiatrie
20.00 FRAUENFEST
Donnerstag, 8.7. Zur Geschichte der Hausarbeit
Übersetzung der Hausarbeit/Heimarbeit
20.00 Protestantischer Antifeminismus
(am Beispiel der SPD-Ortsgruppe Düsseldorf von 1890-1914)
Freitag, 9.7. Frauen in der Literatur
Benutzbarkeit für Männer Frauen in der Kunst des 19. Jhdts.
Samstag, 10.7. Frauen in der nationalsozialistischen
Frauen unter dem deutschen Faschismus

ANHANG:

Flugblatt zur Sommeruni

Frauen und Wissenschaft

Sommeruniversität für Frauen

6.-10. Juli 1976

Ort: Rostlaube, Habelschwerdter Allee 45

Vor 100 Jahren, in der ersten Frauenbewegung, erkämpften sich Frauen den Zugang zu Hochschulen und qualifizierten Berufen. Es war ein erster Schritt. Seit damals hat sich die Lage der unbezahlt arbeitenden Hausfrauen und der Arbeiterinnen, um deren Verbesserung gekämpft wurde, kaum geändert.

Von allen Hochschulabsolventen bis zum Jahre 1971 war nur jede 31. eine Frau. (von 24 708 000 waren 836 000 Frauen) Noch weniger Frauen erhielten Arbeitsplätze in Lehre und Forschung. Die wenigen, die sie erhielten, hatten keine Möglichkeiten, frauenspezifische Inhalte zu vertreten. Wir müssen deshalb den Kampf, der vor 100 Jahren begann, mit neuen Forderungen und Zielen wieder aufgreifen.

Wir sind eine interdisziplinäre Gruppe von Dozentinnen der TU und FU und verstehen uns als Teil der internationalen Frauenbewegung. Wir kämpfen sowohl gegen unsere allgemeine Ausbeutung als Frau wie gegen die Diskriminierung an unserem besonderen Arbeitsplatz. Aus diesem Verständnis entstand die Sommeruniversität. Wie die Frauenbewegung in den USA mit ihren „women's studies“, so fordern auch wir Arbeits- und Forschungsmöglichkeiten mit frauenspezifischen Forschungsinhalten. An den deutschen Universitäten haben Frauen begonnen, sich in Gruppen zu organisieren, Hochschulzeitungen herauszugeben, frauenbezogene Seminare und Projekte durchzuführen und in Examensarbeiten eigene Forschungsansätze zu entwickeln. Wir glauben, daß die Sommeruniversität ein Beitrag zur Entwicklung dieser Ansätze sein kann. Wir wollen einige Arbeiten und die Formen interdisziplinärer Gruppenarbeit einer breiten Öffentlichkeit von Frauen bekannt machen, zur Diskussion stellen und zur eigenen Initiative anregen.

Darüberhinaus soll die Sommeruniversität unsere Forderungen und unsere Bewegung speziell im Hochschulbereich unterstützen. Unsere hochschulpolitischen Ziele lassen sich in zwei Punkten umreißen:

Ausbau, nicht Einschränkung von Ausbildungsmöglichkeiten und qualifizierte Arbeitsplätze für Frauen.

Die Einsparungen im Bildungsbereich und die Art, wie sie durchgesetzt werden, erweisen sich in ihren Auswirkungen als gezielter Angriff auf die Qualifizierung von Frauen. Dadurch wird der Anteil der Frauen an der Hochschullehrerschaft, der ohnehin lächerlich gering ist, weiter verkleinert. Schlimmer noch sind die gesellschaftlichen Folgen: das Berufsverbot für junge Frauen wird auf kaltem Wege durchgesetzt – die traditionelle Rolle als Hausfrau und Mutter wird für sie wieder zur vorherrschenden Lebensperspektive. Deutlich wird diese Tendenz an folgenden Beispielen: Der Zugang zum zweiten Bildungsweg, der in den letzten Jahren zunehmend und zum Teil überwiegend von Frauen genutzt wurde wird für Frauen durch die Voraussetzung einer fünfjährigen Berufspraxis faktisch gesperrt. Der Numerus Clausus bewirkt jetzt schon, daß Abiturientinnen „freiwillig“ ihr Berufsziel zurückstecken und daß die elterlichen Anstrengungen sich auf die Berufsausbildung der Söhne konzentrieren. Teilzeitassistentenstellen, die für Mütter meist die inzige Möglichkeit waren, wissenschaftlich weiterzuarbeiten, werden abgeschafft. Der universitäre Mittelbau und besonders die Assistentenstellen werden drastisch reduziert, Assistentenprofessuren abgeschafft: also der Bereich, in dem Frauen – falls überhaupt – innerhalb der Universität Arbeitsmöglichkeiten fanden.

Aber: Wir wollen nicht nur mehr Stellen innerhalb einer Universität, die ansonsten unverändert bleibt. Wir wollen die Machtstruktur der Universität und die Inhalte ihrer Wissenschaft verändern. Wir stellen damit die gegenwärtige Rolle der Universität in dieser Gesellschaft in Frage; als Sozialisationsinstanz für stereotype Geschlechterrollen und als Ort für eine Wissenschaft, deren Ergebnis nicht nur unsere Psyche, sondern – etwa mit der Pille – auch unseren Körper zerstören.

Das Thema 'Frauen' wird in der traditionellen Wissenschaft entweder gar nicht oder mit unerträglichen Vorurteilen behandelt.

Deshalb: Lehr- und Forschungsinhalte müssen von Studentinnen, Dozentinnen und anderen Frauen in der Universität so bestimmt und bearbeitet werden können, daß sie den Bedürfnissen aller Frauen und den Erfordernissen des Kampfes um unsere Befreiung entsprechen.

Deshalb fordern wir: auf allen Ebenen des Hochschulbetriebs muß der Anteil der Frauen ihrem realen Anteil in der Bevölkerung entsprechen. Das setzt voraus

1) Erhaltung und Erweiterung der Einrichtungen des zweiten Bildungswegs

2) Zusätzliche familienunabhängige Stipendien für Frauen
Weiter fordern wir:

- Die Einrichtung eines Frauenarchivs- und einer bibliothek
- Einrichtung von Studienschwerpunkten zur Situation der Frau an allen Fachbereichen und Instituten
- Anerkennung von Examensarbeiten
- mehr Arbeitsplätze für Frauen in Lehre und Forschung
- frauenspezifische Lehrstühle, Assistentenprofessuren, Assistentenstellen

Frauenspezifische Lehrveranstaltungen an den Berliner Universitäten und Volkshochschulen 1972 - 1977.

Die folgende Zusammenstellung, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, gibt einen ersten Überblick über frauenspezifische Lehrveranstaltungen und Frauenforen, die seit 1971 an Berliner Universitäten und Volkshochschulen gehalten wurden. Sie soll Anregung geben zu ähnlichen Lehrveranstaltungen an Universitäten und Volkshochschulen der Bundesrepublik und wird verstanden als erster Schritt zu einem ausführlichen Informationsblatt, das neben den bloßen Titeln auch Seminarbeschreibungen, Bibliographien und abschließende Berichte enthält. Um dieses Informationsblatt herzustellen, bitten wir um Angaben über Veranstaltungen, die an Universitäten, Volkshochschulen und ähnlichen Institutionen in den letzten Jahren gehalten wurden.

Hanna Beate Schöpp-Schilling

Freie Universität Berlin

FB 9 : Rechtswissenschaft

- WS 74/75 : Dürkopp, Hardtmann : Pg „Projektgruppe: Frauenkriminalität“
 SS 75 : Dürkopp, Hardtmann : Pg „Projektgruppe: Frauenkriminalität (Fortsetzung)“
 WS 75/76 : Dürkopp, Hardtmann : Pg „Projektgruppe: Frauenkriminalität (Fortsetzung)“
 SS 76 : Pfarr, Dürkopp : Pg „Projektgruppe: Soziale Situation der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft und ihr Ausdruck in der Rechtsordnung“

FB 11 : Philosophie und Sozialwissenschaften

- WS 71/72 : Menschik : P „Frau im Erwerbsleben der BRD I“
 SS 72 : Menschik : P „Frau im Erwerbsleben der BRD II“
 WS 72/73 : Menschik : P „Frau im Erwerbsleben der BRD III“
 a) Lage der Frau in Beruf, Familie und Gesellschaft in der DDR b) Theorie und Praxis gewerkschaftlicher Frauenarbeit seit 1945“
 : Menschik, Scheu : P „Psychologische Probleme der Berufstätigkeit der Frau“
 SS 73 : Scheu : P „Psychologische Probleme der Berufstätigkeit der Frau (Fortsetzung)“
 WS 73/74 : Scheu : P „Psychologische Probleme der Berufstätigkeit der Frau III“

- SS 74 : Scheu : P „Psychologische Probleme der Berufstätigkeit der Frau (Fortsetzung)“
 WS 74/75 : Bookhagen : Ü „Ursachen und Bedingungen psychologischer Konflikte bei Studentinnen“
 : Scheu : P „Psychologische Probleme der Berufstätigkeit der Frau (Fortsetzung)“
 SS 75 : Scheu : P „Psychologische Probleme der Berufstätigkeit der Frau (Fortsetzung)“
 WS 75/76 : Hagemann-White : Pj „Projekt: Zur Situation der Frau“
 : Hagemann-White : K „Lektürekurs: Frauen, das verrückte Geschlecht?“
 : Scheu : P „Psychologische Probleme der Berufstätigkeit der Frau (Fortsetzung)“
 SS 76 : Hagemann-White : Pj „Zur Situation der Frau II“
 : Kootz : Ü „Frauenarbeitsplätze: arbeitsmedizinische und arbeitspsychologische Beurteilung (Analyse ausgewählter Untersuchungen zum Thema: ‚Industriearbeit und Gesundheitsverschleiß‘“
 : Menschik : Ü „Auswirkung der Erwerbstätigkeit von Müttern auf deren Kinder“
 : Scheu : P „Psychologische Probleme der Berufstätigkeit der Frau (Fortsetzung)“
 : Stahl-Menschik : Ü „Die Persönlichkeitsentwicklung der Frau“
 : Tielsch : S „Das ‚Recht auf Leben‘ (Art. 2 II GG) und die Abtreibungsproblematik“
 WS 76/77 : Hagemann-White, : S/AG/
 Kootz : P „Zur Situation der Frau III“
 : Kootz : „Pathologie der industriellen Arbeitswelt: Frauenarbeitsplätze II“
 : Sander : „Rollenverhalten und Sexismus im Film“
 : Schwarzer : „Frauen und Medien“
 : Duske : „Frauenbild und Selbstverständnis westdeutscher Frauenzeitschriften“

FB 12 : Erziehungswissenschaften

- SS 74 : Albrecht-Heide : S „Sozialisationsbedingungen von Frauen in der BRD“
 SS 75 : Albrecht-Heide : S „Sozialisationsbedingungen von Frauen in der BRD (Fortsetzung)“
 SS 76 : Albrecht-Heide : S „Die Situation von Schülerinnen und Lehrerinnen in der Schule“
 : Schiek : S „Reflexion und Aufarbeitung der eigenen Sozialisation, unter Heranziehung einschlä-

- giger Literatur zu geschlechts- und geschlechtsspezifischer Sozialisation“
 : Knigge-Illner : K „Sozialisation und Geschlechtsrollentypisierung in Familie und Schule“
- FB 15 : Politische Wissenschaften**
 SS 75 : Schmidt-Harzbach : Ü „Marxismus und Feminismus“
 WS 75/76 : Schmidt-Harzbach : Ü „Marxismus und Feminismus (Forts.)“
 SS 76 : Schmidt-Harzbach : Ü „Marxismus und Feminismus – Frauennarbeit und Organisationsformen für Frauen“
 SS 76 : Buchner : Ü „Die Frau in Familie, Arbeitswelt und Gesellschaft in der Sowjetunion“
 WS 76/77 : Tröger : „Frauen im Faschismus“
 : Gläßner : „Arbeitsmarkt und Berufsstatistik der weiblichen Erwerbstätigen in der BRD“
 : Eckmann : „Die Situation der Frau in der BRD in Beruf und Familie“
 : Sachse : „Probleme gewerkschaftlicher Organisation von Frauen“
- Z I 1 : Osteuropa-Institut**
 WS 73/74 : Imendörfer : PS „Die Emanzipation der Frau in der sowjetischen Literatur“
- Z I 2 : John F. Kennedy-Institut für Nordamerikastudien**
 WS 73/74 : Schöpp-Schilling : PS „Die Frau in der amerikanischen Fiktion der Jahrhundertwende: Dargestellt an Romanen von K. Chopin, L.M. Alcott, E. Wharton“
 WS 74/75 : Schöpp-Schilling : HS „ ‚Female Authors‘ and ‚Feminist Criticism‘: V. Woolf, M. McCarthy, D. Lessing“
 SS 75 : Chametzky, Schöpp-Schilling, Sollors, Wilz : V „Broadening the Canon: Minorities, Women, Radicals in Letters, Documents, Autobiography, Fiction“
 WS 75/76 : Allen : V „Women in History“
 : Allen : V „Women in Literature“
 : Bock : PS „Zur Geschichte von Familie und Frau in den USA seit dem 19. Jahrhundert“
 : Nickel, Schöpp-Schilling, Schultz : PS „Die amerikanische Frau in Literatur und Gesellschaft: Erstellung einer Unterrichtseinheit“
 SS 76 : Bock : PS „Kapitalismus und weibliche Hausarbeit in den USA zur Zeit der Progressive Era“

- : Feilhauer, Schultz : PS „Die Frau in den USA in Literatur und Gesellschaft: Erstellung einer Unterrichtseinheit“
 WS 76/77 : Schultz : PS „Einführung in die Didaktik zum Schulpraktikum mit dem Thema ‚Die Frau in den USA‘“
 : Schöpp-Schilling : PS „Amerikanische Kurzprosa von Frauen über Frauen“

Pädagogische Hochschule Berlin

- SS 73 : Steppke : „Zur Bedeutung der Vorschulerziehung für die Sozialisation von Mädchen“
 WS 74/75 : Neumann-Schönwetter : „Psychoanalyse der Familie“
 WS 75/76 : Neumann-Schönwetter : „Zur Psychoanalyse der frühen Kindheit“
 : v. Plato : „Ph. Chessler: *Frauen, das verrückte Geschlecht?*“
 SS 76 : Neumann-Schönwetter : „Familiale Grundlagen von Leistungsängsten“
 : v. Plato : „Psychosomatische Erkrankungen von Mädchen und Frauen“
 WS 76/77 : Neumann-Schönwetter : „Zur Psychoanalyse der Mutter-Kind-Beziehung“
 : Paulsen : „Soziale und psychische Aspekte des Mutter-Kind-Mythos“
 : v. Plato : „Weibliche Sozialisation und Depressivität“

Technische Universität Berlin

- SS 75 : Wahl-Terlinden : T „Frauen als Planungsbetroffene in Gropiusstadt“
 WS 75/76 : Dilthey : „Frauenspezifische Sozialisation: ihre Ursachen und Auswirkungen I“
 SS 76 : Dilthey : „Frauenspezifische Sozialisation II: Zusammenhang von frauenspezifischer Sozialisation und psychischen Störungen von Frauen“
 WS 76/77 : Dilthey : „Psychoanalytische Theorien zur Weiblichkeit“
 : Dilthey : „Konzepte päd.-psych. Beeinflussung von Lernprozessen im Unterricht“
 : Völker : Ü „Frau und Beruf“

Volkshochschule Neukölln

- WS 72 : Freigang : Forum: „Die Frau in der modernen Gesellschaft“

- WS 73 : Stempel : Frauenforum: „Wer hat Angst vor der Superfrau? Zur Situation der Frau in der Bundesrepublik. Filme über Frauen, von Frauen, für Frauen“
- : Stempel : Frauenforum Gropiusstadt: „Um aus der ‚Isolation des Frauendaseins‘ herauszukommen, sich gegenseitig kennenzulernen, diskutieren gesellschaftlich-kulturell und politisch interessierte Frauen mit engagierten Sachkennern interessante Themen“
- : Zurmühl : Arbeitskreis zur Situation der Frau: „Versuch, einen Überblick zu gewinnen über in Deutschland vorhandene Frauengruppen, ihre Zielsetzungen, Programme, politischen Ausrichtungen“
- Frühjahr/
Sommer 74 : Stempel : Frauenforum: „Wer hat Angst vor der Superfrau?“
- Herbst 74 : Stempel : Frauenforum: „Arbeitskreis I: Frauen und Medien“
- : Zurmühl : Frauenforum: „Arbeitskreis II: Frauen und Sexualität“
- : Schumann : „Frauen, Kunst und Gesellschaft“
Sonderveranstaltungen: Filme:
„Macht die Pille frei?“
„Die Adjektiv-Frau“
- Frühjahr 75: Stempel : Frauenforum: „Arbeitskreis I: Frauen und Medien“
- : Zurmühl/Stempel : Frauenforum: „200 Jahre Frauenkämpfe: Wie weit haben wir es gebracht?“
- : Schumann : Frauenarbeitskreis: „Kunst und Gesellschaft“
- Herbst 75 : Stempel/Zurmühl : Frauenforum: „200 Jahre Frauenkämpfe: Wie weit haben wir es gebracht?“
- : Stempel/Zurmühl : Frauenforum: „Arbeitskreis: Die Lilien und die Rosen“
- : Zies : Frauenforum: „Frauen, Kunst und Gesellschaft“
- : Wesche-Blankenburg : Frauenforum: „Diskussionskreis junger Frauen vormittags (Gropiusstadt)“
- Frühjahr 76: Stempel/Zurmühl : Frauenforum: „200 Jahre Frauenkämpfe“
- : Stempel/Zurmühl : Frauenforum: „Arbeitskreis für Frauen: Bestandsaufnahme 1976“
- : Wesche-Blankenburg : „Ehe zwischen Trieb und Trott: Gesprächskreis über Partnerschaft und Emanzipation für Frauen und Männer“
- Herbst 76 : Müller/Schmid : Frauenforum: „Die Hälfte des Himmels...“

- : Schmid/Schlottmann : Frauenforum: „Frauen-Arbeitskreis: Die Lilien und die Rosen“
- Frühjahr 77: Müller/Schmid : Frauenforum: „Feminismus – ist das Ende der Männerherrschaft in Sicht?“
- : Schmid/Schlottmann : Frauenforum: „Frauenarbeitskreis: ‚Hexengeflüster‘ – oder: Was will die neue Frauenbewegung?“
- : Canetti : Frauenforum: „Frauen in anderen Ländern: Die Frauen in der Türkei“
- : Böhm : Frauenforum: „Die Frau im Lichte der Wissenschaft“
- : Kiderlen : Frauenforum: „Frauenbilder in der Kultur- und Literaturgeschichte“

Volkshochschule Schöneberg

- Frühjahr 75: Franke/Sander/Schumann/
Zurmühl/Stempel/Schlesier
u.a. : Frauenforum: „Arbeitskreis: Filme und Vorträge“
- : Franke : Frauenforum: „Frauen und Sexualität“
- : Matysiak : Buchstudienkreis: „Die gesellschaftliche Stellung der Frau im Spiegel der Dramen von Ibsen, Strindberg und Wedekind“
- Frühjahr 76: Bartsch/
Schmidt-Harzbach : Frauenforum: „Arbeitskreis I: Dienen lerne das Weib... Über den gesellschaftlichen Stellenwert der Frauenarbeit in Haushalt, Kindererziehung und Industrie“
- : Bartsch/
Schmidt-Harzbach : Frauenforum: „Arbeitskreis II: Frauen und Sexualität“
- : Wilhelm : „Die Geschlechterbeziehung in der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts“
- Herbst 76 : Bartsch/
Schmidt-Harzbach : Frauenforum: „Arbeitskreis I: Was will die neue Frauenbewegung“
- : Bartsch/
Schmidt-Harzbach : Frauenforum: „Arbeitskreis II: Frauen und Sexualität“
- : Bartsch/
Schmidt-Harzbach : Frauenforum: „Lektürekurs: Alice Schwarzer: *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen*“
- : Seifert/Jäger : Frauenforum: „Gesprächskreis für Hausfrauen“

- Frühjahr 77: Bartsch/
Schmidt-Harzbach : Frauenforum: „Arbeitskreis I: Was will die neue
Frauenbewegung?“
- : Bartsch/
Schmidt-Harzbach : Frauenforum: „Selbsterfahrungskurs“
- : Bittmann/Noeske : Frauenforum: „Selbsterfahrungsgruppe für
Frauen um 45 J. und älter“

Volkshochschule Charlottenburg

- Herbst 75 : Menschik : Universitätskurs: „Frauenemanzipation im
internationalen Vergleich“
- : Schwarzer : Diskussion: „Zum Jahr der Frau: Versuch einer
Bilanz“
- Herbst 76 : Meixner : Frauenforum: „Das Märchen vom schwachen
Geschlecht: Zur Geschichte und Theorie
der Frauenbewegung“
- : Vollbeh/Schultz : Frauenforum: „Frau und Gesundheit“

Volkshochschule Tempelhof

- Herbst 76 : Duden/Schöfthaler : „Geschlechtsspezifische Erziehung“

Volkshochschule Tiergarten

- Herbst 76 : Kirchner/Kling/
Manthey/ Schindele : „Frauen im Beruf – Frauen in der Familie“

Volkshochschule Reinickendorf

- Herbst 76 : Einrichtung eines Frauenforums

Volkshochschule Wilmersdorf

- Herbst 76 : Keck/Kroker : Frauenforum: „Gewalt gegen Frauen“
- Frühjahr 77: Bürkardt/Kroker : Frauenforum I: „Politik – für, gegen oder mit
Frauen?“
- : Fisch/Sachse : Frauenforum II: „Frauen in Beruf“
- : Stam : Frauenforum III: „Frauen lernen reden“

Volkshochschule Wedding

- Frühjahr 77: Lohmann : Frauenforum: „Probleme der Frau“

Volkshochschule Zehlendorf

- Frühjahr 77: Stam : „Gesprächskreis für Frauen“

Kontaktadressen:

Ingrid Bartsch
Hohenzollernstr. 3
1000 Berlin 37

Gisela Bock
Treuchtlingerstr. 1
1000 Berlin 30

Daniela Diltthey
Bambergerstr. 53
1000 Berlin 30

Barbara Duden
Bregenzerstr. 10
1000 Berlin 12

Marlis Dürkop
Stresemannstr. 27
1000 Berlin 61

Irmela von der Lühe
Bambergerstr. 59
1000 Berlin 30

Konstanze Pistor
Krusauerstr. 80c
1000 Berlin 49

Sibylle Plogstedt
Bozenerstr. 6–7
1000 Berlin 62

Jutta Poppinga
Fasanenstr. 58
1000 Berlin 12

Cillie Rentmeister
Bürknerstr. 6
1000 Berlin 61

Theresa Sauter-Bailliet
Parkstr. 158
5101 Aachen-Richterich

Ingrid Schmidt-Harzbach
Welsersstr. 6–8
1000 Berlin 30

Beate Schöpp-Schilling
Kommandantenstr. 21
1000 Berlin 45

Hannelore Schröder
Stargarderseg 12
34 Göttingen

Carol Hagemann-White
Pfalzburgerstr. 72
1000 Berlin 15

Sexismus in der Schule
Dagmar Schultz
Gustav Müller Platz 4
1000 Berlin 62

Mündliche Geschichte – die Geschichtsschreibung
der Geschichtslosen:

Annemarie Tröger
Klausenerplatz 2
1000 Berlin 19

Bildnachweis:

Bilder von der Sommerunt: Helga Feid, Heidrun Mazander, Renate Weitzel

Titel des Buches: Jutta Williams

Art.: Bock/Duden. S. 137–150 Karikaturen aus: E. Fuchs, A. Kind, Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit, Bd. 1–3, München 1913/14 – S. 153 Suffragetten, Lausanne 1970, S. 24 – S. 154 Mitteilg. d. Berliner Elektrizitätswerkes 7 (1911) S. 144 – S. 156 L. Schidrowith (Hrsg.), Sittengeschichte des Hafens und der Reise, Wien 1927, S. 235 – S. 158 A. Alland, Jacob A. Rijs, Photographer and Citizen, New York 1974, S. 129 – S. 160 Rijs, S. 179 – S. 174 I. Witte, Heim und Technik in Amerika, Berlin 1928, S. 57 – S. 176 I. Witte, S. 65 – S. 170 Der Stern, 5.8.1976 – S. 178 J. Kornbluh (Hrsg.), Rebel Voices, Ann Arbor 1968, S. 75 – S. 180 Berliner Hefte Bd. 1 (1976) S. 4 – S. 181 Mitteilg. d. Berliner Elektrizitätswerke 3 (1907) S. 78 – S. 182 Die Bauwelt Nr. 110 (Sept. 1911) S. 28 – S. 183 Mitteilg. Berliner Elektrizitätswerke 7 (1911) S. 64;

Art.: A. Tröger S. 324–355, sämtliche Fotos: Landesbildstelle Berlin;

Art.: S. Plogstedt S. 298–322, sämtliche Fotos: Fannina W. Halle, Die Frau in Sowjetrußland, Leipzig 1932.



COURAGE bringt's

Zu beziehen monatlich an allen
Kiosken in Berlin und in der BRD,
bei Montanus und im Buchhandel
Einzelheft 3,-DM, Halbjahres-Abo 18,-DM,
Jahres-Abo 36,-DM

berliner frauenzeitung
COURAGE

- Nr. 0/76: – Frauen im Druckerstreik
– Die Ausstellung Nofretere-Echnaton
– Der Tod an Ulrike Meinhof
- Nr. 1/76: Vergriffen!!
- Nr. 2/76: – Frauenhaus oder Krisenzentrum?
– Berufsverbot
– Frauen, wehrt euch! – Der Berliner
Verein „Selbstverteidigung für Frauen e. V.“
- Nr. 3/76: – Frauenwohngemeinschaften
– Jahrgang 1903 – Eine ehemalige
KPD-Stadtverordnete berichtet
– Die Berliner 5 218-Beratungsstellen
– BIFF – Beratung und Information
für Frauen
- Nr. 4/76: – Wie Frauen Kinder bekommen
„Meine Entbindung in der Klinik“
– Frauenarbeitslosigkeit
- Nr. 1/77: – Prostitution
– Hausgeburten – eine Alternative?
– Ein deutscher Bier-Mann
– Beruf: Schuhverkäuferin
- Nr. 2/77: – Bürgerinnen-Initiativen „Frauen
erklären Atom und Blei den Krieg“
– Feministische Presse
– Beruf: Nachrichtengeräte-Mechanikerin
- Nr. 3/77: – Lohn für Hausarbeit
– Künstlerinnen international 1877–
1977
– Beruf: Schriftsetzerin
– Verhütungsmittel

Jedes dieser Hefte gibt es für 3 MARK in Brief-
marken beim COURAGE Verlag:

Bleibtreustrasse 48, 1000 Berlin 12
Tel.: 030/883 65 29 und 883 65 69

Aus dem Inhalt:

- Frauenbewegung und Frauenuniversität/Frauenwissenschaft
- Kampf ums Frauenstudium
- Sexismus in der Schule
- Frauen in der Psychiatrie
- Frauen und Hausarbeit in der Geschichte
- Hausarbeit heute
- Feministische Literaturwissenschaft
- Berufsverbot für die Musen: Frauen in der Kunst
- Frauen in der Russischen Revolution
- Frauen unter dem Faschismus
- Proletarischer Antifeminismus am Beispiel der SPD 1900 – 1914
- Arbeitslosigkeit der Frau

SISTEMA BIBLIOTECARIO - COMUNE DI PADOVA



SBC000176191

10-00-6

DM 11,50